SEGEN u. FLUCH des GELDES

in der Geschichte der Völker

von

Fritz Schwarz



Segen und Fluch des Geldes

in der Geschichte der Völker

Eine geschichtliche Studie

von

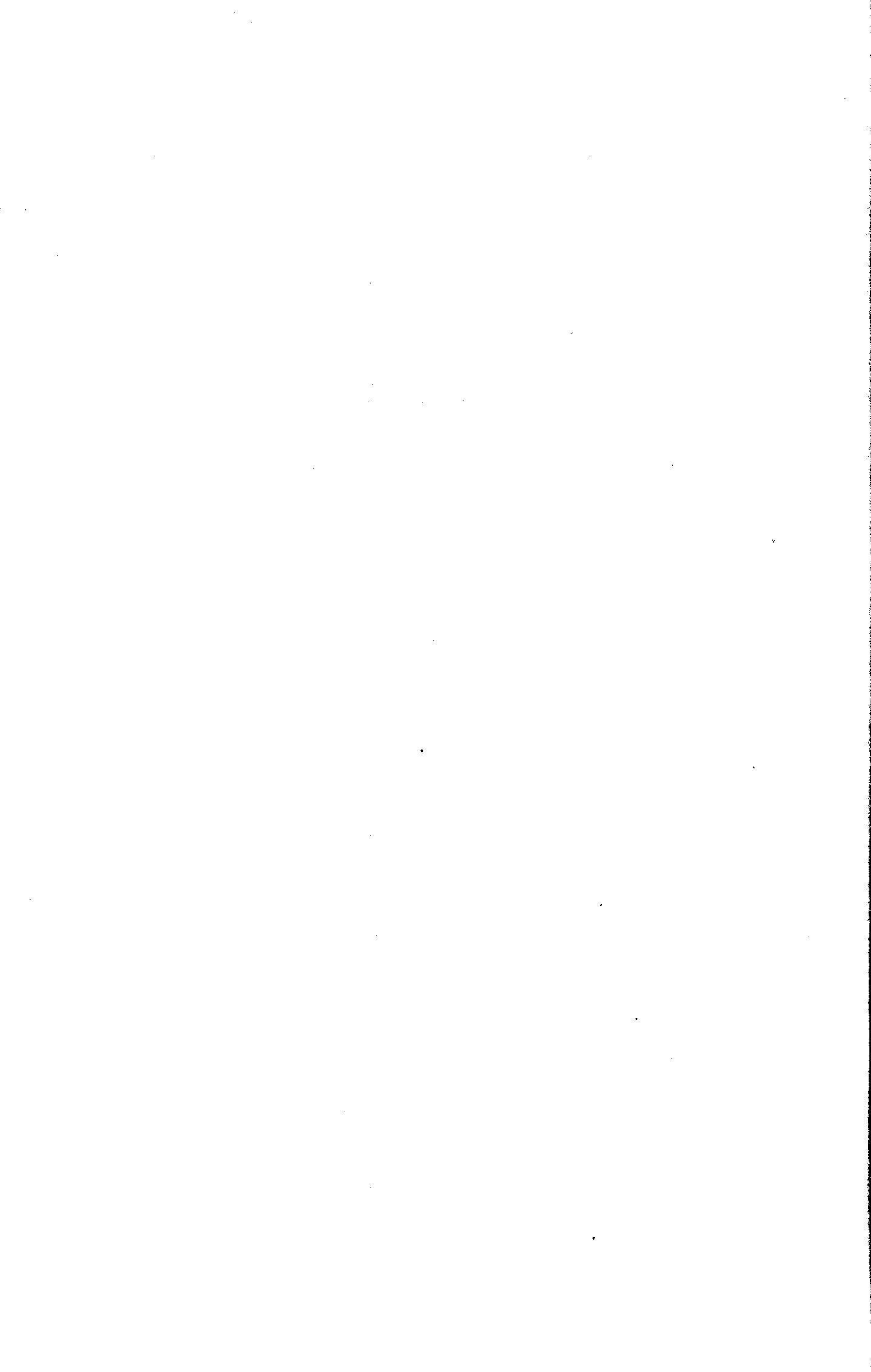
Fritz Schwarz



P. F. H.

Bern, 1925, Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses.

Meiner lieben Arbeitsstätte,
der
Ecole Nouvelle „La Pelouse“ bei Bex
und ihrer Leiterin
Mademoiselle L. Hemmerlin
die mir die Abfassung dieser Arbeit in Ruhe
ermöglicht hat
in herzlicher Dankbarkeit gewidmet.



Vorwort.

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich bewußt auf bloße Anregungen für künftige Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. Es wird nur bereits vorhandener Stoff zusammengestellt; auch wird nichts Abschließendes geboten. Erst während dieser Arbeit machte der Verfasser die Erfahrung, *wie* wichtig eigentlich die Aenderung des Geldes für die Entwicklung der Menschheit werden wird, weil das Geld gleichermaßen die *Wirtschaft* wie das *Geistesleben* der Menschen beeinflußt. In der Geschichte gibt es kaum etwas anderes, das so tief in *alle* Verhältnisse eingreift wie das Geld. „Die Geschichte der Menschheit, so meint *Jakob Bührer* (die „Heimat", 1923), ist die Geschichte seines Geldes", und fast gleichzeitig schrieb F. W. *Freitag*, der Gewinner eines Preisausschreibens der Universität St. Andrews, daß „die Geschichte der Menschheit die Geschichte ihres Geldes sei" ... woraus hervorgeht, daß diese Erkenntnis glücklicherweise gerade unter den jüngern Forschern überall an Boden gewinnt.

Sie war ganz verloren gegangen unter der Herrschaft der Goldwährung und unter dem Einfluß sozialdemokratischer Lehren. Beide hatten das *eine* gemeinsam: sie lenkten die Aufmerksamkeit vom *Austausch* und vom Tauschmittel ab und auf die *Produktion*, indem sie die Oeffentlichkeit glauben machten, daß *hier* die Quelle der Ausbeutung sei, und nicht im Tausch.

Erst der Weltkrieg mit der Zerrüttung der Währungen hat die Richtigkeit der Lehren von *Silvio Gesell*, die er erstmals 1891 veröffentlicht hatte, jedem Vorurteilslosen gezeigt und gleichzeitig auch die Unzulänglichkeit der sozialistischen Vorschläge klar aufgedeckt.

Die Beschränkung der Arbeit auf diese Zusammenstellung der bereits vorhandenen Forschungen erfolgte aus zwei Gründen: einmal würde die erneute Untersuchung, Uebersetzung und Bearbeitung der gesamten geschichtlichen Quellen die Arbeit einer ganzen Gesellschaft von Menschen erfordern, die sich erst noch zusammenfinden muß. Diese Forscher zusammenzubringen und ihnen in Umrissen die

Größe der Aufgabe zu zeigen, ist jedoch der erste Zweck der vorliegenden Arbeit. Und da die Stunde drängt, so geht diese Arbeit mit allen Fehlern und Mängeln eines bloßen Versuches heraus. Es müssen sich daran Untersuchungen auf beinahe allen Gebieten des menschlichen Lebens anschließen.

Durch die bloße Zusammenstellung und Beleuchtung dessen, was die bisherige Geschichtsschreibung sozusagen gegen sich selbst zu Tage gefördert hat, hoffe ich zudem dem Vorwurf einseitiger Ausnützung der Quellen zu entgehen. Ich arbeite mit dem Stoff, den mir andere zugetragen haben und zeige, daß durch die hier gegebene Erklärung eine Reihe von bisher unverständlichen Erscheinungen und Widersprüchen erklärt werden können. Neues Licht fällt vor allem auf die Ursachen des Niederganges alter Völker, aber nicht minder auf die heutigen Zersetzungserscheinungen.

Die Arbeit hat also letzten Endes nur einen Zweck: aus der Geschichte selbst die Möglichkeiten zu zeigen, dem drohenden Untergang des Abendlandes zu entgehen und die Geschichtsfreunde anzuregen, ihre Arbeiten diesem Zwecke unterzuordnen.

Ganz entschieden verwahren möchte ich mich zum Voraus gegen den Vorwurf, daß ich nach diesen folgenden Ausführungen dem geschichtlichen Materialismus huldige. Was ich im folgenden nachweisen will, ist die Wirkung des Tauschmittels auf das gesamte Leben der Völker, nichts mehr. Ueber das Wesen der treibenden Kräfte selbst enthalte ich mich jedes Urteils. Ich zeige bloß, wie sie durch das Geld benutzt, gehemmt oder gefördert werden, je nach dessen Verwaltung und Wesen.

Für die Durchsicht der ersten Niederschrift und für viele Anregungen kann ich schon an dieser Stelle Elly Glaser, für die Besorgung der Korrekturen und des Namensverzeichnisses Margrit Kummer herzlich danken.

Der Bitte um Nachsicht möchte ich noch die weitere um sofortige Mitarbeit anschließen. Wer Ergänzungen, Berichtigungen, neue Funde beibringen kann, ist ebenso herzlich wie dringend um seine Mitarbeit gebeten.

Bern, 26. Juni 1925. **Fritz Schwarz.**

I. Das Geld und seine Wirkungen.

Das Geld im Urteil der Denker.

Es gibt keinen Abschnitt der Weltgeschichte, in dem wir nicht Klagen über den schlimmen Einfluß des Geldes auf die Seele des Menschen vernehmen. Selten finden wir eine bedeutende Persönlichkeit, die sich nicht wenigstens einmal gegen das Geld und die Geldwirtschaft ausgesprochen hätte. Schon die Edda (9. Jahrhundert) enthält folgende Stelle:

Von wannen zuerst
Mord und Verderben?
Das Erz sie stampften,
Das Gold ausschmolzen
In Odinshall.
Dreimal aus Flammen
Aufs neue geboren,
Erstand da Goldvig —
Noch heute lebt sie,
Ueberall ist sie,
Nennet sich Geld:
Göttliches Walten
Hat sie geschändet,
Zur Hexe geworden
Treibet sie Zauber,
Des Bösen Genoß ...

Pythagoras sagt: „Ehret Lykurg, er ächtete Gold und Silber, die Ursache aller Verbrechen.“ Der alte Lateiner spricht von der „Auri sacra fames“, vom Goldhunger, ebenso wie der ganz moderne Dichter Hermann Bahr, von dem der Ausspruch stammt: „Solange wir den Fluch des Goldes nicht zerreißen, können wir nicht zu Menschen werden, und all unsere Sehnsucht bleibt Wahn!“ Wie Pythagoras, so betrachtet auch Walter Scott,

der Engländer, den „Geldwahn als die Wurzel alles Uebels", genau wie Thomas Morus, der behauptet, mit der bloßen Abschaffung des Geldes würden Laster und Elend von selber wegfallen. Sophokles nennt das Geld den größten Fluch der Menschheit, und im alten Rußland galt es als „unanständig, Heiligenbilder gegen Geld zu verkaufen; sie wurden gegen irgend eine andere Ware eingetauscht." Der geniale Karl Ludwig Schleich endlich, der 1923 verstorbene Berliner Arzt und Denker schrieb, daß eine sonderbare Uebereinstimmung herrsche zwischen der Wirkung des Goldes in der Chemie und seiner Wirkung in der Gesellschaft: wie es in der Chemie immer verwendet werde, um die schwersten und gefährlichsten Gifte an sich zu reißen, so ziehe es auch im Menschen alle schlechten Begierden obenauf und lasse das Gute in ihm zurücktreten und verschwinden: „Goldwahn bedeutet die Ausfällung des Besten im Menschen."

Auch dem Engländer Brice ist aufgefallen, wie stark die Bindung des Menschen mit dem Golde ist. „Niemand hat Liebe oder Haß zu Kohlenwasserstoff, niemand, der auf einen Felsen mit seinem Hammer schlägt, um festzustellen, ob er ein besonderes Gestein enthält, hat etwas anderes als Erkenntnis aus der Entdeckung zu gewinnen. Die einzigen chemischen Elemente, die Liebe oder Haß hervorgerufen oder Begeisterung eingeflößt haben, sind Gold und Silber." (Moderne Demokratien, München 1922, S.14).

Der Einfluß des Geldes auf den Menschen hat auch ganz besonders stark alle Religionen beschäftigt. „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen" — dieser Spruch ist bezeichnend für das Verhältnis zwischen dem guten und bösen Geist, deren Widerstreit ja einen großen Teil des Gehalts aller Religionen ausmacht.

Vom Segen und Fluch des Geldes.

„Man hat mit Recht die Erfindung des Geldes mit der Erfindung der Buchstabenschrift verglichen", sagt Mirabeau (Philosophie morale, chap. 2). „Wir können jedenfalls die Einführung der Geldwirtschaft im Ganzen als

einen der größten und wohltätigsten Fortschritte bezeichnen", meint Roscher (Volkswirtschaftslehre, S. 345). „Wohl keine Maschine, die so viel Arbeit ersparte wie das Geld" urteilt Lauderdale.

Wir können diese günstigen Urteile ebenso ins Unendliche vermehren wie die absprechenden. Das Doppelgesicht jeder Einstellung zu einer wichtigen Sache zeigt sich hier besonders scharf.

Wie hat sich die Entwicklung des Geldes vollzogen, und welches sind ihre Folgen für die Menschen gewesen? Diese Fragen werden uns zuerst beschäftigen müssen.

Man wundert sich heute bei der Betrachtung der Geschichte des Geldes darüber, was früher alles als „Geld" verwendet worden ist, und vergißt dabei, daß im Grunde jeder sein Arbeitserzeugnis als „Geld", d. h. als etwas auch für andere Geltendes betrachtet haben will. Jede Ware kann Geld werden, und jede Ware trägt die Neigung in sich, als Geld genommen zu werden. Sie will eben „gelten". Der Austausch gegen andere Dinge vollzieht sich unter Markten und Feilschen. Je allgemeiner eine Ware begehrt ist, je umfassender sie verwendet werden kann, desto größer ist ihr Geltungsbereich, desto allgemeiner wird sie angenommen. Dabei zeigt es sich, daß leicht teilbare und trotzdem auch als Teil noch brauchbare Gegenstände den Tausch erleichtern, weil sie gegen wertvolle so gut wie gegen geringwertige Dinge im rechten Mengeverhältnis gegeben werden können. Es zeigte sich auch, daß Gegenstände vorübergehend in Tausch angenommen wurden, die leicht ohne Schaden aufbewahrt werden konnten.

Wenn Frl. Zelie vom Theater lyrique in Paris auf den Freundschaftsinseln ein Konzert gibt und dafür als Eintrittsgeld 3 Schweine, 23 Truthühner, 44 Hühner, 500 Kokosnüsse, 1200 Ananas, 120 Maß Bananen, 120 Kürbisse und 1500 Orangen erhielt, so mußte sie den Schweinen die Kürbisse, den Hühnern die Bananen und Orangen zu fressen geben, um schließlich glücklich zu sein, den durchgefütterten Rest ihrer Einnahmen gegen „Hartgeld" eintauschen zu können, das aus Muscheln bestand. Da begreifen wir, daß die Metalle, und unter diesen

wieder die Edelmetalle, sich als Geld durchsetzen mußten, sobald man solche fand.

Die ältesten Münzen, von denen uns berichtet wird, waren kleine keilförmige Serpentinstückchen; dann finden wir um das Jahr 2000 vor Chr. Silbermünzen erwähnt. Auf die erste Goldmünze stoßen wir bei den Juden ums Jahr 1500, die Zeit ihres Auszuges aus Aegypten. Auch die Silbermünze war ihnen damals bekannt. Abraham kauft die Höhle Makphela um 2000 vor Christi als Erbgrab seiner Familie für 400 Schekel Silber.

Welches waren die guten Folgen der sich allmählich entwickelnden Geldwirtschaft?

Sie waren dreifacher Art. Erstens vereinfachte und beschleunigte ein leicht teilbares Tauschmittel den Austausch. Mit welchen Schwierigkeiten heute noch in Ländern ohne ein allgemein geltendes Tauschmittel der Austausch zu rechnen hat, geht aus den folgenden Schilderungen hervor. V. L. Cameron schreibt (Acroß Africa 1877, I, S. 246): „Boote zu erhalten, um den Tanganjika zu befahren, war mein erster Gedanke. Da die Besitzer von zwei mir zugesicherten Booten abwesend waren, suchte ich ein dem Syde ibn Habid gehörendes zu erhalten. Syde wollte aber in Elfenbein bezahlt sein, das ich jedoch nicht besaß; da vernahm ich, daß Mahomed ben Sahib Elfenbein habe und Baumwollzeug brauche. Da ich aber kein Baumwollzeug hatte, so nützte mir dies wenig, bis ich erfuhr, daß Mahomed ibn Garib Baumwollzeug habe und Draht brauche. Glücklicherweise besaß ich diesen. So gab ich denn dem Mohamed ibn Garib die entsprechende Menge von Draht, worauf er dem Mohamed ben Sahib Baumwollzeug gab, der seinerseits Syde ibn Habid das gewünschte Baumwollzeug ablieferte. Hierauf gestattete mir dieser, das Boot zu nehmen."

Wie einfach wäre der Handel gewesen, wenn sich die Grundsätze des Geldverkehrs hier schon durchgesetzt gehabt hätten: Verkauf, um das eingenommene Tauschmittel solange zu behalten, bis man selber wieder etwas einkaufen will!

Heinrich Barth berichtet (Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, II, S. 396): „Die Müh-

seligkeit, der sich der Marktbesucher zu unterziehen hat, ist in der Tat so groß, daß ich meine Diener oft im Zustand äußerster Erschöpfung von dort zurückkommen sah."

Wir denken da unwillkürlich an die Tage, in denen in Deutschland das Tauschmittel verdorben wurde und man gezwungen war, in weitgehendem Maße zu der alten, längst verlassenen Form des Warenaustausches zurückzukehren. Oder wir erinnern uns an die bekannte Erscheinung, daß Bauern, die der ursprünglichen Naturalwirtschaft noch näher stehen als die Städter, länger zu markten pflegen als diese. Sobald noch eine Erinnerung an den alten Tauschhandel hineinspielt, wird dies und das noch eingemarktet, und die Bestimmung des endgültigen Preises verzögert sich so.

Ein gutes Tauschmittel wirkt daher im höchsten Maße zeitsparend. Hier muß jedoch gerade einem weitverbreiteten, neuzeitlichen Irrtum entgegengetreten werden. Gelehrte, die den Handel und seine Gebräuche nicht aus Erfahrung kennen und kaum ein Nest Kaninchen günstig abzusetzen wüßten, haben die Lehre aufgestellt, das Geld sei ein Wertmesser, und nur weil es ein Wertmesser sei, könne es den Handel in günstigem Sinne beeinflussen und ihn vereinfachen. Tatsächlich aber ist der „Wertmesser" für jeden Menschen ganz verschieden — er ist nämlich sein eigenes Arbeitserzeugnis, das er gegen die Erzeugnisse der andern umtauschen muß. „Erzählt man einem Arbeiter von doppelt so hohen Geldlöhnen in Amerika, so sagt ihm das noch gar nichts. Er erkundigt sich sofort nach dem Preise der Lebensmittel in Amerika. Erst dann kann er wissen, ob die Löhne wirklich hohe sind." (Gesell.) Er will wissen, wie teuer er seine erworbenen Dollars gegen Waren — verkaufen kann. Das Geld allein ist ihm noch kein Maß für seinen Verdienst, sondern er kann seinen Verdienst erst dann abschätzen, wenn er weiß, was er für dieses Geld von den Erzeugnissen der andern eintauschen kann. Wir handeln mit dem Gelde noch heute wie man vor Jahrtausenden damit gehandelt hat. Sein Vorteil besteht einzig darin, daß man es überall annimmt, daß es überall „gilt". Damit allein erspart es uns eine Menge Zeit; Wertmesser aber ist es nicht, weil der Wert eine Größe ist, die festzustellen nur

auf dem Markt, unter Feilschen und Markten möglich ist.

Der zweite Vorteil des Geldes liegt darin, daß mit seiner Hilfe die wirtschaftliche Arbeitsteilung möglich wird (die nicht verwechselt werden darf mit der technischen Arbeitsteilung innerhalb eines Betriebes). Wenn ein Mann besonders gut Sandalen anfertigen kann, aber Mühe hat, Lebensmittel dafür einzutauschen, so wird er letztere so viel wie möglich selber herstellen und dafür weniger Sandalen machen. Sobald er aber die Möglichkeit hat, seine Sandalen rasch an Mann zu bringen, dann wird er sich ganz auf die Herstellung von Sandalen einstellen. Der Handwerkerstand wird so möglich.

Eine dritte Folge der ausgebildeten Geldwirtschaft ist die Entwicklung der Persönlichkeit im Sinne ihrer Verselbständigung. Selbständigkeit war zwar schon vorhanden in der Urwirtschaft oder Eigenwirtschaft. Doch hatte sie sich mangels Betätigungsmöglichkeiten nicht entwickeln können, weil die Gelegenheit zur Auswahl beim Kauf von Gegenständen fehlte. Nun aber konnte ein Handwerker diesen Vorteil, ein anderer jenen an seinen Erzeugnissen vorweisen; die Käufer kamen zum Auswählen und so konnten sie ihren Geschmack bilden. Das Geld ließ ihnen die volle Freiheit der Bedarfsauswahl und der Bedarfsdeckung. „Um die Menschen in den Stand zu setzen (so schreibt Bernard Shaw), die Produktion nach ihrem eigenen Geschmack zu bestimmen, muß man ihnen ihr Einkommen in der Form von Geld geben. Mit diesem Geld bestimmen sie die Produktion."

Es ist tatsächlich so, daß erst die freie Bedarfswahl das bringen konnte, was wir jetzt als Geschmack zu bezeichnen und als von jeher vorhanden anzunehmen geneigt sind. Die Freiheit in der Bedarfsauswahl und dann auch in der Berufswahl brachte die Persönlichkeit als Eigenwesen zur Entwicklung, Entfaltung und Abgrenzung. Auch Roscher schreibt: „Die Ausbildung des Geldverkehrs läuft mit der Entwicklung der persönlichen Freiheit parallel."

Uebereinstimmend dazu stellt J. Strieder fest, daß im Mittelalter in Italien „der wirtschaftliche Individualismus zuerst in einem größeren Maßstabe in die Erschei-

nung trat als eine Teilmanifestation des gewaltigen Geistes, der an die Arbeit geht, die moderne Welt zu begründen". Das allgemein wieder aufkommende Tauschmittel, das **Geld**, war die wirtschaftliche Voraussetzung des Individualismus und wurde so auch der Totengräber des Kommunismus. Es befreite im Altertum den Stammesangehörigen von der Willkür des verteilenden Häuptlings. Daher ist heute die Rückkehr zum Kommunismus ausgeschlossen: wer **einmal** frei war, will seine Freiheit behalten. —

Mit diesen drei Vorteilen der ausgebildeten Geldwirtschaft dürften die **Segnungen** des Geldes wohl ziemlich erschöpft sein. Das Geld hat den Tausch erleichtert und beschleunigt, es hat die wirtschaftliche Arbeitsteilung ermöglicht und schließlich den Menschen als Persönlichkeit aus der Masse herausgehoben. **Diese Errungenschaften sind Grundpfeiler unserer geschichtlichen Entwicklung.** Wenn einer von ihnen bricht, so sinken wir nicht bloß auf einen tiefern und überwunden geglaubten Zustand zurück, sondern es beginnen uns sogar die rein körperlichen Vorbedingungen zum Leben zu mangeln: die ausreichende **Nahrung**.

Die wirtschaftliche Arbeitsteilung ermöglichte nämlich auch eine **Zunahme der Bevölkerung**, wie sie in der Urwirtschaft ausgeschlossen war. Wird das Tauschmittel verderbt, so verschwindet jedoch damit die Arbeitsteilung wieder; es geht beim Austausch der Arbeitserzeugnisse mehr Zeit verloren als vorher, wodurch die Warenerzeugung vermindert wird und allgemeiner Mangel eintritt. Binnen kurzem müssen die Schwächern im Kampf ums Dasein das Feld räumen und die Sterblichkeit unter den Alten wie unter den Kindern, sowie der Rückgang der Geburten bringt die Bevölkerung rasch auf die Zahl herunter, die der nicht mehr arbeitsteiligen Wirtschaft entspricht. **Rußland** unter dem Bolschewismus, **Deutschland** unter der Geldverschlechterung der Jahre 1918 bis 1924 sind beredte Zeugen für die Richtigkeit dieser Behauptungen.

Aehnlich geht es unter solchen Umständen auch den verschiedenen Berufen und Ständen. Wie es unter den Men-

schen stärkere und schwächere Naturen gibt, so auch unter diesen. Der jüngste und daher gegen alle Erschütterungen des Wirtschaftslebens empfindlichste ist der Stand des Künstlers. „Gelehrte, Künstler usw. würde es ohne Geld sehr wenig geben, da gerade diejenigen Klassen am wenigsten nach ihnen fragen, die die meisten unentbehrlichen Waren hervorbringen.“ (Turgot.) Der Künstler leidet daher am ersten, wenn infolge Zerrüttung des Geldwesens die Volkswirtschaft auf eine tiefere Stufe zurücksinkt. Da dieses Auf und Ab der Völker mit der Entwicklung des Tauschmittels untrennbar verknüpft ist, so fühlt auch er wie kein anderer den Segen wie den Fluch des Geldes am eigenen Leibe, und man mag Künstlerbriefe und -Erinnerungen aufschlagen wo man will — immer sind die Briefschreiber in Geldsorgen, immer im Streit mit diesem Tyrannen, sobald die Geldwirtschaft nicht ihren geregelten Gang geht — und auch noch sonst oft!

Wir kommen damit zur Kehrseite der Geldwirtschaft. Da müssen wir sagen, daß unter dem Edelmetallgeld eine gut arbeitende Geldwirtschaft auf die Dauer ausgeschlossen ist. Wenn wir uns heute, in der Zeit der ungeregelten Papiergeldwirtschaft, an die „gute alte Zeit“ vor 1914 zurückerinnern, so vergessen wir dabei, daß sie uns schließlich doch zum Krieg geführt hat. Wir übersehen jetzt gerne, welche Schwankungen die Kaufkraft des Geldes früher erlitten hat, welche Kämpfe ausgefochten worden sind, wie das Wettrüsten und wie der Kampf um die Kolonien einsetzte usw. — alles Dinge, die mit der Edelmetallgeldwirtschaft im innigsten Zusammenhang stehen.

Eine Betrachtung des Tauschvorganges bei der Verwendung von Edelmetall als Tauschmittel wird uns über diese Zusammenhänge Aufschluß geben.

Der Tausch mittelst Geld, oder wie das Geld den Zins erzeugt.

Auf dem Marktplatz eines urzeitlichen Dorfes trafen sich die Leute zum Austausch ihrer Waren: die Holzer, die Fischer, die Köhler, die Schmiede, die Schuhmacher, die Weber, die Gerber, die Schneider, die Müller. Jeder

brauchte die Erzeugnisse der andern, keiner war dem andern überlegen. Kam der Tausch zustande, so war beiden geholfen; kam er nicht zustande, so gingen beide mit ihren Waren nach Hause, gleicherweise unbefriedigt. Ging die Warenerzeugung gut voran, so fühlten sie sich alle wohl; gedieh die Ernte nicht oder traten Störungen der Arbeit ein, so spürten das wiederum alle gleichmäßig. Arbeitsertrag und Arbeitseinkommen deckten sich vollkommen.

Häufig kam es vor, daß zwei Gegenstände sich nicht leicht austauschen ließen, weil der eine gesucht und daher teuer, der andere in größerer Zahl vorhanden, wenig begehrt und daher billig war. Um einen gerechten Ausgleich zu schaffen, legte der Besitzer des weniger begehrten Gegenstandes noch eine andere Ware dazu. Und da es oft recht schwer war, immer etwas Passendes zur Hand zu haben, so griff nicht selten der eine der Tauschenden nach einem Schmuckstück oder auch nach dem Teil eines solchen, das der andere gerade auf sich trug. Dabei hoffte er, bei Abschluß eines anderen Handels dieses Stück weitergeben zu können. So wurde der Schmuck „der Keim des Geldes“ (Schurz, Urgeschichte der Kultur). Er ging von Hand zu Hand.

Dabei zeigte sich bald, daß er dann besonders gerne als ergänzende Ware genommen wurde, wenn der Käufer sonst gerade nichts zu sofortigem Gebrauch nötig hatte. Nahm er z. B. Fische vom Fischer, oder Kohlen vom Köhler, oder Holz vom Holzer, oder Mehl vom Müller, so bereitete das Heimschaffen und Aufbewahren dieser Gegenstände immer Umtriebe aller Art. Viel einfacher war dagegen die Verwahrung des Schmuckes, besonders wenn er aus Edelmetall bestand. „Infolge ihrer unbegrenzten Dauer haben Gold, Silber und Platin die höchste Wertschätzung erlangt. Man prüfe, was doch am Golde so geschätzt wird. Nur die Dauer ist es, vor der die Menschheit sich wie vor etwas nicht aus der Welt Stammendem beugt, und der zuliebe sie von je dem Golde göttliche Ehren erwies.

„Wer Gold besitzt, dessen Eigentum verliert nie an Wert. Auf diese Erfahrung geht alles zurück, was sich um Gold dreht, der ganze Hexensabbath niedriger, entmenschter, dämonischer, übersteigerter Allzumenschlichkeiten. Selbst der

Diamant, der doch dem Golde am nächsten kommt, ist ihm in diesem Punkte nicht ebenbürtig, denn der Diamant kann verbrennen. Gold aber verbrennt nicht. Praktisch genommen, geht es niemals unter.

„Es ist nicht nützlich, oder, soweit es nützlich ist (zahnärztliche Verwendung), wird auch nur seine Unveränderlichkeit benutzt. Kostbar aber ist es nur wegen seiner Dauer, um die sich wie ein gespenstiger Reigen der Verbrauch und die Abnützung der Dinge dreht ... Was man im Tanz ums goldene Kalb anbetet, das ist also doch letzten Endes der einzige und wirkliche Gott der seienden Dinge und damit auch des Lebens: nämlich die Unvergänglichkeit, die Dauer."

So schildert Raoul H. Francé (Bios, Stuttgart 1923) die Ueberlegenheit des Goldes über die Welt der Waren. Und infolge dieser Ueberlegenheit trat bald neben den bisherigen Ständen, den Schmieden, Köhlern, Holzern, Fischern, Schneidern, Bauern usw. ein neuer Stand auf: der Kaufmann. Durch den Verkauf eines Arbeitserzeugnisses mag einer einmal in den Besitz einer größern Menge von Edelmetall in verarbeiteter oder in roher Form gekommen sein — das ist nebensächlich — und dabei erfuhr er, daß er hier eine Dauerware besaß, die nicht dem Zerfall ausgesetzt war wie die Erzeugnisse der arbeitenden Stände, sondern leicht und ohne Umstände aufbewahrt werden konnte. Diese Eigenschaften der Edelmetalle entgingen natürlich der Aufmerksamkeit der Warenerzeuger nicht. So kam der Warenaustausch künftig auf einem ganz andern Boden zustande als bis dahin. Dem Kaufmann gegenüber fühlten sich die Verkäufer nicht mehr ebenbürtig. Und warum? Wenn sich der Abschluß eines Handels bisher hinausgezögert hatte, so wußte man doch beiderseits, daß vor Torschluß der Fischer die Fische und der Bauer das Getreide willig hergab; denn beides wieder nach Hause zu nehmen war umständlich und mühevoll. Weder die Güte der Fische noch die des Getreides nahm durch das Hin- und Herführen und das lange Aufbewahren zu! Stand man jetzt aber dem Kaufmann gegenüber, so wußte man, daß er die Dauerware Gold hatte, mit der sich keine andere Ware an Dauer und einfacher Verwahrung messen

konnte. So mußten sich der Bauer wie der Fischer der Ueberlegenheit des Kaufmanns fügen. Es nützte nichts, den Kaufmann mit dem Dieb auf die gleiche Stufe zu stellen und beiden den gleichen Gott — Merkur — zu geben. Man schimpfte, aber man mußte nachgeben. Zwischen beiden stehend, machte der Kaufmann beiden gegenüber seine Ueberlegenheit geltend; er nützte die Notlage beider aus, indem er beide ruhig warten ließ. Mit dem Geld nahm das Feilschen und Markten ein rascheres Ende als ohne Geld. Der Kaufmann nahm grundsätzlich, wenn auch anfangs rein gefühlsmäßig, nur Ware gegen sein Gold auf Lager, wenn Aussicht vorhanden war, die Ware mit Gewinn — der für ihn eine Entschädigung für seine Dienstleistungen bildete — wieder abzusetzen. Aber außerdem gab er sein Geld nur dann her, wenn er dessen Vorteil der Dauerhaftigkeit in einer größern Menge Waren einziehen konnte. Der Fischer mußte einen Fisch, der Bauer eine Maß Korn zu den andern legen, wenn der Kaufmann sich von seinem Dauergelde trennen sollte.

Verlangte er jedoch einen zu hohen Zuschlag für die Hergabe des Tauschmittels, dann versuchten es Bauer wie Fischer auf dem Wege des alten, geldlosen Tausches — um die Erfahrung zu machen, daß dieser Weg umständlich und umso schwerer gangbar war, je weniger man ihn beschritt und je verzweigter die Arbeitsteilung wurde. Aber immerhin: er war noch da und der Kaufmann durfte den Bogen nicht überspannen. Die Ueberlegenheit des Geldes und des Geldverkehrs über die Ware und den bloßen Warenaustausch jedoch konnte er für sich beanspruchen und den Unterschied als Vergütung für die Hingabe des Tauschmittels einziehen.

Wenn die Kaufverhandlungen allzulange dauerten und der Geschäftsabschluß sich immer weiter hinauszögerte, dann sagte der Kaufmann zu seinen Lieferanten:

„Wenn Sie zu meinen Bedingungen nicht verkaufen wollen, dann können Sie Ihre Ware wieder nach Hause nehmen und ich behalte mein schönes Geld. Bis zum nächsten Markt wird sie aber wohl nicht besser geworden sein, und hin- und herfahren müssen Sie sie auch noch. Wenn ich aber am nächsten Markttag meine Goldstücke aus der Ma-

tratze nehme oder wo ich sie sonst hinstecke, dann finde ich sie noch genau so vor, wie ich sie heute Abend hinlege!" — Daß dem so sei, wußte der Warenverkäufer ohne weiteres und hinzu kam, daß er Werkzeuge und andere Gebrauchsgegenstände dringend nötig hatte, die er nicht leicht gegen seine Ware, sondern nur noch gegen Geld erhielt, das aber jetzt noch beim Kaufmann lag und eben nur gegen eine besondere Vergütung in Waren herauszukriegen war — den Urzins, wie Gesell diesen Ausgangspunkt der ganzen Zinswirtschaft genannt hat.

Wer aber glaubt, daß im Augenblick, wo der Warenlieferant sein Geld erhalten hatte, er nun seinerseits Rache genommen habe am andern Kaufmann, dessen Waren er nun mit dem Geld in der Hand als Käufer gegenübertritt, der vergißt, daß dieser Kaufmann durch sein Hinauszögern des Ankaufs bei seinem Lieferanten eine merklich schlechtere Versorgung des Marktes mit seinen Waren bewirkt hatte. So traf der Kunde hier auf eine verknappte Ware, und er stand trotz seines Geldes doch als einer da, der froh sein mußte, wenn er überhaupt Waren erhielt. Er mußte kaufen, hatte er ja doch nur deswegen verkauft, um wieder kaufen zu können. So bewirkt das Geld des Kaufmanns durch sein fortgesetztes Streiken, daß der Markt mit Waren so schlecht befahren wird, daß für das Kaufmannsgeld immer ein Ueberschuß, der Urzins, herausschaut. „Mit Gott" schreibt der mittelalterliche Kaufmann in sein Hauptbuch auf die erste Seite — „und 5%" denkt er sich dabei. Und Proudhon nennt mit Recht das Gold nicht einen Schlüssel, sondern einen Riegel des Marktes.

Die Möglichkeit, sich auf diese einfache Weise einen Gewinn ohne Arbeit zu verschaffen, zieht naturgemäß bald weitere Kräfte in den Kaufmannsstand hinein. Doch sobald der Bogen überspannt wird, weicht man dem Erlegen des Urzinses aus und geht zum frühern Warenaustausch zurück. Der Kaufmann sucht daher sein Arbeitsgebiet zu erweitern. Im Landesinnern errichtet er Läden für Dinge, die bisher im Handel nicht käuflich waren; er zieht alles und jedes in den Bereich seiner Tätigkeit. Dann geht er über die Grenze und sucht sich neue Bezugs- und auch Absatzgebiete.

Sein Geld will „arbeiten", und zu diesem Zwecke muß es Waren ankaufen und Waren verkaufen können. Nur so kann es den Urzins einheimsen. Das erklärt uns, warum die Handelsvölker in der Geschichte als Reisevölker, Entdeckungsvölker und Eroberungsvölker bekannt geworden sind.

In Uebereinstimmung mit dieser Lehre von der Entstehung des Zinses und seinen Folgen stehen die Ergebnisse der Forschungen. So schreibt z. B. Karl Marx als Wirtschaftsgeschichtsschreiber, daß der Kaufmann der erste Zinsbezüger, das „Kaufmannskapital die Urform des Kapitals" und viel älter als das Unternehmerkapital sei, was ja seinem eigenen Versuch einer Erklärung der Zinswirtschaft glatt widerspricht. Sombart und Max Weber schreiben in ähnlichem Sinne. Neuerdings kommt Jakob Strieder, Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Universität München in seinen „Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen" zum gleichen Ergebnis: „Im Anfang war der Handel (von J. Strieder selber gesperrt!) heißt es für die Geschichte des modernen Kapitalismus nach wie vor." (S. 38.) Da entstand, so heißt es bei Strieder weiter „ein Proletariat. Der Ausdruck „Arbeiter" in seinem spezifischen engeren Sinne taucht in den Quellen zur Bergwerksgeschichte des Mittelalters zuerst auf." „Und mit dem Namen wird auch die Sache geboren!" — „Auch das Problem der Wohnungsnot tritt bereits in den Kreis der sozialpsychologischen Geschichtsbetrachtung." —

Stieg das Angebot von Geld durch einen größern Zufluß von Edelmetallen, dann beeilte sich der Kaufmann, Waren anzukaufen, um an den steigenden Preisen zu gewinnen. Hielt der Geldzufluß an, so richtete er seine Blicke über die Grenze, um von dort neue Waren hereinzubekommen. Hielt die Preissteigerung der Waren jahrelang an, dann entschloß er sich zu Reisen außerhalb seines Landes. Er suchte dem anwachsenden Gelde im Auslande Arbeit zu verschaffen, denn der Handelsgewinn nimmt in solchen Zeiten stark zu, und wer in Zeiten steigender Preise Geld sucht, muß einen hohen Darlehenszins auslegen (der jedoch nicht verwechselt werden darf mit dem Urzins!), weil der Handel Darlehen sucht, um große Einkäufe machen zu kön-

nen. Die hohen Handelsgewinne treiben den Zins in die Höhe, weil sie große Nachfrage nach Darlehen zu Handelszwecken hervorrufen. Dies bewirkt dann, im Zusammenhang mit Hemmungen, die dem menschlichen Tätigkeitsdrang auf andern Gebieten entstehen können (z. B. durch Moralvorschriften, geographische Beengung oder politische Unterdrückung), daß sich die Kraft nach außen wendet. Das mag mitgewirkt haben zum raschen Aufblühen in der Renaissance, es spornte die Juden im Exil an, die Phöniker mit ihrem kleinen Hinterland, ebenso die Karthager und heute England und Japan. Alle diese Handelsvölker strebten dann und solange über ihre Grenzen hinaus, als der Zufluß von Edelmetallen andauerte.

Anders verlaufen die Dinge, wenn die Geldmenge zurückgeht. Der Handelsgewinn fällt, weil die Preise fallen, und der Handel wird schließlich unmöglich. Das Geld wird daher nicht mehr hergegeben, und die Wirtschaft sinkt auf die Stufe der Urwirtschaft zurück. Je höher sie stand, desto schlimmer wird ihr Todeskampf für die Zeitgenossen des Niederganges.

Bevor wir uns mit den Folgen von Geldvermehrung und Geldverminderung eingehender befassen, wollen wir noch die Wirkung des Zinses auf die Volksgemeinschaft näher untersuchen.

Die Wirkungen des Zinses auf die Volksgemeinschaft.

Der Zins schafft so gut wie im einzelnen Menschen auch eine Zerrissenheit im Innern jeder Volksgemeinschaft. Je ausgebildeter die Geldwirtschaft ist, desto schwerer sind die Folgen für jedes Volk, das die Geldwirtschaft zur Zinswirtschaft werden läßt. Unheimlich ist, daß mit Religion, Moral, Ethik, mit Gesetzen und Verboten dem Zins nicht beizukommen ist. Weder Kirche noch Staat konnten ihn mit ihren Machtmitteln überwinden — wenn sie ihn je ernsthaft zu überwinden versuchten!

Erst zeigte das Aufblühen der Geldwirtschaft infolge der damit erreichten Zeitersparnis, der wirtschaftlichen Arbeitsteilung und des ungehemmten Aufstiegs von Persönlichkeiten aus der Masse einen derart erfreulichen Anblick, daß G e s e l l (Natürliche Wirtschaftsordnung, Abschn. „Gold

und Frieden?") wohl mit Recht den Ausdruck „goldenes Zeitalter" vom Aufkommen der Geld(Gold)wirtschaft ableitet. „Die Studien blühen, die Künste gedeihen — es ist eine Lust zu leben", rief Ulrich von Hutten in einer Zeit der wieder einsetzenden Geldwirtschaft aus.

Doch bald zeigte sich die Kehrseite: das Geld, das im Handel 5% einbrachte, war auch für andere Zwecke nicht unter diesem Zinssatz zu erhalten und die Waren, die mit dem Urzins belastet abgegeben wurden, setzten sich nur zu Bauten usw. zusammen, wenn diese auch wieder 5% abwarfen. Je feiner sich die Geldwirtschaft verästelte, je mehr alles zur Ware wurde, desto zahlreicher wurden nur die Kanäle, aus denen Zins floß. Vermögen entstanden, die groß genug waren, um ihren Besitzer ohne Arbeit zu ernähren. Auf der andern Seite aber mußte sich ein Stand von Leuten ausbilden, die für zwei Familien zu arbeiten hatten, für die Familie des Zinsbezügers und daneben auch für die eigene.

Die natürliche Folge dieser Entwicklung mußte der Gegensatz zwischen dem Zinsgenießer und dem Zinszahler werden. Dabei brachte es die Natur des Geldes mit sich, daß das besitzlose Volk immer in der übergroßen Mehrzahl bleiben mußte. Sobald nämlich der Wohlstand eine allgemeine Erscheinung zu werden begann und die Sachgüter in großer Menge erzeugt wurden, mußte die Folge des größern Angebots von zinstragenden Gütern ein Druck auf den Zinsfuß sein, und diesem Druck setzte das Geld mit unfehlbarer Regelmäßigkeit seinen S t r e i k entgegen. Es wurde nicht mehr gegen Waren hergegeben, brachte so eine Absatzstockung und damit auch eine Stockung der Warenerzeugung hervor. Dadurch wurde der Wohlstand vernichtet und an seine Stelle trat wieder der Mangel: die Vorbedingung des Zinses! So schafft sich das Geld immer neu die Armut neben großem Reichtum.

Diesen Gegensatz suchte man von jeher zu überbrücken, und zwar wurden von beiden Seiten her Versuche gemacht. Das Nächstliegende für den Stand der Zinsbezüger waren Almosen, die nächstliegende Forderung für den Stand der Zinszahler war die allgemeine Aufteilung, der Kommunismus. Es ist klar, daß weder das eine noch das andere Mit-

tel helfen konnte, weil keines den Ursachen auf den Leib rückte. Die Almosen kamen von den Zinsgebern selber, und zurück zum Kommunismus konnte und wollte niemand mehr, der einmal die Höhenluft eines freien Menschen geatmet hatte.

So kam es, daß kein großes Volk der Weltgeschichte sich auf seiner höchsten Stufe halten konnte. Die Scheidung des ganzen Volkes in Zinsnehmer und Zinsgeber führte jeweilen zu unaufhörlichen und fruchtlosen sogenannten „politischen" Kämpfen — in Wirklichkeit jedoch handelte es sich dabei gar nicht um die „Polis", die Gesamtheit, sondern um die zwei sich streitenden Schichten des Volkes, die das Geld und dessen Geschöpf, der Zins, geschaffen hatte.

Oswald Spengler hat unterschieden zwischen Wirtschaft und Politik und versteht unter Wirtschaft das, was die Masse der Zinszahler betreibt, unter Politik die Betriebsamkeit der Zinsnehmer. Beides muß überwunden werden, so meint er, und da er keinen Ausweg findet, seitdem ihm „das Licht aus dem Osten" so rasch ausgegangen ist, sucht er in „nationaler" Arbeit den Wiederaufbau Deutschlands zu fördern. Vergebliches Unterfangen! Das Abendland wird an derselben Krankheit untergehen wie alle Reiche des Altertums untergegangen sind, als sie den Gegensatz zwischen Wirtschaft und Politik, gut deutsch gesagt, zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber nicht beseitigen konnten.

Der Verlauf der Krankheit ist überall derselbe: ein rasches Aufblühen, sich Entfalten, dann ein mehr oder weniger schneller Abstieg. Man mußte deshalb auf ein Altern und Absterben der Völker verfallen und auf ähnliche Vorgänge schließen wie sie bei den Einzelwesen vorkommen. Doch übersah man dabei die Tatsache, daß sogenannte „alte" Völker neu aufsteigen, und verhältnismäßig junge Völker wieder rasch in die alte Finsternis zurücksinken, was mit der Lehre vom Altern der Rassen und Völker im Widerspruch steht. Es muß daher etwas anderes das Auf und Ab der Völker erklären.

Bezeichnend für das Altern eines Staatswesens war geschichtlich immer die Vermehrung der Volksrechte. Die Macht geht mehr und mehr über an die Masse. Es ent-

wickelt sich jene eigentümliche Staatsform, die man „Demokratie“ zu nennen pflegt. In Wirklichkeit wird sie unter der Zinswirtschaft zu einer langweiligen Trölerei. Was der Masse des Volkes fehlt, ist der volle Arbeitsertrag, und was man ihr durch gesetzliche Maßnahmen im Grunde doch stets vorenthalten will, das ist gerade dieser volle Arbeitsertrag! Um ihn nicht ausliefern und nicht auf das arbeitslose Einkommen verzichten zu müssen, baut man den demokratischen Staat aus mit allem was dazu gehört: Parlament, Militär, Staatskirche, Staatsschule, staatliches Recht, Fürsorge, Versicherungsgesetze usw. Diese Dinge werden immer weiter und weiter „demokratisiert“, das heißt allem Volke zugänglich gemacht, jedoch immer klug so geleitet, daß keine einzige dieser Einrichtungen dem Stand der Zinsbezüger jemals nachteilig werden kann. Im Gegenteil: sie bieten meist noch treffliche Geldanlagen. Im Streit um die weitere Demokratisierung der Bildung, der öffentlichen Einrichtungen aller Art erschöpft sich die Tätigkeit der Führer des Zinszahlerstandes und verliert sich so in nutzlosem Streit um vermeintliche Rechte.

Eine besonders beliebte Form dieses Streites ist von jeher die sogenannte Volksvertretung gewesen (Parlament). Da konnten sich die Streithähne auf beiden Seiten messen und sich in Rednerkünsten auswirken. Die ausgebaute Zinswirtschaft der alten Griechen ging so weit, nicht bloß die Vertreter des Volkes selbst für ihre Arbeit in der Volksvertretung zu bezahlen, sondern sogar jeden einzelnen Bürger, der diese Versammlungen besuchte. Für so ungefährlich hatten die Zinsnehmer die Volksvertretung und ihre Beschlüsse damals schon erkannt! Man überließ sie ihnen und tat daneben, was einem die Natur des Geldes über alle Gesetze hinweg eben doch erlaubte.

Ganz die gleiche Entwicklung haben wir heute auch in der europäisch-amerikanischen Zinswirtschaft. Ein Staat nach dem andern ging von der frühern Staatsform des Königtums, das ein Ergebnis des Grundbesitzes ist, zur sogenannten Volksherrschaft über. Es wurde damit nichts erreicht als daß Streit und Zwietracht in alles hineingetragen wurde, weil sich jetzt jedermann — und bald auch jede Frau — am Streit beteiligen konnte. Man glaubte

damit die Volkswohlfahrt in die Hand des Volkes gelegt zu haben, hatte jedoch nur den Streit zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber demokratisiert, d. h. zum Tagesgespräch und zu einem Gegenstand des Feilschens und Marktens gemacht. Mit jedem Geschäftszweig, den das Geld in den Bereich seiner Austauschtätigkeit hineinzog, wurde das Gebiet der „Politik" erweitert und verallgemeinert. Heute ist alles Politik geworden, hört man klagen. Mit Recht, denn alles ist eine Geldfrage, und wo eine Geldfrage ist, da ist der Widerstreit zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber und damit — Politik.

Es begann naturgemäß bald ein Streit um das Münzrecht. Doch ist dies nebensächlich. Wichtiger für das Wohlergehen des Volkes wäre die Verwaltung des Geldes und der Geldstoff gewesen. Aber man schenkte diesen Dingen bald wenig Aufmerksamkeit mehr und griff vielmehr die bloßen Auswirkungen des Geldes, die Folgen der Geldwirtschaft an. So wurde die Aufmerksamkeit der Forscher wie des gemeinen Volkes vom Gelde weg auf andere Dinge gelenkt. Nur im Volksglauben und Volkssprichwort blieb das Gefühl lebendig, daß „Geld die Welt regiere". Die zünftige Wissenschaft der Volkswirtschaft aber lehnte diesen Spruch als unberechtigt und dumm ab.

Vollends drollig für den Einsichtigen wurden die politischen Händel vom Zeitpunkt an, als der Geldstoff durch Beschlüsse des Volkes selbst so bestimmt wurde, daß ihrer 300, wie Rathenau sagte (er hätte ruhig eine Null oder heute vielleicht sogar beide streichen können!) in der Lage waren, die ganze Welt zu regieren, indem man einesteils Geldstoffe wählte, deren Herausgabe durchaus im Belieben einiger weniger lag und dazu für den Ersatz dieses Stoffes strenge Vorschriften erließ, die bestimmt schienen, der Volkswirtschaft zu nützen, sie aber in Wahrheit nur umso sicherer den herrschenden Mächten im Geldwesen auslieferten. Wir meinen die Gesetzgebung über die Banknoten. Indem man die Ausgabe von Noten ganz und gar vom Vorhandensein einer Golddeckung abhängig machte, die Lieferung von Gold und Silber aber immer mehr und mehr in die Hand und in das Belieben einiger weniger überging und

endlich — es sieht fast wie eine Verschwörung gegen die Menschheit aus! — das Volk allgemein mit dem Geld genau wie die großen Geldmächte zu handeln gezwungen war, gelangten die Verweser des gesamten Geldkreislaufs in unserer Gesellschaft zu einer Macht, die selbst größere Geister als die hier tätigen übermütig und tollkühn gemacht hätte.

Im Bunde mit den höchsten und den niedrigsten Gefühlen, den feinsten und den gemeinsten Regungen der Menschenseele haben die Geldmächte jenen „Hexensabbath niedriger, entmenschter, dämonischer übersteigerter Allzumenschlichkeiten" entfesselt, von dem Raoul H. France schreibt, aber damit dem Gegengewicht überfeinerter Empfindsamkeit und kampfmüden Verzichtes gleichzeitig gerufen, wie es sich heute in der Gandhi-Verehrung und der Begeisterung für „Non-Violation" zeigt.

Im Staatsleben führte die Doppelwertigkeit der Gefühle, die um das Geld kreisten, einerseits zum Manchestertum, anderseits zum Sozialismus. Beide Bestreben haben ihr Gutes, aber auch ihre Kehrseite. Doch ist das Manchestertum gesunder, natürlicher und urtümlicher als der Kommunismus, der eigentlich nichts als ein verunglückter Versuch ist, den schlimmen Folgen des Manchestertums zu entgehen. Das Manchestertum stellte die Freiheit über alles, und mit Recht. Mit dem Besitz der Freiheit ist jedoch untrennbar der Wettstreit verbunden. Aber infolge der Beschaffenheit unseres Geldes wurde dieser Wettstreit täglich und stündlich verfälscht und mußte auf einer ungleichen Ebene ausgefochten werden. Statt durch die Aenderung des Geldes den Kampfplatz zu ebnen und Gerechtigkeit herbeizuführen, wollten die Sozialisten den Wettstreit überhaupt abschaffen. Damit griffen sie aber die Freiheit an. Ihre „Organisation", ihre Planwirtschaft ist der Sarg der Freiheit, die Beseitigung des Geldes und dessen Ersatz durch Bedürfnisscheine oder „Arbeitsgeld" im Zusammenhang mit staatlichen Zuteilungsstellen und Vorschriften für die Herstellung neuer Erzeugnisse das Ende der persönlichen Bedarfsdeckung, des Geschmacks und der persönlichen Freiheit.

Kein Volk der Weltgeschichte hat sich derartige Ver-

suche der Sozialisten auf längere Dauer gefallen lassen. Aber auch kein Volk hat jemals die schlimmen Folgen der Geldwirtschaft beseitigen können; alle Völker erlagen dem Spaltpilz des Geldes. In widerlichem Streit gingen alle zugrunde, und die Demokratie war fast immer die letzte Erscheinungsform des Kampfes, das Parlament der Tummelplatz der Leidenschaften. Im alten Griechenland beherrschten die Redner den Kampfplatz, bei uns die Zeitungen. „Ich behaupte", so schreibt Bernard Shaw, (Die Geliebte Shakespeares, S. 65), „daß die öffentliche Meinung heute von den Zeitungen fabriziert wird, und ich behaupte ferner, daß die Zeitungen unbedingt in den Händen der Geldmacht sind. Eine andere öffentliche Meinung kann auf eine andere Weise nicht gebildet werden."

Wenn wir vorhin sagten, der Streit zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber werde für den Einsichtigen drollig, sobald der Staat die Geldverwaltung so handhabe, wie er das heute tue, so müssen wir darüber noch einigen Aufschluß erhalten, wie der Zins und das Recht auf den Zins auf ewige Zeiten erhalten werden kann und welche Rolle dabei die Parteien spielen. Der Zins als Darlehenszins wird nur da gegeben, wo Mangel an Darlehen ist und wo die Nachfrage nach Darlehen das Angebot an solchen übersteigt. Wir wissen, wie das in der Geldwirtschaft zustande kommt: durch die Sperrung des Marktes für alle Waren, die in zu großer Menge auf den Markt gebracht werden und daher, auf den Preis drückend, dem Kaufmannsgeld den Zins versagen. (Die Sozialisten um Marx suchten die Schuld an dieser Erscheinung statt im Geld in der — „anarchistischen Produktion"! Weil zu viel gearbeitet worden sei — deshalb gehe es allen Leuten schlechter! Zur Entschuldigung für diese Ansicht, deren Torheit auf der Hand liegt, verwendet Marx stets den Kehrreim von den „Widersprüchen der kapitalistischen Wirtschaft". Diese angeblichen Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaft sind aber nichts anderes als die wirklichen Widersprüche in dem verunglückten Versuche von Marx, diese Wirtschaft zu untersuchen, zu begreifen und sie darzustellen.)

Das Zinstragende (wir wollen diesen Ausdruck brauchen an Stelle des Wortes „Kapital", um nicht in die ba-

bylonische Sprachverwirrung zu verfallen, in der heute die zünftige Volkswirtschaftslehre dahinschwafelt) fürchtet nichts so sehr wie das Auftreten von seinesgleichen. Denn jede Vermehrung von Zinstragendem vermindert die Möglichkeit Zins zu erhalten und raubt ihm schließlich das Vermögen, zu tun was sein Name sagt. Jede Förderung der Herstellung neuer zinstragender Gegenstände, die in Wettbewerb mit den schon vorhandenen Dingen treten können, liegt daher dem Zinsbezüger ganz und gar nicht. Weil der Kampf der Vater aller Dinge genannt wird, so liegt es denn nahe, daß die größten Zinsnehmer diesen Vater der Dinge in ihren Lehren verabscheuen und verurteilen. Die reichsten Herren sind oft die besten Gefühlssozialisten. Kampf, Wettstreit, Wettbewerb, ungeheure Anstrengungen schaffen Güter, die aber auf den Zins drücken — also verurteilt man den Kampf, den Wettbewerb, den Wettstreit, die Anstrengung! In diesen Lehren treffen sich die Sozialisten, die aus der Schule von Marx stammen, mit den Zinsnehmern. Weil die Sozialisten in der langen Arbeitszeit und in der großen Warenerzeugung die Ursachen der Absatzstockung und der Arbeitslosigkeit vermuten, bekämpfen sie gleich den Zinsnehmern die Vermehrung unserer Güter. Die Gegensätze berühren sich hier: die klügsten Zinsnehmer treffen zusammen mit den dümmsten Zinsgebern. Doch genügen diese Hemmungen der Vermehrung von Zinstragendem nicht. Wir haben schon gesehen, wie die Völker des Altertums über ihre Grenzen hinausgetrieben wurden, sobald die Geldwirtschaft zur lohnenden Zinswirtschaft übergegangen war — was immer mit dem Uebergang zum Metallgeld zusammentraf — und diese Erscheinung haben wir in größtem Ausmaße jetzt auch in der Geschichte des Abendlandes miterlebt. Nicht fünfzig Jahre vergingen seit der allgemeinen Durchführung der Goldwährung in Europa, bis sich alle Völker im Weltkrieg zerfleischten. Jahrelang waren gewaltige Summen an Arbeitskraft wie an Arbeitserzeugnissen auf den europäischen Waffenplätzen verpulvert worden. Dann brauchte man diese Heere, um in fremden Ländern Anlagemöglichkeiten für neues Zinstragendes zu erobern. Es gab kein Volk und keine Menschenrasse, die nicht zu „beglücken“ versucht wurde und

die Heidenmission, die ja zum Teil der gleichen Hemmungen wegen entstand, die auch das Gedeihen des Geldgeistes gefördert hatten, arbeitete hier und dort als Bahnbrecher für die Zinsnehmer wacker, wenn auch unbewußt, mit.

Aus diesem Kampf um die Anlagemöglichkeiten für Zinstragendes ging der Weltkrieg hervor. Er wurde verursacht durch das Streben nach Zins und geführt von denen, die die Zinsen aufbringen müssen. Er vernichtete so viel Zinstragendes, daß nicht bloß das „Siegreiche" davon, sondern auch die Zinsnehmer der „besiegten Staaten" seither viel größere Einnahmen aus ihren Zinsen beziehen als vorher. Das war der wirtschaftliche Sinn und der schließliche Erfolg des Weltkrieges. Er wird wieder ausbrechen, wenn die Sättigung mit Zinstragendem eine neue Zerstörung notwendig macht. So wie es der aus dem Mittelalter stammende Spruch sagt:

Krieg bringt Armut,
Armut Frieden,
Frieden Reichtum,
Reichtum Stolz,
Stolz ist des Krieges Grund.
Krieg bringt Armut usf.

Leider (!) werden wir selbst durch einen Krieg nie mehr so recht arm, weshalb wir uns schon wieder rüsten — denn man kann ja nie wissen, wann es wieder losgeht! Je fleißiger wir arbeiten, je länger wir täglich arbeiten, je rasender unsere Maschinen laufen, um die entstandenen Lücken in unserer Wirtschaft auszufüllen, desto eher ist wieder ein Krieg nötig geworden. Wir leben unter der Zinswirtschaft wie Kaninchen in einer Kiste. Ist sie zu klein, dann setzt ein Massensterben ein, weil die Kiste nicht mit ihnen wächst. Oder, um ein anderes Bild zu brauchen: unsere Wirtschaft lebt dahin wie ein Adler, der an einer dehnbaren Schnur angebunden ist; je höher er sich erhebt, desto stärker reißt sie ihn schließlich wieder zurück.

Um den Adler aber bemühen sich alle Moralisten der Welt. Die einen predigen Entsagung und verheißen ihm alles Gute, wenn er ruhig auf seinem Zweige sitzen bleibe, während die andern ihm die Freiheit in Aussicht stellen, wenn er wacker reiße, und dritte sich darüber wundern,

warum er mit dem „mäßigen Gebrauch seiner Freiheit" nicht zufrieden sei!?

Inzwischen aber geht der Adler langsam zugrunde.

„Armes Geschlecht! Das höchste Ziel Deiner Gesetzgebung geht dahin, Dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Weltteil lobt Deine Weisheit, wenn Du von diesem Futter nur satt wirst." (Pestalozzi.)

Die Wirkungen von Geldvermehrung und Geldverminderung.

„Immer aber wird es zu den wichtigsten und das innerliche Volksleben am tiefsten ergreifenden Tatsachen gehören, wenn eine Nation den allgemeinen Wertmesser wechselt."

Theodor Mommsen.

Die langsame, andauernde Vermehrung des Geldes wirkt auf die Wirtschaft belebend, die *rasche* Geldvermehrung dagegen stört schon mehr als sie nützt und wird sie besonders stark, dann verunmöglicht sie den Gebrauch des Tauschmittels und bringt die Wirtschaft in schwere Gefahr. Sie wirkt dann ähnlich wie die *Geldverminderung*.

Diese verunmöglicht den Warenaustausch, bringt die Wirtschaft zum Verarmen und zwingt zu Einschränkungen aller Art. Die andauernde Geldvermehrung ist mit einer Preissteigerung, die andauernde Geldverminderung mit einem Preisrückgang untrennbar verbunden.

Wird das Geld vermehrt und steigen deshalb die Preise, dann regt sich jeder Erwerbstätige. Er will seinen Bedarf so rasch wie möglich einkaufen und setzt damit sein Geld rasch um. So unterstützt er unbewußt noch die ohnehin vorhandene Wirkung der Geldvermehrung und ermuntert den Kaufmann zu weitern Preisaufschlägen. Dabei läßt es dieser jedoch nicht bewenden, sondern er geht, wenn die Preissteigerung anzuhalten verspricht, zu seinen Lieferanten und macht größere Bestellungen als gewöhnlich. So sind bald Gewerbe und Bauer voll beschäftigt.

Bestehen in einer Wirtschaft langfristige *Lohnverträge*, so werden in dieser Zeit die Lohnbezüger geschädigt. Sie kaufen mit ihrem Gehalt immer weniger und verlangen daher so bald als möglich Gehaltszulagen. Die Preissteigerung bringt daher Unstimmigkeiten und Zwist

in das Verhältnis des Lohnbezügers zum Arbeitgeber einerseits, des Lohnbezügers zum Warenverkäufer (Bauer) anderseits: das richtige Mistbeet für „politische“ Betätigung!

Ersparnisse, die in Geld angelegt sind, verlieren bei der Geldvermehrung an Kaufkraft. Sie werden daher „flüssig“ gemacht, d. h. in Umlauf gesetzt, indem sie gegen Ware umgetauscht werden. Für die alten Leute ist diese Zeit schlimm, den jungen, die mit dem Strome schwimmen können und die von Natur ihr Geld ohnehin gerne „flüssig“ machen, behagt sie besser. „Es ist eine Freude zu leben ...“ sagt der junge Hutten.

Die Preissteigerung bedeutet Verminderung der Schuldenlasten. Eine Schuld erfordert weniger Arbeit zu ihrer Verzinsung und Rückzahlung, wenn die Preise gestiegen sind. Deshalb fühlen sich alle verschuldeten Leute und Stände unter der Geldvermehrung wirtschaftlich wohl.

Am besten ist erfahrungsgemäß die Preissteigerung von ungefähr 5% im Jahr, was einer Geldvermehrung von durchschnittlich 8% jährlich entsprechen würde. Eine Vermehrung des Geldes um 2,8% ist schon allein nötig, um die Preise auf gleicher Höhe zu erhalten. Die sich stets ausbreitende Geldwirtschaft, die Zunahme des Warenangebots, der Verlust an Geldmetall usw. erklärt die Notwendigkeit dieser Vermehrung. Tritt dazu noch eine weitere Vermehrung von 5% , so wird das Geld durch seine Entwertung auf die Rangstufe der Waren herabgesetzt. Dadurch wird das gesamte wirtschaftliche Leben angeregt.

„Es ist mir keine Periode wirtschaftlicher Blüte bekannt, die nicht durch einen großen Geldzufluß eingeleitet worden wäre“ schreibt Werner Sombart. (Die Juden und das Wirtschaftsleben.)

Was geschieht dagegen, wenn die Geldmenge zurückgeht und die Preise sinken? Wer an einen Preisabbau glaubt, hält mit dem Kauf zurück. Er wartet auf die tiefern Preise. Auch der Kaufmann, und gerade er in erster Linie, kauft nur, was er sicher sofort wieder absetzen kann. Er gibt keine langfristigen Aufträge an seinen Liefe-

ranten, die Gewerbetreibenden, die Bauern und an das Großgewerbe.

Diesem Streik des Handelsgeldes gegenüber den Waren und ihren Erzeugern schließt sich sofort der Streik des Leihgeldes gegenüber den erwerbenden Ständen an. Niemand will sein Geld in Miethäusern, Fabriken, Werkstätten und Maschinen anlegen, denn alle diese Dinge sind später zu einem niedrigeren Preis erhältlich und der Darlehensnehmer wird durch den Preisrückgang zu sehr gefährdet; es ist nicht sicher, daß er das Darlehen verzinsen und noch weniger sicher, daß er es wieder zurückzahlen kann.

Der Bauer, der in der Regel Schulden hat (es ist nicht anders möglich beim Privatbesitz an Grund und Boden, sobald mehrere Kinder vorhanden sind!) gerät in Schwierigkeiten, weil er den Zins nicht mehr aufbringen kann und gibt dann regelmäßig einem besser gestellten Nachbarn seinen Besitz ab, oder auch seinem Gläubiger. In Zeiten sinkender Preise nimmt deshalb der Großgrundbesitz zu, während er in Zeiten steigender Preise zerstückelt wird. Dies letztere deshalb, weil der Großgrundbesitzer meist Geldgläubiger ist, und wenn das Geld an Kaufkraft verliert, er von seinem Land verkauft, um den Erlös zu verbrauchen. Die Verarmung und der Untergang der mittelalterlichen Adelsgeschlechter in der Schweiz war zum großen Teil auch die Folge der Preissteigerung nach dem Eindringen der amerikanischen Goldfunde in unser Land.

Eine weitere Folge der Geldverminderung ist das Abwandern der Landbevölkerung in die Städte und die Auswanderung über Meer. Dies letztere ist besonders in Zeiten der Arbeitslosigkeit ein Gebot der Selbsterhaltung. Die Arbeitslosigkeit ist die unvermeidliche Folge jedes Gerüchts von Preisabbau in der Geldwirtschaft, weil das Handelsgeld sofort streikt und sich zurückhält, wenn ein Preisabbau in Aussicht steht, und weil auch der Uebergang von der Ware in das zinstragende Sachgut sofort aufhören muß, wenn dieses Sachgut durch einen Preisabbau in seinem Werte bedroht wird.

Schließlich führen sinkende Preise zu Zollforderungen, wie wir dies bereits angedeutet haben.

Der Kreislauf der Zinswirtschaft und der Weltgeschichte.

Immer wieder ist versucht worden, Ordnung in die Weltgeschichte zu bringen und sich eine Uebersicht dadurch zu verschaffen, daß man sie in Abschnitte einteilte. Jugend, Männlichkeit, Alter und Verfall der Völker; Aufstieg, Höhe, Abstieg, dann der Einfluß der Gestirne — das siderische Jahr, wie es u. a. auch A. Wirth (Der Gang der Weltgeschichte, Gotha 1913) als wirksam nachweisen wollte — das alles wurde versucht, um einen tiefern Einblick in das Getriebe der Geschichte zu erhalten.

Bei der Wichtigkeit, die das Geld — das ja doch die Welt regieren soll! — für uns Menschen erhalten hat, dürfte es nicht weit liegen, einmal die Weltgeschichte unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Ganz bewußt soll dieser „goldene" Faden verfolgt werden, und wir werden am Schluß dann sagen können, ob er uns zum Verständnis von Erscheinungen geführt hat, die bisher nicht erklärt worden sind.

Nach unsern bisherigen Darlegungen müssen wir annehmen, daß die langsame Vermehrung des Geldes die Völker hebt, die Ausbildung der Geldwirtschaft zur Zinswirtschaft jedoch die Völker innerlich zerreißt und ihren Untergang herbeiführt und die Verminderung des Geldes die Völker wieder auf schon überstiegene Stufen zurückschlägt, von wo sie wieder aufsteigen können, wenn der Zufluß an Geld neuerdings einsetzt.

Innerhalb dieser großen Linie vollzieht sich dann in kleinen Abständen ein Auf- und Abschwellen, indem jedesmal dann ein Rückschlag einsetzen muß, wenn infolge großen Warenangebotes der Zins auf den Sachgütern zu sinken beginnt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (bis 1867) war dies alle 10 Jahre der Fall, nachher ungefähr alle 7—8 Jahre und gegen Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts schon alle 6—7 Jahre. Die Zeitspanne von einer Stockung zur andern verkürzte sich, weil die Hilfskräfte der menschlichen Arbeit, die Naturkräfte und die Maschinen, in stets größerem Maße in den Dienst der Menschen gestellt wurden und rasch ein großes, auf den Zins drückendes Angebot an Sachgütern schafften.

Wir haben also eine dreifache Bewegung innerhalb der Geschichte: den allgemeinen Aufstieg bis zur ausgebildeten Zinswirtschaft, die Zersetzung und den Niedergang, dann zweitens die Belebung dieser Entwicklung durch die Vermehrung des Geldes und die Verlangsamung der gleichen Entwicklung durch das Versiegen des Geldzuflusses, und endlich drittens den regelmäßigen Wechsel zwischen der Zeitspanne der angestrengten Arbeit und derjenigen der Geschäftsstockung, herbeigeführt durch das Sinken des Zinsfußes und die Verschatzung des Geldes.

Diese drei Entwicklungsreihen können in ihrer Wirkung zusammentreffen und sich dabei aufheben oder verstärken, je nachdem.

Daß die Geldvermehrung und die Geldverminderung auf die Geschichte der Völker einen gewaltigen Einfluß ausgeübt hat, bestritten selbst Vertreter der Goldwährung nicht, die dazu doch allen Grund hätten, da sie ja für einen Geldstoff als Währungsmetall eintreten, dessen Gewinnung völlig vom Zufall, dessen Hingabe für Währungszwecke zudem außerordentlich stark im Belieben seiner Besitzer liegt. So sagte zum Beispiel Bamberger, der in Deutschland die Goldwährung durchsetzen half: „Die Geschichte Europas ist reich an kritischen Perioden, in denen die Völker schier zur Verzweiflung getrieben wurden durch die schlechte Beschaffenheit ihrer umlaufenden Münzen... Die Geschichte von Frankreich und England ist reich an Tatsachen, welche als Belege für diese Behauptung dienen könnten."

Oder ein Direktor der Kruppwerke, Dr. Muehlon, äußerte sich in einem Gespräch über die Entwicklung der Jahre von 1896 bis 1912: „Wir trieben nicht, wir sind in diesen Jahren getrieben worden. Dabei glaubten wir, es sei unser Verdienst und waren stolz darauf. Doch es war nicht unser Verdienst." Und über die vorhergehenden Jahrzehnte schrieb Dr. W. Eggenschwyler: „In wirtschaftlich gedrückter Weltkonjunktur, wie wir sie in den Jahren von 1873 bis gegen 1890 erlebten (damals nahm die Geldmenge ständig ab!) hätte die schweizerische Fremden-, Bergbahn-, Schokoladen-, Uhren-, Seiden- und Stickerei-Industrie genau dieselben Fähigkeiten entwickeln

können, ohne es deswegen auf den vierten Teil des materiellen Erfolgs bringen zu können, der ihr während der zwei vergangenen Jahrzehnte lachte."

Aus diesen Aussprüchen, die leicht vermehrt werden könnten, sehen wir, wie die steigende oder die sinkende Kaufkraft des Geldes durch das Mittel des wirtschaftlichen Selbsterhaltungstriebes die Menschen veranlaßt, entweder das Geld rasch weiterzugeben, wenn seine Kaufkraft sinkt, wodurch die gesamte Wirtschaft in Vollbetrieb kommt, oder es zurückzuhalten, wenn seine Kaufkraft steigt, wodurch die gleiche Wirtschaft sofort gelähmt und zum Stillstand verdammt wird.

Entwicklungsstufen in der Weltgeschichte?

„Man kann hier häufig nur so vorgehen, daß man sagt: die Theorie ist richtig, die am meisten Rätsel löst, die auf die meisten Fragen eine befriedigende Antwort hat" schreibt A. Wirth sicher mit Recht. (Der Gang der Weltgeschichte, Gotha 1913, S. 366.) Dann führt er uns jedoch anhand des siderischen Jahres eine Zeitschau vor, die uns mehr Rätsel aufgibt als solche löst, um schließlich am Ende des Buches zu sagen, von welch entscheidender Wichtigkeit für das Aufblühen der Wirtschaft der Fund von Edelmetallen und die Verwendung als Geld war. „Der Imperialismus der Gegenwart (das Buch datiert aus dem Jahr vor dem Weltkrieg!) wäre ohne die ungeheure Ausdehnung in der Kohlen-, Eisen-, Silber- und Kupferförderung gar nicht denkbar." Was das siderische Jahr dabei noch zu bedeuten hat, verschwindet ganz neben diesen Darlegungen. Es zeigt sich z. B., daß nach seiner Rechnung um 1200 n. Chr. eine Blütezeit hätte eintreten sollen — sie kam aber 300 Jahre später, weil der nötige Betriebstoff — das Geld — vorher nicht gefunden wurde.

Lamprecht findet in der Geschichte diese Stufenfolge: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus und Reizsamkeit. Vielleicht würde er heute, im Zeitalter des zinswirtschaftlichen Parlamentarismus, hier noch einen weitern „ismus" anfügen — den Pfuschismus.

Im übrigen jedoch stellt er bloß fest, was ist und liefert dabei gute sachliche Beiträge für die hier vertretene Meinung über die Ursachen des Aufstiegs und Zerfalls der Völker und Staaten.

Viel wertvolle Bausteine liefert auch Müller-Lyer (Phasen der Kultur usw. München). Er stellt ebenfalls „ein wirtschaftliches Stufensystem" auf; Individualwirtschaft, also das, was wir Urwirtschaft genannt haben, dann gelegentliche und hierauf regelmäßige Tauschwirtschaft, Dorf- oder Marktwirtschaft, dann die Geldwirtschaft, hierauf die Territorialwirtschaft, (deren Entwicklung mit der Entwicklung des Bodenrechts zusammenhängt und hier daher nicht erklärt worden ist), weiter die Volks- und Staatswirtschaft und Kreditwirtschaft (die wir als Zinswirtschaft bezeichnen) und endlich die Weltwirtschaft, (die über die Grenzen des eigenen Landes hinübergreifende Zinswirtschaft, der sogenannte „Imperialismus").

Unbefangenen Geistes und treffend hat Goethe (Werke, Cotta 1850 III, S. 313 ff.) die Entwicklungsstufen der Menschheit geschildert.

„Indes die Autochthonen-Menge staunend und ängstlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichste Bedürfnis zu befriedigen, schaut ein begünstigter Geist in die großen Welterscheinungen hinein, bemerkt, was sich ereignet, und spricht das vorhandene ahnungsvoll aus, als wenn es entstünde.“....

„Die Welt wird heiterer.... eine frische gesunde Sinnlichkeit blickt umher.... der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige ernste Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht."

Darauf läßt er eine Stufe folgen, die über den alten Volksglauben hinauswächst, durch „aufklärendes Herabziehen" in das Reich der Vernunft die Religion entwurzelt und statt des Heiligen nur das Kluge gelten läßt (wir denken, wie unter der Geldwirtschaft das Geldverdienen allein für „klug" gilt und die Verstandesbildung alles bedeutet!) es folgt dann die Stufe der „Prosa, der Auflösung ins Alltägliche, Gemeine, Sinnliche" und schließlich die „Vermischung, das Widerstreben, die Auflösung."

Goethes Darstellung zeigt deutlich, daß er an einen Auf-

stieg und an eine nachfolgende Zersetzung der Völker glaubt. Warum dem so sein muß, erklärt er jedoch nicht.

In den letzten Jahren hat Oswald Spengler die Geister in Europa mächtig erregt und in Atem gehalten mit seinem großen Werke: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. (München 1920, II 1922.)

Das Buch enthält eine Fülle von Gedanken. Wenn hier der Versuch einer Deutung dieses Werkes unternommen wird, so deshalb, um die große Linie zu zeigen, die es auszeichnet, die aber unter der Fülle des Gebotenen leicht verloren geht, da sie keineswegs hervorgehoben und vielleicht sogar Spengler selber nicht sehr wichtig gewesen ist.

Spengler zeigt, wie sich aus der Entwicklung der Völker eine Abspaltung ergibt in einen Stand, der die Wirtschaft, und in einen zweiten Stand, der die politische Geschichte im engeren Sinne betreibt. Unschwer erkennen wir hieraus die Zinsgeber und die Zinszahler wieder. Diese beiden Stände stellen sich widereinander, und ihr Streit führt zur Ausbildung des Parlamentarismus. Doch kommt dieser Kampf im Parlamente zu keinem Ende — uns fallen wieder die beiden hier schon gebrauchten Ausdrücke Trölerei und Pfuschismus ein! — und die Macht wird außerhalb des Parlaments verlegt. Wir sagen, daß sie nie im Parlament gelegen hat, sondern daß dieses stets ein gefügiges Werkzeug der Zinsnehmer war oder aber dann zersprengt wurde, sei es von diesen selbst, sei es von den aufständischen Zinszahlern. Ein solches Ende des Streites hat auch Spengler ursprünglich vorausgesagt in einem Schlußkapitel „Das Licht aus dem Osten", worin er den Bolschewismus feierte. In einigen Sätzen der letzten Kapitel bemerkt man noch heute Ueberreste dieses nach dem Zusammenbruch des Bolschewismus verworfenen Abschnitts. Außerdem findet man diese Auffassung noch in seiner Ablehnung des Parlamentarismus, die von ihm nicht hinlänglich begründet und der vor allem nicht durch etwas Besseres ersetzt worden ist. Für Spengler muß sich aus seiner Geschichtsbetrachtung heraus die Erwartung von etwas ganz neuem — oder aber der Untergang des Abendlandes ergeben. Und da der Bolschewismus ihn im Stiche gelassen

hat — blieb nur der Untergang. — Aber auch der Bolschewismus (Sozialismus) wäre Untergang gewesen, wie er es in der Geschichte immer war. „Wir aber haben unendliches Leben im Sinn.“ (Gesell.) Und wir sind nicht gesonnen, es uns durch das Geld verpfuschen zu lassen.

II. Ein Gang durch die Geschichte.

Die Wirkung des Geldes in der altjüdischen Geschichte.

Im alten Testament fallen uns vor allem zwei Abschnitte besonders in die Augen, sobald wir es nach der geldwirtschaftlichen Seite hin durchsuchen: einmal jene Stelle, die im I. Buch Mose, Kap. 47 mit Vers 14 beginnt: „Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Aegypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie (die Aegypter und Kanaaniter) kauften; und Joseph tat alles Geld in das Haus Pharaos."

Die Vorgeschichte dieses großen Geldrückzugs und der Hamsterung des zurückgezogenen Geldes ist bekannt: In großen Speichern hatte in den sieben guten Jahren Joseph Getreide aufgehäuft. Wie die schlechten Jahre einsetzten, verlangte er schon im ersten Jahr soviel Geld für die Hergabe eines Teils der in den guten Jahren zu niedern Preisen erstandenen Vorräten, daß er in diesem ersten Jahre „alles Geld zusammenbrachte", das er in den sieben guten Jahren ausgelegt hatte.

Das zweite, ebenfalls schlimme Jahr kam. „Da nun Geld gebrach im Lande Aegypten und Kanaan, kamen alle Aegypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot, warum lässest Du uns vor Dir sterben, darum daß wir ohne Geld sind? — Joseph sprach: Schafft euer Vieh her, so will ich euch um euer Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. — Da brachten sie Joseph ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um all ihr Vieh. Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr und sprachen: Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und es ist nichts mehr übrig unserm Herrn denn unsere Leiber und

unser Feld. Warum lässest Du uns vor Dir sterben, und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao. Gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben und unser Feld nicht verwüste.

„Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Aegypten. Denn die Aegypter verkauften ein jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und also ward das Land Pharao eigen. Und er teilte das Volk aus in die Städte, von einem Ort Aegyptens aus bis ans andere. Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht, denn es war von Pharao für die Priester verordnet, daß sie sich nähren sollten von dem Benannten, das er ihnen gegeben hatte; darum durften sie ihr Feld nicht verkaufen.

„Da sprach Joseph zu dem Volke: Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao, siehe, da habt ihr Samen und besäet das Feld. Und von dem Getreide sollt ihr den Fünften dem Pharao geben; vier Teile sollen euer sein, zu besäen das Feld, zu eurer Speise und für euer Haus und Kinder.

„Sie sprachen: Laßt uns nur leben und Gnade finden vor dir, unserm Herrn; wir wollen gerne Pharao leibeigen sein. Also machte Joseph ihnen ein Gesetz über der Aegypter Feld, den Fünften Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das war nicht eigen Pharao.“ Damit hatte der „Universalgetreidetrust“ von Joseph & Co., wie Mark Twain ihn nannte, gesiegt.

Dr. Th. Christen hat erstmals auf diese aufschlußreiche Geschichte aufmerksam gemacht (Joseph, Salomo und unsere Kriegsfinanzen, München 1917, zweite und folgende Auflagen Berlin und Bern). Er schreibt dort:

„Diese Geschichte ist außerordentlich lehrreich. Das „Haus Pharao“, worein Joseph „alles Geld zusammenbrachte“, würden wir heute die ägyptische Bank nennen. Dort blieb das Geld. Daraus mußte notgedrungen eine Verminderung des umlaufenden Geldes und ein Sinken der Preise entstehen. Jedes allgemeine Sinken der Preise aber erdrosselt die Landwirtschaft wie alle übrigen Unternehmungen. Daß damals außer Pharao noch andere Gläubiger (Priester!) ihr Geld zurückforderten, um es zu verschatzen und dadurch die

ägyptischen Bauern noch mehr in Bedrängnis brachten, steht zwar nicht in der Bibel, ist aber höchst wahrscheinlich, denn das ist in der ganzen Geschichte der Geldwirtschaft stets so gewesen.

Die so geschädigten Bauern schränkten ihren Betrieb ein, produzierten weniger Getreide und verlängerten dadurch die Hungersnot. Und alles Korn, das Joseph weiter verkaufte, trieb neue Mengen von Münzen in das „Haus Pharao". Dadurch fielen die Preise noch weiter, bis die ägyptische Landwirtschaft einfach ruiniert war. Der Bauer hatte buchstäblich kein Geld mehr, wie das wörtlich oben in Vers 15 und 16 zu lesen steht.

Da Joseph so ziemlich alles Geld in eigenen Händen hatte, konnte er die Preise stellen, wie er wollte. Und so hat er für den Brotbedarf eines Jahres den Bauern zuerst einmal ihre ganze Lebware abgenommen. Da er ihnen offenbar nur so viel Korn gab, daß sie davon leben konnten, ohne daß es aber auch noch zur Saat gereicht hätte — man beachte, daß in Vers 17 nur von Brot und erst in Vers 19 von Saatgut die Rede ist — so bestand der Getreidemangel auch im folgenden Jahre noch weiter. Jetzt sind die Bauern in Verzweiflung, da sie sich tatsächlich am Rande des Abgrundes sehen. Und nun „kauft" Joseph dem Pharao das ganze Land Aegypten um den Schleuderpreis von Brot und Saatgut.

Und damit nicht etwa eine Revolution ausbreche, hat die feine Bankfirma Joseph-Pharao in schlauer Weise für Mitinteressenten gesorgt: Der Priester Feld allein verblieb seinen Eigentümern. Man kann sich denken, welche glänzende Geschäfte diese Priester gemacht haben, wenn sie ihre Terrains an die landlos gewordenen Bauern verpachteten! D i e s e Priesterschaft war ein unbedingter Schutz für das „Haus Pharao". Das ist das erste uns bekannte Beispiel in der Weltgeschichte, da der Kapitalismus sein Haupt erhob!

Welch saftige Pachtsummen damals Pharao erhoben hat, steht ja auch in der Geschichte Josephs zu lesen: den fünften Teil der Ernte, also volle 20 Prozent ihres Arbeitsertrages, mußten sämtliche ägyptische Bauern fortan dem Pharao aushändigen. Viel weniger werden die Priester für

ihre Felder auch nicht genommen haben, denn sonst hätten sie dem Pharao und sich selbst das Geschäft verdorben.

Mit einer solchen Jahreseinnahme war es für die folgenden Pharaonen natürlich keine schwierige Sache, die zu Proletariern gewordenen Juden als Sklaven durchzufüttern und ihre Arbeitskraft für die unproduktiven, d. h. volkswirtschaftlich ganz unsinnigen Pyramidenbauten zu verschwenden. Eine tiefe Tragik aber liegt in der Tatsache, daß gerade die Stammesgenossen des großen Spekulanten Joseph durch das von ihm angerichtete Volkselend ausgepowert und in stumpfsinnige Sklaverei herabgedrückt wurden.

Es ging hier, wie es auch während der mittelalterlichen Baisse ging: Wo der Geldverkehr einschläft, muß die Fronarbeit einsetzen, wenn überhaupt etwas wie Großbetrieb möglich sein soll. Wer die Menschen nicht zur Fron zwingen kann, der muß entweder seinen Betrieb einstellen oder er muß sie mit Geld bezahlen, mit dem dann jeder kaufen kann, was er will, anstatt was der Fronherr ihm zumißt.

Der glücklichen Haussezeit von Abraham bis Joseph war also eine schwere Baisse mit Massenbankerott gefolgt. Wie diese Baisse gemacht wurde, haben wir gesehen. Aber woher kam die vorausgehende Hausse?

Nun, wir finden überall in der Geschichte, daß mit dem Auftauchen der Völker aus der undurchsichtigen Prähistorie sogleich auch das Geld da ist. Der erste Geldverkehr im alten Testament kommt bei Abraham vor, als Abimelech zur Sühne für die Entführung der Sarah 1000 Silberlinge zahlen mußte. Abraham wohnte an einer größern Karawanenstraße, während im Hinterland, wohin Laban sich zurückgezogen hatte, noch in altväterischer Weise Vieh als Geld diente. Wir stehen hier offenbar an einer jener Stellen der Weltgeschichte, wo das Metallgeld begann, seinen Einzug zu halten. Auch Joseph ist ja nicht um Vieh, sondern bereits um Silberlinge verkauft worden.

Auch die reisenden Kaufleute, an die Joseph verschachert wurde, sind ein Symbol aufblühenden internationalen Handels, wie er stets da entsteht, wo der Geldverkehr sich entwickelt.

Mit der stetigen Mehrung des umlaufenden Geldes entstand dann, wie das immer geschah und nicht anders sein kann, eine erfreuliche Hochkonjunktur, die solch riesige Vermögen schuf, wie Abraham, Abimelech und andere „Könige" sie damals erworben haben.

Glück im Handel aber bringt die Völker einander näher. Zwischen Aegypten und den Nachbarländern stellten sich mehr und mehr freundnachbarliche Beziehungen ein, die sich in regem Karawanenverkehr kundgaben. Auch später noch, als bereits die Hungerperiode eingesetzt hatte, hielten es Jakob und seine Söhne als ganz selbstverständlich, in das befreundete Aegypten zu ziehen, um Speise zu kaufen.

Die Erdrosselung der Volkswirtschaft aber, wie sie durch die Unglückspolitik Josephs ausgelöst wurde, mußte die Völker gegeneinander verhetzen. Jeder meinte, der andere sei der Schuft, der ihm das Brot wegnehme, es entstand Unzufriedenheit, Auswanderung, Revolution, Krieg. Die Baisse hat aber auch den Bergbau ruiniert. Der Zufluß an Geldmaterial blieb aus, das Silber und Gold im Hause Pharao wurde vermutlich zu kostbaren Gefäßen und Schmuckgegenständen verarbeitet und so der Volkswirtschaft entzogen. Auch der Handel anderer Länder mit Aegypten stockte, denn wer hätte den zahlungsunfähig gewordenen ägyptischen Kaufleuten liefern wollen? Damit hatte aber auch die Metallzufuhr vom Auslande ein Ende. Und mit dem schwindenden Geldverkehr war die Blüte des Pharaonenreiches zu Ende.

Rasch wachsender Geldverkehr hatte die ägyptische Volkswirtschaft in kurzer Zeit auf ungeahnte Höhe gebracht, so daß die Nachbarn scharenweise in dieses glückliche Land einwanderten. Und man hat sie gar nicht ungern gesehen, denn jede Hausse schafft Platz für neue Menschen.

Daher auch die Vielweiberei der Patriarchen. Denn in solch glücklichen Haussezeiten fallen die Schranken, die bisher die Volksvermehrung eindämmen mußten. Dasselbe tritt später nochmals deutlich bei David und Salomo in Erscheinung.

Das Gegenteil bewirkte hernach die Lahmlegung der Geldwirtschaft, Klagen über Hunger und Uebervölkerung, Kindermord, Revolution, Auswanderung.

Selbstverständlich hatten die Aegypter von diesen Zusammenhängen keine Ahnung, sonst hätten sie gewiß nicht den Münzumlauf noch dadurch eingeschränkt, daß sie in großen Mengen silberne und goldene Gefäße herstellten, anstatt Münzen zu prägen. Auch Mose hat das Geheimnis der merkamotorischen (handelsfördernden) Kraft des Geldes höchstens noch geahnt, aber nicht klar erkannt. Daß er etwas davon geahnt hat, geht aus der Weisung hervor, die an die ausziehenden Israeliten erging, den Aegyptern möglichst viel Silber und Gold zu stehlen. Es heißt im II. Buch Mose, Kap. 3, Vers 22 wörtlich: „Ein jegliches Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossen fordern silberne und goldene Gefäße und Kleider; die sollt ihr auf euere Söhne und Töchter legen und den Aegyptern entwenden."

Diese Stelle ist doppelt interessant; sie erklärt uns nicht nur, wie das Judenvolk dazu kam, in der Wüste ein goldenes Kalb herstellen zu können, sondern sie beweist auch, daß das Geldmetall nicht nur im Fürstenhause, sondern auch von Privatpersonen in Mengen verschatzt und dadurch der Geldwirtschaft entzogen wurde.

Aber, wie gesagt, die Bedeutung des Geldmetalls hat Mose nur in sehr verschwommener Weise geahnt. Er hat ja auch die Zeit der glücklichen Hochkonjunktur nur noch vom Hörensagen her gekannt. Seine Geburt fiel schon mitten in die voll entwickelte Depressionsperiode hinein, da man neugeborene Kinder umbringen mußte, um überhaupt noch Raum für die Lebenden zu schaffen. Dieses Symptom ist außerordentlich charakteristisch. Es entspricht der Zölibatwirtschaft während der tausendjährigen mittelalterlichen Baisse. Heute wissen wir, daß im mosaischen Aegypten nicht zu viel Menschen waren, sondern zu wenig Metallgeld und zu viel „silberne und goldene Gefäße". Nicht die Ueberproduktion an Menschen, sondern die Erdrosselung der Geldwirtschaft und der Arbeitsteilung war schuld an dem chronischen Hunger.

Hätte Moses die merkamotorische (handelsfördernde) Kraft des Geldes gekannt, so hätte er nicht das goldene Kalb „mit Feuer verbrannt, zu Pulver zermalmt, aufs Wasser gestäupt und den Kindern Israels zu trinken gegeben" (II. Mose 32, 20). Sondern er hätte Münzen daraus

geschlagen und seinem Volk zu neuer Blüte und zu friedlichem Handelsverkehr mit den Nachbarvölkern verholfen, anstatt es 40 Jahre lang in der Wüste „halsstarrig" und stumpfsinnig werden und endlose Kriege führen zu lassen. Soweit Dr. Th. Christen.

Joseph erscheint in dieser Darstellung als der Unterdrücker des ägyptischen Volkes, für das er durch seinen Geldrückzug eine Zeit des allgemeinen Preisabbaues herbeiführte. Die Entwertung des Grundbesitzes zwang die Bauern, ihren Besitz aufzugeben und ihn Pharao zu überlassen. Er wurde Staatsgut.

Dr. Th. Christen stellt sich ohne weiteres auf die Seite der Bauern und verurteilt daher das Vorgehen von Joseph. Von gut unterrichteter Seite ist nun zu gunsten von Joseph geltend gemacht worden, daß die Bibel, und insbesondere das alte Testament, sonst in wirtschaftlichen Fragen immer sehr gerecht sei und daß doch Joseph als der Retter nicht bloß des ägyptischen, sondern auch des israelitischen Volkes dargestellt werde. Das würde aber nicht geschehen, wenn er wirklich nur ein gewissenloser Geldmensch gewesen wäre.

Betrachtet man das Schlußergebnis der Entwicklung, die Joseph herbeigeführt hat, so ergibt sich, daß Joseph den Boden Aegyptens in den Besitz des Königs, der Regierung also, überführte und daß diese ihn dann den Bauern gegen Entrichtung von 20% des Ertrags verpachtete. Sie hat folglich dann später die Grundrente eingezogen. Was also Joseph durchführte, war nichts anderes als eine rücksichtslos vorgehende Bodenbesitzreform. So gleicht sie dem Bodenreformprogramm von Henry George. (Siehe „Freilandfibel", Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses, Bern, S. 34: „Das Raubsystem von Henry George.")

Die Frage ist nun die, ob und wie Joseph die eingezogene Grundrente dann wieder dem Volksganzen zugeführt hat. Dr. Christen meint, daß sie für die unsinnigen Pyramidenbauten verbraucht worden sei. Das mag zum Teil stimmen. Beinahe noch schlimmer wäre gewesen, wenn das eingezogene Geld größtenteils verschatzt worden wäre, denn dadurch liefert man die Volkswirtschaft mit unfehlbarer Sicherheit der Geldarmut und damit dem

Untergang aus. Die Bodenverstaatlichung, beziehungsweise der Einzug der Grundrente mußte unter solchen Umständen für das Reich verderblich werden. Eine gewaltige Verschatzung des Geldmetalls scheint denn tatsächlich später auch noch stattgefunden zu haben; denn wie Dr. Christen richtig bemerkt, spricht die Tatsache, daß die Israeliten Frondienste leisten mußten, deutlich dafür, daß nun das Tauschmittel fehlte.

In diesem Zusammenhang kann noch darauf verwiesen werden, daß der Aegyptologe Prof. Selkowitsch in Newyork in der „Jewish World" (nähere Angaben über Heft usw. fehlen, vermutlich Nov. 1924) die Annahme zu begründen sucht, daß der heutige vielbesprochene König Tutankamen niemand anderes sei als Joseph.

Sei nun dem wie es wolle, jedenfalls ist dies sicher, daß die Pracht im Grabe des Tutankamen auf Kosten der Volkswirtschaft zustande gekommen ist und dem ägyptischen Reiche das Tauschmittel entzogen haben muß. So erklärt sich auch hier der rasche Niedergang dieses Reiches.

Salomo.

Ueber die Macht Israels unter David und Salomo berichtet Wirth (Der Gang der Weltgeschichte S. 139): „Jedenfalls war die ephemere (rasch aufblühende, aber ebenso rasch wieder verschwindende) Macht Israels, wie die länger dauernde Phöniziens, in erster Linie auf den Ertrag von Bergwerken, und erst in zweiter Linie auf Handel gegründet".

Wenn wir wissen, daß erst die Gewinnung genügender Mengen an Münzmetallen überhaupt den Handel ermöglicht, so ist uns klar, daß zwischen Bergbau und Handel kein Gegensatz besteht, sondern daß die Gewinnung von Metallen im Großen erst die Geldwirtschaft und damit den Handel möglich machte.

Zusammen mit Tyrus hat Salomo im Hafen von Aila am roten Meer einen „Tarsisfahrer", d. h. ein großes Handelsschiff „bauen lassen, um nach Art der ägyptischen Pharaonen die Produkte Südarabiens (des Landes Ophir),

auf direktem Wege zu gewinnen. Auf die Dauer freilich hatte diese Handelsverbindung keinen Bestand, da bald darauf die Edomiter, die Bewohner des Wüstenlandes südlich von Palästina, die israelitische Herrschaft abschüttelten."

Diese Darstellung von Eduard Meyer (Gesch. des Altertums 8, § 286) erklärt uns das rasche Aufblühen des israelitischen Reiches unter David und Salomo. „Ophir, bei der Septuaginta Sophira, ist vermutlich Sofala und Hinterland, wo heute die Ruinen und verlassenen Goldminen im Maschonaland an verklungene Zeiten mahnen. Jüngst wurde dort eine hebräische Münze aus dem 3. Jahrhundert vor Chr. gefunden. Nach einer Berechnung soll die Goldausbeute von Ophir dem prunkliebenden König Salomo 1,9 Milliarden Mark geliefert haben; das wäre ziemlich genau so viel, wie heute Transvaal liefert; jedoch die Berechnung ist ganz unmöglich", meint Wirth. (Gang der Weltgeschichte S. 139.)

Im „Berliner Tagblatt" (Nr. 74 vom 13. Febr. 1925) schreibt Professor Dr. R. Hennig, (Düsseldorf), daß es sich nach seiner Auffassung beim Zug nach Ophir um einen gemeinsam mit den weniger kriegsgewohnten Phöniziern unternommenen Kriegs- und Beutezug gehandelt habe. Dabei wurde den Anwohnern des indischen Ozeans in Afrika ihr Gold abgenommen, das sie sich während Jahrhunderten aus den Anschwemmungen der Flüsse gesammelt hatten, ähnlich wie es bei den Inkas von Peru in den Tagen von Pizarro der Fall war.

Dadurch erklärt es sich, daß Salomo so schnell in das Geheimnis der Phönikier eingeweiht wurde, die mit ihm wahrscheinlich Halbpart machten, wieso die Funde so groß und so schnell ausgebeutet, und warum spätere Fahrten so unergiebig waren.

Prof. Wegener (Berlin) berechnet den Wert der so gewonnenen Goldmengen auf 33 Mill. Goldmark.

Jedenfalls ist sicher, daß Salomo eine ganz ungeheure Menge von Edelmetallen ins Land brachte. „Die Meerschiffer des Königs, die auf dem Meer mit den Schiffen hinaus fuhren, kamen in drei Jahren einmal, und sie brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen." — „Das

Silber achtete man zu den Zeiten Salomos für nichts." „Der König machte, daß des Silbers zu Jerusalem so viel war wie die Steine."

So berichtet uns das I. Buch der Könige im 7. Kapitel. Doch war, wie uns Meyer in der oben erwähnten Stelle berichtet, der Zufluß nur ein vorübergehender; die Edomiter schnitten ihn ab. Hinzu kam, daß Salomo die Menge des umlaufenden Geldes sehr rasch durch die Verwendung der Edelmetalle bei seinen Tempelbauten verminderte. „Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren gülden und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon waren auch lauter Gold." Die Beschreibung des Tempels selbst zeigt uns eine unglaubliche Verwendung von Edelmetallen: Tische, Stühle, Leuchter, Wandbehang — alles war aus lauterem Golde gemacht. Wenn auch die Beschreibungen übertrieben sein mögen, so ist doch bezeichnend, daß berichtet wird, beim Brande des Tempels sei das geschmolzene Gold die steinernen Treppen herabgeflossen.

Durch die Verwendung des Goldes im Tempel, die zeitlich nicht weit vom Versiegen des Goldzuflusses fiel, wurde die umlaufende Geldmenge sicher stark vermindert, und die Folge mußte ein allgemeines Sinken des Preisstandes sein. Das führt jedoch immer zu einer starken Bedrückung aller erwerbenden Stände durch die Steuern. Und tatsächlich verstummen die Klagen über den Druck der Steuern unter Salomo in seinen spätern Jahren nicht mehr. Bei seinem Tode verdichten sie sich zu der Frage seiner Untertanen an Salomos Sohn: „Dein Vater hat uns das Joch schwer gemacht, wie willst Du es halten?" Worauf der junge Herrscher Rehabeam die kronprinzliche Antwort gab — auf Anraten seiner Höflinge: „Mein Vater hat auf Euch ein schwer Joch geladen; ich aber will des noch mehr über Euch machen. Mein Vater hat Euch mit Ruten gezüchtigt; ich aber will Euch mit Skorpionen (Stachelpeitschen) züchtigen." (I. Könige, 12, 11.)

Darauf erhoben sich 10 Stämme gegen Rehabeam und trennten sich unter Jerobeam vom Reiche los. So zerfiel das jüdische Reich infolge der Vernichtung seiner Geldwirtschaft.

Die Aegypter.

Die Aegypter weisen zwei Höhepunkte in ihrer Geschichte auf. Der erste fällt in die Zeit der 12. Dynastie. Von ihren Anfängen schreibt Spamer (Weltgeschichte, Leipzig 1893), daß ihr unmittelbarer Vorgänger, Sanchkara, „die erste größere Seefahrt und zwar zu Handelszwecken ausführte. Man knüpfte Handelsbeziehungen mit Punt, mit Arabien, sowie der gegenüberliegenden Somaliküste an und Edelsteine, Weihrauch und andere Kostbarkeiten brachte die Expedition nach Hause".

Die zweite wirtschaftliche Blüte war zur Zeit von Ramses oder Sesostris. Von dieser Zeit berichtet Wirth (Der Gang der Weltgeschichte S. 78): „Die Aegypter entdeckten in Nubien Goldminen. Sie erzielten daraus einen Ertrag, dessen Summen selbst heute wie ein Märchen anmuten. Beck berechnet zwar ganz phantastisch in seiner Geschichte des Eisens die Ausbeute zu Ramses Zeiten auf nicht weniger als 2,8 Milliarden Mark. Mehrere Jahrhunderte danach, nachdem einmal der Golddurst geweckt war, ging man bereits bis Südafrika, bis nach Zimbabwe, südlich vom unteren Sambesi. Dort haben, vielleicht von Aegypten angestachelt, wo sie zum mindestens einen guten Markt für ihre Waren fanden, die Sabäer, und dann, ihren Spuren folgend, König Hiram und Salomo, ziemliche Mengen Goldes erschürft. Die Menge wird auf weniger als 500 Talente geschätzt; das wäre unter 2½ Mill. Mark, nach heutigem (1913) Geldwert vielleicht 5 Millionen."

So berichtet Wirth, um dann im folgenden Abschnitt wörtlich weiterzufahren: „Der militärische und finanzielle Fortschritt lockte die Großstaaten zu weiterer Ausdehnung und brachte sie zu einer Reihe von Kriegen untereinander. Ein dramatisch bewegtes Zeitalter bricht an. Das Persönliche tritt in der Weltgeschichte hervor."

Doch war diese Blüte nur von kurzer Dauer. „Danach beginnt der Verfall." Und hier treffen wir wieder eine Bemerkung, die helles Licht auf dessen Ursachen wirft. Wirth schreibt nämlich weiter: „Es beginnt zugleich ein partikularistisches Anwachsen des Großgrundbesitzes. . . ."

Wir haben schon gesagt und werden das immer wieder

bestätigt finden, daß das Anwachsen des Großgrundbesitzes als seine einzige Voraussetzung (außer blutigen Eroberungen) nichts als sinkende Preise braucht. (Siehe z. B. Abschnitt „Joseph"! und später: Die bösen Siebziger- und Achtzigerjahre.) So erzählen die Pyramideninschriften immer mehr von den Einbrüchen feindlicher Stämme — wie ins alternde Rom die Germanen „einbrachen". Wir werden dort den Sinn solcher Einbrüche und ihre Vorbedingungen näher kennen lernen. Nicht bloß die Pyramideninschriften, sondern die Pyramiden selber berichten uns über den Verfall der Künste und Wissenschaften: während nämlich die Pyramiden von Chafra und Menkaura nur Fehler von 1:15,000 zeigen, offenbaren uns spätere Pyramiden immer wachsende Ungenauigkeiten.

Eine „gewaltige Krise" (E. Meyer I, S. 546) erreicht mit der Herrschaft von Psammetich ihr Ende. Und was berichtet Spamer (S. 136) von diesem König? „Er war ein aufgeklärter Mann, der erste ägyptische König, der eine umfassende Handelspolitik verfolgte. Er beförderte den Verkehr mit fremden Völkern und gestattete Juden und Syrern, welche infolge der Katastrophen in ihrem Lande in Massen kamen, die Niederlassung in seinem Lande." Wenn wir uns daran erinnern, welche Rolle Sombart (Die Juden und das Wirtschaftsleben) dem Ein- oder Abwandern der Juden für den Geldumlauf eines Landes zuschreibt, dann wird uns klar, daß unter Psammetich zweifellos ein starkes Anwachsen des umlaufenden Geldes und eine Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs begann. Aber die Geldwirtschaft ist hier schon alt, sie hat sich schon bis zur Zinswirtschaft entwickelt und ihre Kehrseite macht sich stark bemerkbar. Denn schon König Bochoris hatte um 730 vor Chr. Handelsgesetze erlassen, (so berichtet Weiß in seiner Weltgeschichte 1890 I, S. 221/222), wonach „die Zinsen nie über das Doppelte des Kapitals sich vermehren sollten und sich der Gläubiger nie der Person des Schuldners bemächtigen dürfe."

Blühte nun die Geldwirtschaft unter dem befruchtenden Regen eines neuen Geldzuflusses auf, so kann man mit Bestimmtheit auch eine Verschärfung der alten Gegensätze zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber erwarten. Tatsächlich

berichtet denn auch E. Meyer I (S. 565): „Auf sozialem Gebiet scheint, wenn wir den Angaben der Griechen glauben dürfen, denn auch die Sonderung der Stände vollkommen durchgeführt zu sein. Die Priesterschaft hat sich kastenartig abgeschlossen und vererbt ihre Würde; neben ihr steht der vollkommen geschlossene Kriegerstand.... Priester wie Krieger sind steuerfrei und im Besitz eines großen Teiles des Ackerlandes, das sie gegen eine feste Summe an die Bauern verpachten; der übrige Teil des Bodens ist königliche Domäne". Wir erkennen da deutlich die Landverteilung wieder, wie sie unter Josephs Beherrschung des Geldumlaufs seinerzeit zustande kam! „Tief unter den beiden privilegierten Ständen steht die Masse des Volkes, die Ackerbauer und Gewerbetreibenden, die Kaufleute...."

Die Trennung des Volkes in Zinsnehmer und Zinsgeber ist vollkommen und wirkt sich in allem aus, was die Aegypter taten. „Das Aegypten, welches die Griechen kennen lernten, war eine wohl gepflegte und konservierte Mumie aus uralter Zeit und vermochte ihnen wohl durch seine Seltsamkeit und sein Alter zu imponieren und gelegentlich in Einzelheiten Anregung zu geben, war aber nicht mehr imstande, selbst zu neuem Leben zu erwachen." (Meyer I, S. 565.)

Wahrscheinlich war der Geldzufluß kein stetiger und vor allem kein langandauernder. Daher sank die kaum erblühte Kultur bald wieder zurück auf die frühere Stufe während der langen Dauerkrise. Sie hatte übrigens viel Aehnlichkeit mit der Kultur der Renaissance. In dieser Krise erlag Aegypten dem Ansturm der Perser. Doch war auch hier nicht der Anstoß von außen das Entscheidende, sondern das ägyptische Reich erlag einem „Verwitterungsprozeß" (Meyer), der es von innen her zermürbte.

Die Perser.

Kyrus, der König der Perser, schlug die Lydier unter ihrem König Krösus im Jahre 546. Die Lydier waren unter den ersten gewesen, die Münzen im eigentlichen, engern Sinne prägten, indem sie den Gold- oder Silberstücken ein Gewichtszeichen einpreßten, das dadurch nicht

mehr gewogen zu werden brauchte, sondern einfach zugezählt werden konnte.

Wieder ist hier eine Erscheinung festzustellen, die wir schon bei Salomo bemerkten: der letzte Lydierkönig Krösus hatte ungeheure Schätze aufgespeichert. Solon soll ihn einmal besucht haben und wurde von ihm angesichts seiner Reichtümer gefragt, ob er nicht der glücklichste Mensch sei. Solon wollte das nicht unbedingt bejahen: „Niemand kann vor seinem Tode glücklich gepriesen werden!“ — „Krösus hat auch dem delphischen Heiligtume wie dem Tempel Appollons bei Molet Goldschätze im Wert von Millionen gestiftet“, berichtet Beloch und das mag, zusammen mit seiner Geldhamsterei, genügt haben, um sein Reich des Tauschmittels zu berauben und verarmen zu lassen.

Eine andere kleine Erzählung berichtet in bezeichnender Weise, daß er in Sardes deswegen gefangen genommen worden sei, weil ihn sein großer Kriegsschatz hinderte, sich rasch genug zurückzuziehen.

Zweifellos haben die Perser den besiegten Lydiern die Schätze abgenommen und sicher werden sie auch das Geldwesen so viel wie möglich in Ordnung gehalten haben. Denn es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß Kyrus alle Eigenheiten und Vorzüge der besiegten Völker achtete und pflegte, und daß er die Lydier zu einem Handelsvolk machte, „die durch ihre Ueppigkeit bald bekannt wurden.“ (Spamer.)

Von D a r i u s , der den unglücklichen Feldzug gegen die Griechen begann und von seinem Sohne X e r x e s wird (von Spamer, S. 408) ausdrücklich die Pracht seines Hofes hervorgehoben. Zweifellos hat auch er die umlaufende Geldmenge vermindert. Er hat nämlich (so berichtet Spamer S. 427), eine regelmäßige Grundsteuer eingeführt. Babylon zahlte 1000 Silbertalente, dann nahm die Grundsteuer ab bis auf 170 Talente am Südufer des Kabul. „Die ganze Grundsteuer des Reiches betrug ungefähr 60 Mill. Mark“, schreibt S p a m e r 1893. Dazu kamen noch andere Steuern; „alles in allem mochte die Gesamtsumme der Abgaben etwa den dreifachen Betrag der Grundsteuer betragen.“

Wie klug diese Abgaben verwendet wurden, geht aus der Erzählung (Spamer I, S. 433) hervor, wonach Xerxes

einem schönen Platanenbaum in Lydien Goldschmuck anlegen ließ!

Meneh, Meneh, tekel upharsin!

In der Zeitschrift „Die schaffende Frau" brachte (1923, Heft 10) Hans Fuhrmann einen Aufsatz, der über diese Worte folgendes berichtet:

„In dieser Zeit des politischen und wirtschaftlichen Zerfalls erscholl in den Gassen Babylons das von mir als Ueberschrift benutzte, unter dem Namen „Menetekel" bekannte Wortspiel von Mund zu Mund und erregte die Gemüter. Da der Wortlaut des Menetekel aramäisch, d. h. in der Sprache des nordsemitischen Hochlandes (Libanon, Taurus, oberer Tigris) verbreitet war, so frug Belsazar den Daniel, der doch als deportierter Jude der aramäischen Sprache mächtig war, nach der Uebersetzung des im Volke verbreiteten Gerüchts. Dieser übersetzte: „Mene = gezählt und vollendet, Tekel = gewogen und zu leicht befunden, pharsin = zerteilt und den Medern und Persern gegeben."

„Nun müssen wir aber wissen, daß der Mene oder Minne eine altgriechische Rechnungsmünze war, der Tekel oder Sekel ein altbabylonisches Münzgewicht*) und was wir heute unter Wechselkurs oder Valuta verstehen, das wurde hier ausgedrückt unter dem Namen „Menetekel". Es ist deshalb irreführend, diese beiden Worte zusammenzuschreiben; es ist dasselbe, als wenn ich heute von einer Dollarmark oder von einer Markkrone reden wollte."

„Der Zerfall der Währung brachte es mit sich, daß in der Finanzlage des altbabylonischen Stadtkönigreiches der heimische Sekel immer mehr von dem fremdländischen Minne verdrängt wurde."

„Der Minne war „gutgezählt" und „vollendet", während die Kaufkraft des babylonischen Sekels augenscheinlich sehr rasch abnahm." Ist Fuhrmanns Deutung richtig, so muß ein starker Edelmetallzufluß vorhanden gewesen sein. Doch fehlen uns gerade über diese Dinge die Berichte.

Immerhin sind zwei Dinge an dieser Deutung nicht klar. Warum mußte Belsazar sich ein Wortspiel übersetzen

---

*) Vergleiche die Münztabelle am Schluß.

lassen, das von Mund zu Mund ging? Er konnte es doch so gut verstehen wie das Volk. Und weiter setzt Fuhrmann voraus, daß ein Sinken der Kaufkraft gleichbedeutend mit dem Zerfall der Wirtschaft sei. Das trifft nur zu, wenn die Kaufkraft ganz rasch abnimmt.

In den Heften „Der alte Orient" hat im 4. Jahrgang, Heft 4, der Berliner Universitätsprof. Dr. Hugo Winkler „die Gesetze Hammurabis" (um 2250 v. Chr.) übersetzt. (Verlag J. C. Hinrich, Leipzig). Für die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung kann aus diesem Stoff wenig gewonnen werden. Dagegen erhält man einen Begriff von der weitausgebreiteten Geldwirtschaft der damaligen Zeit, wenn man findet, daß in den ungefähr 280 kurzen Abschnitten des Gesetzes Geld, Geldmünzen und Preise gegen hundertmal erwähnt werden.

Allgemeines über die alten Reiche.

„Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß das Altertum, wie die Lehrbücher es immer wieder behaupten, nur die niedrigste Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, den Hausbetrieb, Produktion für den eigenen Bedarf, darstelle, sondern es hat auch den Großbetrieb, das Fabrikwesen schlimmster Art und die sozialen Fragen der Gegenwart hervorgebracht und durchgelebt." — So lehrte E. Meyer, der größte heutige Kenner des Altertums in einer Versammlung von Nationalökonomen in Halle. (Angeführt in Wirth, Gang der Weltgeschichte S. 400.)

„Weiter enthüllte es sich bis zur Tagesklarheit, daß die Antike in sich selbst schon eben diese Perioden durchgemacht habe, daß auch sie Altertum, Mittelalter, Neuzeit umfasse, ja noch ein Zeitalter mehr, als wir nach Analogie der neuern Geschichte benennen können, eine Zeit der Zersetzung und Auflösung. Der Parallelismus der Entwicklung des klassischen Altertums mit der Geschichte christlicher Aera ist, einmal erkannt, von erstaunlicher Deutlichkeit. Schon einmal hat vor ihr ein Volk und eine Völkergruppe den ganzen Lebenskreis einer Kultur durchmessen, alle Entwicklungsphasen durchlebt, deren der menschliche Geist fähig

scheint.“ So schreibt Bethe. (Der Lotse, Hamburgische Wochenschrift S. 5, Jan. 1901.)

Was uns am Niedergang der alten Staaten anders anmutet als unser eigener Niedergang, das ist das scheinbar unvermittelte, rasche Absinken. Doch wenn wir die Jahrzahlen statt der Seitenzahlen unserer Geschichtsbücher betrachten würden und sie in Vergleich stellten mit den Jahreszahlen der neuern Geschichte, dann sähen wir mit Ueberraschung, wie viel schneller sich bei uns seit 1914 ein allgemeiner Niedergang vollzogen hat. Verdeckt wird er zur Zeit vor allem durch die Einfalt unserer Professoren der Nationalökonomie und durch die Berichte unserer Großbanken, die ruhig die heutige Zahl der Franken, Dollars usw. neben die von 1913 stellen und dabei übersehen, daß die Preise seit 1913 um ungefähr 70% gestiegen sind, und daß infolgedessen auch alle Zahlen in Geld in diesem Verhältnis höher sein müssen, wenn sie wirklich den Stand von 1913 angeben sollen.

Einen weitern Unterschied glauben wir auch zu sehen in der spätern Ausbildung der Volksherrschaft. Vielleicht fehlen uns aber darüber die Nachrichten, oder sie sind unterdrückt worden. So wie sich uns das Bild der vorgriechischen Geschichte zeigt, scheint das Volk kein Mitspracherecht zu haben. Ist der Gegensatz zwischen Fürst und Volk zu groß, dann meldet die Geschichtsschreibung in lakonischer Kürze einen Aufstand, eine Erhebung irgendwelcher Stämme und damit ist die Sache in einer Zeile erledigt. Was mag aber alles dahinter stecken? Wie dachten die Menschen, die diesen Aufstand begannen? — Es müßte eine dankbare Aufgabe sein, die sozialen Kämpfe in den alten Völkern anhand der Funde und Inschriften neu darzustellen. Man hat gerade bei E. Meyer das Gefühl, daß er da noch sehr viel zu sagen hätte — wenn er nicht ganz in seiner rein politischen Geschichte befangen wäre. Auf jeden Fall ist das Geständnis von Prof. Erich Jung sehr vielsagend und wertvoll, wenn er schreibt: „So viel läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß auch in der antiken Geschichte die Zins- und Bodenfrage eine beherrschende Frage war, und daß die An-

tike an ihrer Lösung gescheitert ist." (Deutschlands Erneuerung, Juni 1921 S. 370.)

Griechenland.

Die Geschichte der Griechen zeigt schon in ihrem Aufstieg den Einfluß der Phöniker. Diese besaßen das „goldreiche Thasos, sie haben wahrscheinlich die Bergwerke von Siphnos zuerst ausgebeutet" und „es konnte nicht ausbleiben, daß ein so hochbegabtes Volk, wie die Griechen, allmählich von den Phönikern zu lernen begann. Sie fingen an, selbst Schiffe zu bauen, Bergbau zu betreiben und die Erze zu bearbeiten." (Spamer I S. 449/450.)

Zweifellos ist die Entwicklung gerade umgekehrt erfolgt: erst wurden die zufälligen Erzfunde zu Schmuck einfachster Art verwendet, dann suchte man nach mehr, verwendete den Schmuck auch als Geld, um dann endlich, vom Goldhunger und dem damit zusammenhängenden Unternehmungsgeist getrieben, über das griechische Festland hinauszugehen. Dabei wird „Siphnos, das reiche Gold- und Silberbergwerke besaß", von den Joniern erobert.

Man bekommt den Eindruck, als hätte sich hier die Entwicklung, wie sie das Geld mit sich bringt, in einer der Kleinheit der Staaten entsprechenden Weise auch ganz rasch abgespielt. Aufstieg, die üblichen innern Kämpfe und der Abstieg folgten binnen wenigen Jahrhunderten, und dann fielen die auswärtigen Staaten über Griechenland her, nahmen es in ihren Verband — und gingen mit ihm zugrunde.

Den allgemeinen Aufstieg beleuchtet Beloch in Pflugk-Hartungs Weltgeschichte (S. 163) wie folgt:

„Hier an der kleinasiatischen Westküste ist um diese Zeit (800 v. Chr.) die Erfindung gemacht worden, die mehr als alles andere zeigt, welche Bedeutung der Handel schon damals in der griechischen Welt gewonnen hatte und die von unermeßlicher Wichtigkeit für die wirtschaftliche Entwicklung der Folgezeit geworden ist: die Erfindung der Münzprägung... Noch keiner Regierung war der Gedanke gekommen, diesen Barren einen Stempel aufzudrücken, der für Gewicht und Feingehalt Gewähr leistete,

um damit dem Verkehr die beständige Anwendung von Wage und Probierstift zu ersparen."**)

Perikles verstand die Kräfte zu nutzen, die im Gelde liegen. E. Meyer berichtet (IV, S. 8), nachdem er den Bericht Xenophons erwähnt hat, daß „ein wesentlicher Teil seiner Einnahmen aus den Pachtgeldern der Silberminen von Laurion und der seit dem trakischen Kriege ganz in Athens Besitz übergegangenen Goldminen in Pangaion stammten": Das Geld war inzwischen wie im Privatleben so für den Staat das stärkste und unentbehrlichste Machtmittel geworden. Daher bricht Perikles Finanzprogramm mit der alten Anschauung, welche mit den aufgespeicherten Haufen Geldes dem Schatz der Pallas Athena, prahlte, aber nichts mit ihnen anzufangen weiß... Was bisher tatsächlich nur in Notfällen geübt wird, wird durch Perikles Grundsatz: der Schatz steht zur unbedingten Verfügung des Staates... Die Göttin wird gewissermaßen der Bankier des Staates, ihr Schatz ist der Kriegsschatz Athens — das bietet den Vorteil, daß man von den besiegten Feinden nicht nur die Bezahlung der wirklichen Summen, sondern auch der Zinsen fordern kann." (IV, S. 33/34)

So wird jeweilen beinahe der ganze Betrag des Schatzes der Pallas Athene in Umlauf gesetzt!

Die Folge? Darüber berichtet P. Weiß in seiner Weltgeschichte (1890 II 267/268) sehr anschaulich: „Welch ein Bild regen Lebens in Athen erschließt sich uns, wenn wir erwägen, in wie kurzer Zeit all dies Schöne und Herrliche ins Leben trat! Welch ein Wetteifer in Leistungen, wie entzündet ein Talent das andere! Eichen, sagt das Sprichwort, gedeihen nur unter Eichen. Kein Talent muß verkümmern, jede Kraft ist in Athen willkommen und wird beschäftigt! Auch der niederste Arbeiter ist gehoben durch den Geist, welcher das Ganze leitet.

„Die Gegner des Perikles lärmten, Athen komme in

**) Man beachte, daß wir bis heute in der Geldverwaltung nicht darüber hinausgekommen sind, Gewähr für Gewicht und Feingehalt der Münzen zu geben. Die Kaufkraft, das eigentlich Wesentliche am Gelde wird erst durch die Indexwährung Gesells gewährleistet. Die Index- oder Kaufkraftwährung von Gesell wird seit der griechischen Zeit der erste Fortschritt im Geldwesen sein!

üblen Ruf, wenn es durch den Bundesschatz wie ein eitles Weib sich mit edlem Gestein, Bildern und unerschwinglich kostbaren Tempeln schmücke. Plutarch erzählt dabei: „Dagegen stellte Perikles dem Volke vor, daß man den Ueberfluß billig zu dem verwende, was in Ewigkeit Ehre und dessen Werden im Augenblick Wohlstand bringe, weil sich damit mannigfache Beschäftigung verbinde und allerlei Bedürfnis sich finde, das jede Kunst ermunternd und jede Hand in Anspruch nehmend beinahe für die ganze Stadt zur Erwerbsquelle werde, die sich zugleich verschönere und nähre. Denn wer das Alter und die Kraft hatte, bekam im Kriegsdienst den öffentlichen Wohlstand zu genießen. Nun sollte aber auch der nichtkriegsdienstpflichtige Handwerkerstand weder leer ausgehen, noch in trägem Müssiggang erhalten werden, also brachte er rasch große Bauentwürfe und Pläne zu kunstreichen, zeiterfordernden Werken vor das Volk, damit die zu Hause so gut als die auf der See, in den Festungen und in den Feldlagern Gelegenheit fänden, von den Staatsmitteln ihren Anteil und Genuß zu ziehen. Denn wo das Material Stein, Erz, Elfenbein, Gold, Eben- und Zypressenholz war, und die dasselbe fertigenden und verarbeitenden Gewerbe Baumeister, Bildhauer, Schmiede, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, Elfenbeinmaler, Sticker und Schnitzler und ihre Zuträger und Lieferanten zur See, die Kauffahrer, Schiffer und Steuerleute, zu Land die Wagner, Pferdehalter, Fuhrleute, Seiler, Leineweber, Sattler, Wegmeister und Bergleute, wo, wie der Hauptmann sein Fähnlein, jedes Handwerk seine Rotte, Gesellen und Handlanger sich beigesellt hatte, als Glieder eines Ganzen der Bedienung: da verteilten und verbreiteten die sich bedingenden Geschäfte, man kann wohl sagen, an jedes Alter und Geschlecht seinen Wohlstand". „Viel auszugeben, um mehr zu gewinnen, war finanzielle Maßregel." „Jede Kraft konnte sich im Staat entfalten, alle edlen Richtungen des Lebens wurden gepflegt. Jedes Talent, woher es auch kommen mochte, wurde willkommen geheißen und beschäftigt. Der Handel, die Kunstwerke zogen eine Menge Fremder nach Athen, und der Verkehr und Ideenaustausch war der lebendigste." (S. 278.)

Nun ist es höchst lehrreich, neben dieser Schilderung des

Lebens im Athen der G e l d v e r m e h r u n g die Rede zu hören, mit der Sparta mit seiner G e l d v e r m i n d e - r u n g um die gleiche Zeit vor dem Krieg mit Athen gewarnt wurde. Man wird selten einen so treffenden Vergleich zwischen einem Staat, der den Auftrieb vermehrten Geldes in sich spürt und einem Staat mit trägem und abnehmendem Geldumlauf finden. Der spartanische Redner sagt: „Ihr habt nie erwogen, was für ein Volk die Athener sind, mit denen ihr es zu tun haben werdet, und wie sehr sie euch in allem überlegen sind. Denn sie sind unternehmend und rasch im Entwerfen und in der Ausführung alles dessen, was sie beschließen. Ihr aber seid nur bereit, das Bestehende zu erhalten, ohne etwas weiter zu unternehmen. Auch wißt ihr nicht einmal das Notwendigste in der Tat durchzusetzen. Sie dagegen sind über ihre Kräfte tatlustig, sie wagen über Erwartung und sind in der Gefahr voll Hoffnung. Euch aber ist es eigen, in der Ausführung unter euren Kräften zu bleiben, selbst sicheren Erwartungen nicht zu trauen und keine Errettung aus der Gefahr zu hoffen. Vergleiche man ferner beide, so sind sie rastlos tätig, ihr aber langsam, sie reiselustig, ihr die größten Heimatfreunde, sie glauben durch den Aufenthalt in der Fremde etwas zu gewinnen, ihr aber, durch einen Kriegszug sogar den vorhandenen Besitz zu schmälern. Gewinnen sie einen Vorteil über die Feinde, so verfolgen sie denselben so weit als möglich, werden sie besiegt, so wird ihr Mut nur wenig gebeugt. Ihre Leiber weihen sie dem Staate, als ob sie ihnen ganz fremd wären, der Geist aber, wodurch sie für das Vaterland wirken, ist ihr eigenstes Wesen. Wenn sie einen Plan nicht durchführen, so ist es ihnen, als verlören sie ein Besitztum, was sie im Kriege erringen, gilt ihnen als unbedeutend gegenüber dem, was ihrem Unternehmen die Zukunft verspricht. Mißlingt ihnen einmal ein Versuch, so richten sie dagegen die Hoffnung auf etwas anderes und ihr Bedürfnis ist befriedigt. Denn bei ihnen allein fällt Besitz und Hoffen des Gegenstandes der Wünsche zusammen, weil sie rasch zur Ausführung aller ihrer Entschlüsse schreiten. Und alles dieses streben sie durch ihr ganzes Leben hindurch, unter Mühsal und Gefahren zu erringen; auch genießen sie sehr wenig, was sie besitzen, weil sie stets nach Erwerb trachten und kein

anderes Fest kennen, als die Erfüllung ihrer Pflicht, und tatlose Ruhe nicht minder als ein Uebel halten als mühselige Geschäftslast. Man könnte sie daher kurz und richtig so schildern: sie seien nach ihrer Gemütsart dazu gemacht, weder selbst Ruhe zu haben, noch andern Menschen Ruhe zu lassen!" (P. Weiß, a. a. O. S. 278 ff.)

Muß man hier noch auf die Zeit der steigenden Preise von 1896—1912 verweisen?! Und darauf, wie sonderbar es ist, daß 225 km weit von dieser Stadt Athen sich Städte und Ländereien befanden, vom gleichen Volke besetzt, die eine ganz andere Entwicklung aufwiesen? Wie hart nebeneinander sich Aufstieg und Erschöpfung finden können, zeigt die Stelle über Sparta: „Mit den Gold- und Silbermünzen verschwanden auch viele unnütze Künste, ohne daß sie Lykurg besonders in Bann zu tun brauchte. ... Kein Lehrer der Beredsamkeit, kein Wahrsager, kein Goldarbeiter betrat mehr das arme Land. So mußte der Luxus von selber absterben und die einheimischen Künstler verwandten ihre Geschicklichkeit auf die unentbehrlichsten Hausgeräte." (W. A. Grube, Charakterbilder aus der Geschichte und Sage, 1871, S. 91.)

Unter Perikles setzte die Ausbildung des Staates ein, so wie wir ihn heute kennen. Elster (Handwörterbuch der Volkswirtschaft, VI, S. 819) berichtet, daß in den kleinasiatischen Städten zuerst, dann aber auch in Lydien die Münzen als staatliche Einrichtung eingeführt worden seien. Ist es ein Zufall, daß auch gerade hier, wo das Münzwesen sich am blühendsten entwickelte und die Geldherrschaft erstmals zur Gründung von Banken führte, auch der Staat entstand, wie wir ihn heute kennen? Wohl kaum. Vielmehr ist es so, daß vor der griechischen Zeit die Fürsten alle Schätze des Bodens an sich rissen und dann als Grundherren ganz uneingeschränkt so lange regierten, als das geduldige Volk ihnen das Leben ließ. Unter den Griechen mit der weiter ausgebildeten Geldwirtschaft kamen die Erträge der Bergwerke in den Besitz „des Volkes", d. h. einer größeren Zahl regierender Familien, die das Münzrecht ausübten. Wie es nicht anders zu erwarten war, verursachte die Trennung zwischen Zinsnehmer und Zinsgeber Uneinigkeit und Angriffe gegen die Herrschenden, denen nichts

anderes übrig blieb, um sich an der Macht zu erhalten, als den Aufständischen immer neue Zugeständnisse zu machen. Und wie konnte das anders geschehen, als daß man ihnen „Stellen“ im Staat verschaffte und ihn damit ausbaute?

Wie klar dieser Vorgang noch vor dreißig Jahren unsern Geschichtsschreibern gewesen sein muß, geht aus folgendem hervor. Nachdem Spamer in seiner Weltgeschichte erzählt hat, daß die Richter in Athen für ihre Arbeit vom Staate besoldet worden seien, fährt er fort: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Maßregel nicht als demokratisch, sondern als demagogisch bezeichnet werden muß. Abgesehen von dem sittlichen Eindruck, den eine solche Maßregel machen mußte, indem, was bisher als Ehrenamt gegolten, als bezahlbare Leistung behandelt wurde, war dieser Schritt der erste auf der abschüssigen Bahn dazu, daß sich alles beschäftigungslose Gesindel zu öffentlichen Aemtern drängte (!!), Richter zu werden, um den Tag mit Anhören von Rechtsstreiten unterhaltend zu verbringen und später, als auch Ratmänner und Teilnehmer an der Volksversammlung nach diesem Muster ebenfalls ihren Sold bekamen, sich möglichst zahlreich da einzufinden, wo man vom unerschöpflich scheinenden Säckel des Gemeinwesens gespeist zu werden Aussicht hatte.“ Und in der Folge spricht er weiter von „Nichtstuern, die eingeladen wurden, sich auf Staatskosten zu ernähren“.

Hier herrscht also noch die bestimmte Ansicht, daß der besoldete Staatsmann — und damit das was wir heute als auch etwas Verwerfliches am Staat anzusehen uns längst abgewöhnt haben — ein Werkzeug der „Demagogie“ sei. Neben diesem Begriff kam unter der hochentwickelten Geldwirtschaft zur Zeit des Perikles auch der Begriff „Volk“ und „die Wenigen“ auf. (Spamer I, S. 646.) „Thorkydides war Meister der Rede, und er setzte Perikles oft scharf zu und dieser soll sich, wie uns Plutarch berichtet, dadurch veranlaßt gesehen haben, mehr als früher dem Willen des Volkes nachzugehen, um sich den Wenigen gegenüber bei ihm in Gunst zu halten.“ So kam es schließlich soweit, daß Aristoteles schreibt: „Kleon, der Gerber, war der erste, der nicht, wie andere Leute, anständig und in ruhiger Haltung, sondern mit einem Schurzfell angetan, auf der

Rednerbühne erschien und mit Geschrei und Schmähungen das Volk erregte."

Mit dem Münzrecht bekommt der Inhaber der Staatsgewalt ein neues Mittel in die Hand, um Handel und Verkehr zu fördern oder zu hindern, Steuern und Staatsschulden unbemerkt zu erschweren oder zu erleichtern. Im Augenblick, wo wir ein staatliches Geld antreffen, erhält der Staat eine größere Machtfülle. Er wird zum Streit der Parteien, weil die Natur des Edelmetallgeldes Spaltungen zum vornherein schafft. Es muß dann der Streit um die Macht im Staat entbrennen.

Das ist bei den Griechen frühe eingetreten. Während aus älterer Zeit keine Streitigkeiten um „Volksvertretungen" und ähnliche Fragen bekannt sind, spielen diese bei den Griechen eine große Rolle. Aus dem Griechischen stammen die Bezeichnungen für die verschiedenen Staatsformen, und außer einer klareren Erkenntnis der treibenden Kräfte im politischen Leben hat die Wissenschaft vom Staate seit der griechischen Zeit wenig zu Tage gefördert.

Beloch fährt weiter: „So stand die griechische Nation um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert (v. Chr.) bereits auf einer verhältnismäßig hohen Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, und sie begann infolgedessen hinauszugreifen über den engen Raum, auf dem bisher ihre Geschichte sich abgespielt hatte. Kühne Entdecker hatten schon seit dem 9. Jahrhundert sich auf die unbekannten Meere im Westen und Norden gewagt ..."

„Dieselben Ursachen, die eine Umwälzung in der griechischen Gesellschaft hervorbrachten, waren von tiefgreifender Wirkung auf die geistige Entwicklung der Nation. Sie führten zur Befreiung von dem Konventionalismus, der das griechische Denken wie das griechische Leben so lange in Fesseln gehalten hatte. Wie die neue Zeit auf wirtschaftlichem Gebiete ihren Ausdruck in der Erfindung der Münzprägung findet, so auf geistigem Gebiete in der Annahme der Buchstabenschrift."

Die „Befreiung von dem Konventionalismus" d. h. die Befreiung der Persönlichkeit ist eine der Folgen der Geldwirtschaft, die wir eingangs kennen gelernt haben.

Doch zeigt sich auch in Griechenland bald die Kehrseite der Geldwirtschaft; Beloch berichtet weiter: „Ein größerer Gewerbetrieb, namentlich wenn er auf Sklavenarbeit gegründet ist, hat den Besitz von Kapital zur Voraussetzung; (Beloch versteht hier unter „Kapital“ Betriebsmittel, die aber durchaus nicht zinstragend sein müßten!) nicht minder der Großhandel, wie er jetzt nach den Kolonien betrieben wurde.... So trat ein neuer Faktor in das griechische Wirtschaftsleben: der Zins... Bald bedeckten sich die Felder weithin mit steinernen Tafeln, auf denen die Schulden verzeichnet waren, die auf den Grundstücken lasteten.“

Der Boden war also bereits Privatbesitz geworden und wurde auch verpfändet und mit Grundschulden belastet, ganz wie heute. Daher werden auch alle die Kämpfe zur Erleichterung der Schuldenlasten ebensowenig gefehlt haben wie heute... Tatsächlich berichtet Beloch weiter: „Das hätte unfehlbar zur Vernichtung des freien Bauernstandes führen müssen. Wenn es nicht dazu gekommen ist, oder doch in viel späterer Zeit, so ist dies dem Aufkommen eines kräftigen Handwerkerstandes zu verdanken, an dem der Bauernstand gegen den grundbesitzenden Adel eine Stütze fand.“

Beloch irrt sich. Warum es damals noch nicht zur Vernichtung des Bauernstandes kam, sondern erst später, das erklärt sich zwanglos und in Uebereinstimmung mit den Erscheinungen der heutigen Zeit durch den starken Geldzufluß, der die Preise fortwährend gehoben haben muß. Beloch selber erzählt von einem hohen Zinsfuß, der nicht bloß ein Zeichen von Armut an Leihgeld sein kann, sondern häufig die Folge einer starken Preissteigerung ist, die zu einer vermehrten Nachfrage nach Handelsleihgeld führt. Mommsen (Geschichte des römischen Münzwesens, 1860, S. 84) erzählt, daß „unter dem ältern Dionysos der Silbernumerus aus einem Einer ein Fünfer wurde, so daß eine Schuld von 5 Drachmen mit einer Drachme getilgt werden konnte. Dieser Bankerott fällt eine Weile vor Aristoteles Zeit. Nicht lange danach muß eine zweite ähnliche Reduktion gefolgt sein, die den Numerus in einen Zehner verwandelte“ und demnach für

die verschuldeten Stände neuerdings eine große Entlastung bedeutet haben muß.

Zuzugeben ist allerdings, daß alle diese Entlastungen nur vorübergehend sind und den Kampf zwischen Schuldner und Gläubiger nur für ein Geschlecht zugunsten des Schuldners entscheiden. Nach der folgenden Erbteilung lasten die Schulden wieder auf dem Erben des Grundbesitzers.

Vor Solons Zeit müssen die Schuldner arg in der Klemme gewesen sein. E. Meyer schreibt: „Die Bauern geraten in Schulden und müssen Hypotheken aufnehmen ... die Pächter können ihren Zins nicht zahlen, die Käthner und Tagelöhner, welche die großen Güter bewirtschaften und dafür den sechsten Teil der Güter erhalten, können davon nicht mehr leben ... Zahlreiche kleine Güter sind offenbar damals eingegangen und von den Großgrundbesitzern aufgekauft oder zur Deckung ihrer Vorschüsse eingezogen worden... Auch an Gewalttaten und ungerechten Verurteilungen, an gewaltsamem Bauernlegen hat es nicht gefehlt. Dieser Not auf dem Lande steht die Zerrissenheit in der herrschenden Bürgerschaft gegenüber. Alles strebt nach Gewinn, der gemeine Mann wie der Adelige; die Männer, welche das Regiment in Händen haben, füllen ihre Taschen aus den Staatsgeldern und den Einkünften der Götter; Ueberhebung und Geldgier bringen den Staat an den Rand des Abgrunds, Bürgerkrieg und Tyrannis stehen unmittelbar bevor." (Meyer, II, 642/643.)

Unter diesen Umständen erhielt 594 v. Chr. Solon „den Auftrag, die soziale Krisis zu lösen, die Verfassung zu ordnen; die gesamte Zukunft des Staats war in seine Hände gelegt." Solons Meisterstück war die „Seisachteia" — die große Schuldenabschüttelung. Meyer schreibt darüber, daß es im Widerspruch mit Solons Angaben und mit der ganzen Tradition sei, wenn Androtion, ein griechischer Geschichtsschreiber, daraus „eine harmlose Schuldenreduktion durch die Reduktion des Münzfußes" machte. Doch wie wenig harmlos eine derartige Verminderung der Kaufkraft des Geldes ist, wissen wir seit 1923 an Deutschlands Beispiel, das natürlich mit Edelmetall nicht entfernt erreicht werden kann. Aber immerhin ist doch bezeichnend, daß Meyer schreibt, es sei ihm nicht klar, woher

Solon das Geld zum Rückkauf der ins Ausland verkauften Bürger genommen hätte „ob aus den Erträgen der Silberminen von Laurion, die jedenfalls seit Solon stärker bearbeitet wurden". Danach hat doch eine Vermehrung des Geldes mit ihren die Schuldner entlastenden Folgen stattgefunden. Hinzu kam noch, daß an Stelle des bisher üblichen äginetischen Münzfußes der euböische eingeführt wurde. Damit erreichte er, daß nun 100 Drachmen der neuen attischen Währung nur die Kaufkraft von 73 frühern Drachmen hatten. Die Schuldner zahlten also offenbar mit einem Gelde zurück, in welchem sie die Schuld gar nicht eingegangen waren. Es wäre ungefähr so, wie wenn etwa Deutschland plötzlich die Währung der Schweiz annehmen würde und die Goldmarkschulden mit Schweizerfranken zahlen dürfte, die zudem noch durch einen ständigen Geldzufluß an Kaufkraft weiter verlieren würden. (Silberminen von Laurion!)

Heute tut man ungefähr das Gegenteil, man strebt immer den Währungen nach, die hoch stehen. Solon wurde der Weise genannt — die Währungsverbesserer, die die Kaufkraft der Schulden erhöhen, nachdem die Schuld abgeschlossen ist, nannte Abraham Lincoln — Verbrecher.

Der Zinsfuß wurde von Solon nicht beschränkt; er stellte ihn in das Ermessen des Darlehensgebers. Der Spaltpilz arbeitete also weiter, und zwar derart, daß dem Philosophen Pythagoras eine Ahnung gekommen sein muß, worin die Ursache der Krankheit zu suchen sei, an der Griechenland litt. „Ehret Lykurg, so sagte er, er ächtete Gold und Silber, die Ursache aller Verbrechen."

Wie verhält es sich mit dieser Aechtung von Gold und Silber als Münzmetall? Darüber berichtet Stake (in seinen Erzählungen aus der griechischen Geschichte in biographischer Form, 1893, S. 93): „Den Gebrauch von Gold und Silbermünzen hob Lykurgos auf und führte statt dessen ein eisernes Geld ein. Dieses war so schwer und von solchem Umfange, daß man für etwa 225 Reichstaler eine besondere Niederlage im Hause, und um es fortzuschaffen ein Zweigespann nötig hatte. Durch diese Maßregel wurden viele Verbrechen, Diebstahl, Bestechungen, Raub usw. aus

Sparta verbannt, aber auch Künste und Handel gänzlich gelähmt." Und Spamer (I, S. 501) berichtet: „Lykurgos, heißt es, habe eine vollständige Gleichheit der Vermögensverhältnisse herstellen wollen; da er aber fürchtete, die Sucht nach Reichtum würde alle Bestimmungen umgehen und hinfällig machen, habe er das Uebel mit der Wurzel ausrotten wollen durch das Verbot von Gold- und Silbergeld, und Einführung eiserner Münzen, sowie durch solche Bestimmungen für das Leben, daß man mit dem Gelde in Sparta gar nichts habe anfangen können. Der Gebrauch von eisernen, stabähnlichen oder runden Barren als gesetzlicher Wertmesser in Sparta ist eine Tatsache. Er ist aber nicht auf die idealen Beweggründe eines Gesetzgebers zurückzuführen, sondern auf den starren Konservativismus der Spartaner, die das neue Geld als eine staatsverderbende Neuerung betrachtend, als man in Griechenland im 7. Jahrhundert die Münzprägung einführte, nicht nur bei dem von alters her gebräuchlichen Tauschmittel, dem in den Gruben des Taygetos gewonnenen Eisen blieben, sondern auch den Besitz gemünzten Geldes verboten. Trotzdem aber kamen durch Siegesbeute und Kriegsbeisteuern Verbündeter, sowie durch Handel und Verkehr natürlich auswärtige Münzen nach Lakonien, und jenes Verbot hatte nur zur Folge, daß die Reichen ihr Vermögen außer Landes, namentlich im Tempel der Athene Alea in Tegea deponierten."

Lykurgos ist eine Sagengestalt. Was ihm zugeschrieben wird, ist Volksgesetzgebung. Vermutlich richtete sich das Verbot von Gold- und Silbergeld gegen die „Neu-Reichen" in der Stadt, die den grundbesitzenden, aber an Zahl sehr schwachen Spartanern als eine große Gefahr vorkommen mußten. Auf jeden Fall hat das schwerfällige Tauschmittel Spartas Entwicklung gehindert und während Meyer (II, S. 562) von einem „großen frischen Zug" berichtet, der durch das Sparta des 7. Jahrhunderts geht, erstarrt es später immer mehr in jeder Beziehung und schließt sich von den Fortschritten der andern griechischen Städte aus. Doch bedürfte es noch eingehendern Untersuchungen, um sich über Sparta ein klares Bild machen zu können.

Eines ist auf jeden Fall sicher: daß sich das Verbot des Goldgeldes auf bestimmte Erfahrungen und Beobachtungen stützte und mit voller Ueberlegung erfolgt ist. Das geht sowohl aus dem angeführten Ausspruch von Pythagoras, wie auch aus dem Widerstand der Reichen hervor, die (nach Spamer) ihre Reichtümer außer Landes brachten.

Während Sparta auf die Vorteile wie auf die Nachteile der Geldwirtschaft Verzicht leisten wollte, fuhr Athen mit vollen Segeln in die Geldwirtschaft hinein. „Das Zeitalter der handeltreibenden Seestädte ist zugleich die Zeit der beginnenden Geldherrschaft" (Wirth, S. 302). „Das Geld entfaltet jetzt, wie es schon Ende des 5. Jahrhunderts begonnen hatte, eine kaum begrenzte Macht. Der Bankier, der Kaufmann, der Industrielle stehen herrschend an der Spitze des bürgerlichen Lebens. Ihre Fabrik, ihre Bergwerke, ihre Schiffer erfordern tausende von Arbeitern" (Wirth, S. 198). Und „im 5. und 4. Jahrhundert erleidet aller Orten die Schichtung der griechischen Gesellschaft einen grundstürzenden Wechsel... Am bezeichnendsten ist, daß der Stolz auf die Rasse zurücktritt, daß auch die Barbaren gewürdigt werden" (Wirth, S. 25).

Woher dieser plötzliche Umschwung? — Schlägt man Ullsteins sechsbändige Weltgeschichte, herausgegeben von Pflugk-Hartung auf, so findet man auf S. 218 in dem von Beloch behandelten Abschnitt über die Geschichte der Griechen einige Zeilen oberhalb der Ueberschrift „Das perikleische Zeitalter" die Mitteilung, daß die Griechen in den Besitz „der reichen Goldbergwerke des Pangäon" gelangt seien.

Unwillkürlich fällt einem hier wieder der Ausspruch von Werner Sombart ein: „Es ist mir keine Periode geschichtlicher Blüte bekannt, die nicht durch einen großen Geldzufluß eingeleitet worden wäre." Wir werden diese Erkenntnis in der Folge noch oft bestätigt finden!

Das langsam einströmende Geld regte Handel und Gewerbe an und hob das gesamte Leben, wie das eindringende Wasser in der Schleusenkammer die Schiffe hebt. „Das halbe Jahrhundert, welches auf den Persersturm folgte (in dessen Fortsetzung Pangäon erobert worden war!) ist für die griechische Welt im Großen und Ganzen eine Zeit

des Friedens gewesen; die Folge war ein wirtschaftlicher Aufschwung sondergleichen. Namentlich Athen blühte, dank seiner die Meere beherrschenden Stellung auf; sein Hafen wurde im Laufe weniger Jahre zum Mittelpunkt des Weltverkehrs, wo Schiffe aus allen Teilen des Mittelmeers ihre Ladungen löschten und alles zu haben war, was der Westen und Osten hervorbrachte. Der gesteigerte Geldverkehr führte zur Entwicklung des Bankwesens. Trotz der starken Vermehrung der umlaufenden Barmittel blieb der Zinsfuß hoch (wir wissen, daß er nicht trotz, sondern gerade wegen der starken Vermehrung hoch geblieben ist!), da die aufblühende Industrie großer Kapitalien bedurfte; unter 10—12% war auch bei guter Sicherheit kein Geld zu bekommen."

Wie kam der Niedergang Athens? Die Geschichtsbücher geben im Grunde keine rechte Aufklärung darüber. Nur darüber sind sie alle einig: es scheint in Athen eine Stimmung geherrscht zu haben, die derjenigen Europas vor dem Weltkrieg ähnlich gewesen sein muß. „In der Volksversammlung siegte die Ansicht, daß der große Krieg kommen müsse" schreibt Weiß. (II, S. 279.) Oder „Perikles war entschlossen, dem drohenden Sturm zu begegnen und das wirksamste Mittel dazu war die Herbeiführung eines großen Krieges, dem gegenüber alle Streitigkeiten im Innern in den Hintergrund treten mußten." Wir werden diesen Kriegsgrund auch im 19. Jahrhundert wieder finden. „Perikles glaubte den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen zu können."

Soweit Beloch. (Die Griechen bis auf Alexander den Großen, S. 242) Ueber die Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit gibt außer dem Zerfall des Volkes in Zinsnehmer und Zinsgeber die weitere Mitteilung Belochs Aufschluß, daß „auf der Burg ein Kriegsschatz lag von 6000 Talenten in gemünztem Geld und 500 in ungemünztem Silber und Gold, eine für die griechischen Verhältnisse ganz ungeheure Summe". Und wenn wir gleichzeitig hören, daß der Bildhauer Pheidias das gesamte Beiwerk der Pallas Athene und des Zeus aus Gold machte, dann 423 die Hera ganz aus Gold und Elfenbein, und daß schließlich geklagt wurde, er habe Gold unterschlagen, so ist wohl

ohne weiteres anzunehmen, daß ein gewisser Geldmangel und damit ein schlechter Gang der Geschäfte sich eingestellt haben kann.

Doch mit dem Kriege setzte eine starke Belebung der Geschäfte ein: „in dieser entscheidenden Krise entwickelte Athen eine Tatkraft, die ihm nach den Verheerungen durch die Pest niemand zugetraut hätte".

Aber — „der Kriegsschatz wurde (gleich zu Anfang!) zum großen Teil verbraucht." (Beloch.) Es ist nicht anders möglich, als daß diese „ungeheure Summe" die Geschäftstätigkeit ungemein belebt hat — es muß eine Kriegskonjunktur gewesen sein, ähnlich derjenigen, die zu Anfang des Weltkrieges „das Kriegsgeschäft viel besser" werden ließ als „das Friedensgeschäft", wie sich Ernst Jäckh in einer Flugschrift 1914 aussprach, in der er die Schüsse von Serajewo „eine Erlösung" nannte!

Es ist zu vermuten, daß zudem gegen das Ende von Perikles' Zeitalter die Goldfunde erschöpft waren und daß von der ganzen wirtschaftlichen Blüte dieser Zeit nichts übrig blieb als die Verschuldung und die Unmöglichkeit, einen Ausweg zu finden. So erlag die Stadt 404 dem Ansturm der Gegner in einer Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs.

Wie in diesen Zeiten die Führer der Zinsnehmer dachten, geht aus einer Stelle in E. Meyers Geschichte des Altertums hervor, wo der Verfasser vom Komödiendichter Aristophanes schreibt: „Was ihn und so viele seiner Genossen in dem wilden Treiben der Gegenwart nicht versinken läßt, ist wie im politischen Kampf so auch hier der Glaube an das Ideal von der alten Herrlichkeit Athens, von der köstlichen Zeit, da noch nicht die Alltagssorgen und die wüsten Kämpfe der Politik das Leben des Einzelnen verkümmerten, wo man sich frei dem Genusse hingeben konnte und die Poesie noch die höchste Macht auf Erden war."

Und Aristophanes klagt selber (wodurch er die Goldhamsterei der damaligen Zeit bloßlegt und zeigt, daß offenbar der Wert des Geldes stieg, die Preise also sanken):

„Hat es mir geschienen, unserm ganzen Staat ergeht es ganz ebenso mit seinen Bürgern jedes Lobes wert, wie es

mit der alten Münze und dem neuen Gelde geht, denn auch jene, die doch wahrlich weder falsch ist noch zu leicht, ja, die unter allen Münzen, die ich kenne, die beste ist, die allein ein gut Gepräge trägt und Klang und Geltung hat unter den Hellenen allen, und im Auslande überall — jene braucht ihr nicht mehr, sondern dieses schlechte Kupfergeld, gestern oder ehegestern ausgeprägt von schlechtem Klang."

Das hellenische Reich zerfiel; es erlag den innern Streitigkeiten, die alle den Stempel des Zerfalls in Zinsnehmer und Zinsgeber tragen, und es lag immer mehr darnieder infolge seines Mangels an einer antreibenden Vermehrung des Tauschmittels.

Unterdessen ging ein neuer Stern auf: Philipp von Makedonien. Ueber ihn berichtet Weiß (II, S. 425): „Philipp ... war auch in den Besitz der Goldregion in der Nähe des Berges Pangäos gekommen, und die Bergwerke wurden von ihm so gut ausgebeutet, daß er jährlich 1000 Talente daraus gewann. Der König, der früher so arm war, daß er die einzige goldene Trinkschale in der Nacht unter seinem Kopfkissen verbarg, ward nun einer der reichsten Herrscher, und Münzen mit seinem Kopfbild erhielten unter den Stämmen des Westens denselben Kredit wie heutzutage die Mariatheresientaler im Orient. In allen Städten Griechenlands gewann er eine Partei, die fortan in seinem Solde stand, ihn von allem unterrichtete, für seine Pläne wirkte und seine Gegner hemmte. Diese Bergwerke gaben ihm ferner die Mittel an die Hand, ein stehendes Heer zu halten, wodurch er seinem nächsten Ziele, der Aufnahme Makedoniens in den hellenischen Nationalverband und der Hegemonie über die Hellenen nahe kam. Außerdem hatte Philipp Gelegenheit gefunden, das goldreiche Land nordöstlich von Amphipolis zu erhalten, wo er die Stadt Philippi gründete."

J. G. Droysen, dessen „Geschichte Alexanders des Großen" 1833 erstmals erschien und 1917 mit einem Vorwort von Sven Hedin wieder neu herausgegeben wurde, stellt sich die Frage, ob Alexander sein Werk planmäßig und vorausdenkend oder mehr aus günstigen Zufällen geschaffen habe. Er schreibt (S. 127): „Vielleicht ist als eine Tatsache dafür, daß das begonnene Werk schon vor seinem

Geiste stand, etwas anzuführen, von der freilich unsere Quellen nicht sprechen. Außer wenigen Inschriften und Kunstwerken haben wir unmittelbare Ueberreste aus jener Zeit nur in den Münzen, deren Tausende, goldene, silberne, kupferne mit dem Gepräge Alexanders erhalten sind, stumme Zeugen, welche die Forschung endlich zu sprechen gelehrt hat. Verglichen mit den Gold- und Silbermünzen der Perserkönige, der zahllosen Griechenstädte, der mazedonischen Könige vor Alexander ergeben sie einen Vorgang sehr bemerkenswerter Art.

„Im früheren ist erwähnt worden, daß König Philipp in seinen Landen eine neue Münzordnung eingeführt habe; sie war, nach dem Ausdruck eines berühmten Forschers, gleichsam eine entfernte Anbahnung zur Eroberung Persiens. Sie bestand darin, daß er, während in der hellenischen Welt die Silberwährung, wie im Perserreich die Goldwährung herrschte, Gold auf den Fuß der Dareiken prägte, daneben Silber auf denjenigen Fuß, der dem Handelswert des Goldes am nächsten entsprach. Also er setzte die Goldwährung nicht an die Stelle, sondern an die Seite der bisher in der griechischen Welt allein üblichen Silberwährung, er führte damit in seinem Reiche Doppelwährung ein."

Damit hat Philipp das Gold des Pangäon in seinem Reiche ausmünzen und in Umlauf setzen können, und so begründete er den Reichtum seines Landes.

Alexander nahm später eine, wie D r o y s e n nachweist, sehr wichtige Aenderung vor. Während Philipp eine Doppelwährung unter Anpassung des Silbers an das Gold eingeführt hatte, schaltete Alexander das Gold später, als es in immer größerer Menge gefunden wurde und vor allem auch aus Persien einströmte, als Grundlage der Preise aus und führte als Rechnungsgrundlage das Silber ein.

„Man wird nicht annehmen wollen, so schreibt Droysen weiter, daß diese Neuordnung ohne wesentliche Motive eingeführt wurde. Hatte Philipp die Doppelwährung eingeführt, so war seine Absicht gewesen, bei dem Sinken des Goldpreises im Handel mit der griechischen Welt, wo die Silberwährung galt, den Preis beider Metalle zu fixieren und sie damit im Gleichgewicht zu erhalten. Sank der Wert

des Goldes weiter, so mußte auch aus Makedonien das Silber abfließen, wie bisher schon aus Persien, in dem Maße, als der Wert des Silbers höher war als der des Goldes, für das man es kaufen konnte. Mit der neuen Münzordnung, die Alexander einführte, war dem persischen Golde sozusagen der Krieg erklärt; das Gold war zur bloßen Ware gemacht, zu einer Ware, die, wenn die Schätze des Perserkönigs erobert und das dort in Masse tot daliegende Gold dem Verkehre zurückgegeben wurde, sich immerhin weiter entwerten konnte, ohne daß die auf Silber gestellten Preise in der griechischen Welt dadurch in gleichem Maße erschüttert wurden. Das Silber nach attischem Maße wurde fortan zum Wertmaß, in der sich ungefähr alle hellenischen Münzsysteme wie ebenso vielerlei Brüche in ihrem Generalnenner zusammenfinden konnten. Und nach einem halben Menschenalter war die „Alexanderdrachme" die Weltmünze.

„Ob mit dieser Umgestaltung des makedonischen Münzsystems Alexander und sein Ratgeber die wirtschaftliche Wirkung der Maßregel berechnet, ob sie die weitere Entwertung des Goldes, wenn die persischen Schätze in Umlauf gesetzt wurden, vorausgesehen haben, muß dahingestellt bleiben.

„Eins der stärksten Fermente für die neu werdenden Zustände muß die ungeheure Masse edlen Metalles gewesen sein, so berichtet Droysen (S. 546) später, die die Eroberung Asiens in Alexanders Hand brachte. Man wird auf jene Ziffern keine statistische Berechnung der Massen Goldes und Silbers gründen wollen, die mit der Eroberung Alexanders und im Lauf von zehn Jahren dem Verkehr wieder zugeführt wurden. Aber wenn die neue Kriegsmacht, welche nun über Asien herrschte, die bisher totgelegten Reichtümer entfesselte, wenn sie von ihr wie das Blut vom Herzen ausströmten, so sieht man, wie damit, daß Arbeit und Verkehr sie in immer rascherer Zirkulation durch die lang unterbundenen und welk gewordenen Glieder des Reichs verbreiteten, das ganze wirtschaftliche Leben der Völker, deren Kraft die persische Herrschaft vampyrhaft ausgesogen hatte, sich aufrichten und steigern mußte. Freilich war damit ein entsprechendes Steigen der Preise... verbunden."

Das Abstellen der Zahlungsverträge auf Silber hatte

also nicht genügt, die Preissteigerung zu verhindern, weil von Persien her eben auch große Mengen Silbers in Verkehr gebracht wurden, die alle Preise heben, anders gesagt, den Wert des Silbers herabsetzen mußten. Die Ausschaltung des Goldes als Grundlage der Währung hatte immerhin die Entwertung der Währung doch mehr hindern können als dies der Fall gewesen wäre, wenn das Gold Währungsgrundlage geblieben wäre.

Unter Alexander müssen später regellose Zustände eingerissen sein. So zahlte er auf der berüchtigten „Riesenhochzeit" von Susa 324 v. Chr. „seinem gesamten Heere, Offizieren wie Soldaten, alle Schulden, die sie bei griechischen und semitischen Händlern und Wucherern kontrahiert hatten, in Summa ca. 100 Millionen Mark aus dem Reichssäckel". (Spamer II, S. 34.) Roscher berichtet denn auch von großen Preisschwankungen, die ebenso häufig von plötzlicher Erschließung von Thronschätzen wie von der Auffindung reicherer Quellen herrühren und spricht den Zuflüssen aus Persien und der Plünderung von Tempeln nach dem Sinken der Religiosität „einen mächtigen Einfluß auf die unverkennbare Preissteigerung zu". „Ein Ochse galt in Solons Zeiten 5 Drachmen, 410 v. Chr. (also nach der perikleischen Zeit) 51 Drachmen, 375 v. Chr. 77¼ Drachmen. Ein Medimnos Weizen unter Solon 1 Drachme, um 390 3 Drachmen, unter Alexander 5 Drachmen. Die Beute von Alexander hatte zu Susa 40—50,000 Talente, zu Persopolis 120,000 Talente, zu Pasagardä 6000 betragen." (Roscher, System der Volkswirtschaft I, S. 402.)

Mit dem Tode Alexanders scheint eine allgemeine Erschöpfung der Wirtschaft Platz gegriffen zu haben, die sich wie immer in fruchtlosen Parteikämpfen äußerte. Leider wurden bisher gerade diese Niedergangszeiten immer am schlechtesten erforscht. Liegt nicht der Gedanke nahe, daß die treibende Kraft neuen Geldzuflusses aussetzte und eine wirtschaftliche und damit geistige Blüte nicht mehr möglich war, während dabei der Fluch der Zinswirtschaft weiter auf dem Lande lastete?

Rom.

„Im Ganzen, bezweifle ich nicht, ist der Tauschwert der Metalle bis auf die reichste Zeit der römischen Kaiser im

Sinken gewesen." — „Während des Mittelalters scheint er wieder viel höher gestanden zu haben."

Damit hat Roscher (S. 402) die Entwicklungslinie des römischen Reiches gezeichnet: Aufstieg, solange als die Preise langsam stiegen, Zerfall bei sinkenden Preisen. Wir haben nur noch zu verfolgen, wie die Bausteine für Roms Aufbau herbeigetragen wurden, wie dieser Bau durch den Spaltpilz des Zinses zermürbt und wie später Stück um Stück wieder abgetragen wurde.

Daß auch hier wieder das Geldwesen seine entscheidende Rolle spielte, haben eine ganze Reihe Geschichtsforscher mehr oder weniger offen bestätigt. Georg Blumenthal führt in seiner vorzüglichen Schrift über „Die Befreiung von der Geld- und Zinsherrschaft" schon 1918 fünf verschiedene Geschichtsschreiber an, die den Untergang Roms auf das Versiegen des Geldzuflusses zurückführen: Archibald Alison, einen Schotten, die Deutschen Jacobs (gest. 1848) und Professor Delbrück, den Amerikaner Francis Walker und den Italiener Professor Salvioli. Im Septemberheft 1923 der „Freiwirtschaft" (Berlin) werden als weitere Vertreter dieser Auffassung noch Paul Rohrbach, Montesquieu, Adolf Jäger, Hume, Sombart und neuestens Guglielmo Ferrero in seinem sechsbändigen Werke über „Größe und Niedergang Roms" genannt.

Zurzeit wird unter der Leitung von Georges Renard, Professor am Collège de France, von einer Anzahl französischer Forscher eine „Histoire universelle du Travail" herausgegeben, die 12 Bände umfassen soll. Im Bande über „Le Travail dans le Monde romain" schreibt Paul Louis: „Die Wirtschaftsgeschichte Roms ist die Grundlage und der Ausgangspunkt seiner politischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Geschichte." Wirtschaftliche Notwendigkeiten hätten den Anlaß zu den staatlichen Unternehmungen im Innern und nach außen gegeben. Die unaufhörlichen Kriege und Eroberungen ergaben sich aus „dem Bedürfnis einer unersättlichen Plutokratie, die sich nach und nach zu einem eigenen Stand mit scharf umrissener politischer Einstellung gestaltete". „Der Geldverkehr spielte

im ganzen Verlaufe der römischen Geschichte eine ungeheuer wichtige Rolle. Er verübte seine Raubzüge in allen Tätigkeitsgebieten, deren er sich der Reihe nach bemächtigte, und diese Beraubung durch das Geld ließ das Proletariat entstehen. Anhäufung von Reichtümern auf der einen Seite, gänzliche Verarmung auf der andern: das Geld war es, das diese Scheidung in Klassen bewirkte. Die logische und unvermeidliche Folge war die allgemeine Verarmung und das langsame Versiegen aller lebendigen Quellen des Daseins. Der Staat wurde gezwungen, sich „rettend und ordnend" in alles einzumischen. Die behördliche Bevormundung der Landwirtschaft, der Industrien, des Handels, des Verkehrswesens, des Unterstützungswesens, der Volksbelustigungen schuf ein allgemeines Bürokratentum und einen Zustand, aus dem nur eine verschwindend kleine Klasse oder Kaste Vorteil zog. So brach schließlich die Verwaltungsmaschinerie mit dem zahllosen Räderwerk, das unendlich verzweigte System, das alles besorgen sollte und alles verwickelte, unter dem Gewicht seiner unmöglichen Obliegenheiten zusammen."

Soweit Paul Louis. Dr. E. Dick, dessen Besprechung (in der „Freiwirtschaftlichen Zeitung" 1923, Nr. 4) diese Stellen entnommen sind, fügt bei: „Rom ging an der Verstaatlichung der Arbeit zugrunde, die indessen nur das natürliche Ergebnis der Ausbeutung der Arbeit war. Wo die Arbeit, die alles Leben erhält, der Ausbeutung unterliegt, mischt sich der Staat ein und verschlimmert das Uebel. Die erschütternde Lehre, die sich nach Paul Louis aus der Geschichte der Arbeit im römischen Reich ergibt, lautet: Kampf gegen die Ausbeutung der Arbeit durch den Land- und Geldwucher und möglichster Abbau des Staates; Wiederherstellung der freien, sowohl ausbeutungsfreien als staatsfreien Arbeit."

In ganz bestimmter Weise spricht sich Professor Dr. Lassar Cohn in seiner Schrift „Gold- und Papiergeld, die Bedeutung der Goldwährung im Leben der Gegenwart und das Eisen" über den Zusammenhang zwischen dem Aufstieg Roms und seinem Niedergang aus. Er schreibt dort, nachdem er den Aufstieg Roms dem Zusammenschleppen großer Mengen Goldes zugeschrieben hat: „Später

aber änderten sich diese Verhältnisse. Neueroberungen, die viel Geld gebracht hätten, kamen schließlich bei den Römern nicht mehr vor. Das vorhandene Gold wuchs daher nur noch um die Mengen, die aus den Flüssen gewaschen oder bergmännisch gewonnen wurden. Aber auch diese beiden letzteren Quellen lieferten immer weniger, bis auch sie im 3. Jahrhundert n. Chr. so gut wie erschöpft waren. Die ursprünglichen, sehr großen Vorräte Roms an Gold waren aber im Laufe der Jahrhunderte allmählich auf dem Handelswege über Arabien nach Indien und dem sonstigen fernen Osten abgewandert. Denn das reich gewordene Rom hatte sich gewöhnt, von dort in großen Mengen Gewürze, Räucherwerke, Seide, kostbare Hölzer und vieles andere zu beziehen. Weil Rom aber keine Waren herstellte, die es als Gegenwert, somit als Zahlung, dorthin hätte exportieren können, mußte es die Einfuhr in der Hauptsache mit Gold bezahlen. Für Gold hat nämlich ganz Südasien eine besondere Vorliebe, die ihm bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist, und noch heute bedroht die dortige Vorliebe für Gold dauernd den Besitz der weißen Rasse am gelben Metall, indem Südasien es an sich zu ziehen sucht.

„Der beständige Goldabfluß erzeugte nun im damaligen Römerreich allmählich einen solchen Geldmangel, daß man schließlich zur Naturalwirtschaft zurückkehren mußte, ein Zustand, von dem die gegenwärtig in Europa besiegten Völker trotz ihres derzeitigen Mangels an Goldgeld (und Silbergeld) hoffentlich bewahrt bleiben.

„Denn die Naturalwirtschaft ist für die Völker, die an ein höheres Leben gewohnt sind, etwas höchst Unerfreuliches, wenn wir keinen schlimmeren Ausdruck gebrauchen wollen. Das ergibt sich z. B. aus den Erfahrungen, die sehr bald in Rußland unter der Herrschaft der Soviets mit der Naturalwirtschaft gemacht wurden. Wir sind darüber recht genau aus der im Jahr 1920 erschienenen Denkschrift des ukrainischen Handelsministers Festschenko-Tschopiwskyj unterrichtet, in der er außer vielem anderem folgendes mitteilt: Die ukrainischen Bauern haben gegenwärtig infolge der guten Ernte ungeheure Mengen Getreide liegen, geben sie jedoch nur gegen Waren, nicht gegen Papierrubel ab: Weil aber die russischen Städte so gut wie nichts produ-

zieren, verhungern „aus Mangel an Tauschmitteln" die Menschen in Petersburg, Moskau und andern Städten. Hat doch Petersburg bereits drei Viertel seiner Bewohner durch Abwandern und Hunger verloren. Dabei kann man in der Ukraine gelegentlich für ein Paar Nähnadeln ein Pfund Butter einhandeln. Nicht besser ist es natürlich in so armen russischen Provinzen wie z. B. im Gouvernement Wiatka. Selbst dort geben die Bauern, für die vor 1914 ein paar Rubel ein kleines Vermögen bedeuteten, ihre Erzeugnisse nur noch im Tauschhandel ab, so daß die doch recht geringe Zahl von Städtebewohnern, die es dort nur gibt, bereits fast gänzlich verhungert ist.

„Aus den hier aus der neuesten Zeit aufgeführten Gründen (die man heute, 1924, mit dem Beispiel Deutschlands vom Jahr 1923 vermehren könnte — Lassars Buch ist Anfang 1922 erschienen! Sch.) mußten sich also auch im alten römischen Reiche, mit dem Wiederaufkommen der Naturalwirtschaft die Städte entvölkern, weil auch ihnen die Tauschmittel zum Erwerb der auf dem Lande wachsenden Nahrungsmittel fehlten.

„Weiter muß die Naturalwirtschaft aber auch den Unterhalt größerer Heere durch den Staat unmöglich machen. Das wurde für Rom verderblich, denn so mußte man schließlich aus Mangel an Geld den Soldaten, da man sie nicht mehr mit Geld bezahlen konnte, Aecker als Zahlung anweisen. Dadurch traten nunmehr an Stelle der festgefügten, alten römischen Legionen bäuerliche Milizen, und ihnen fehlte die Kraft der ehemaligen Legionen. Die Milizen wurden in der Zeit der Völkerwanderung von den aus Deutschland infolge von Hungersnöten auswandernden Volksstämmen überrannt *und so führte die durch den Mangel an Gold und Silber herbeigeführte Geldlosigkeit auf dem Wege über die Naturalwirtschaft zum Untergange Roms*. (Bei Lassar gesperrt!)

„Wer weiß, wie glücklich die Welt geblieben wäre, wenn in Rom nie Goldmangel eingetreten wäre, und es bis auf den heutigen Tag der Mittelpunkt eines von ihm geleiteten, weite Teile der Welt umspannenden Völkerbundes geblieben wäre, der sich im Laufe der Jahrhunderte ganz von

selbst hätte herausbilden müssen. Denn was nach dem durch Goldmangel herbeigeführten Untergange Roms kam, bezeichneten wir als das finsterste Mittelalter. So sehen wir schon einmal im Lauf der Geschichte Europa durch den Mangel an Gold in die Barbarei zurückfallen."

Sehr entschieden spricht sich auch Archibald Alison in seiner „Geschichte Europas" aus: „Die beiden größten Ereignisse, welche sich während der Geschichte der Menschheit ereigneten, sind direkt einerseits von einer Ausdehnung des Geldumlaufes, anderseits von seiner Einschränkung abzuleiten. Der Niedergang des römischen Reiches, bisher irrtümlich dem Sklaventum, dem Egoismus, dem moralischen Zerfall zugeschrieben, ist in Wirklichkeit eine Folgeerscheinung der Erschöpfung der spanischen Silber- und Goldminen. Und als ob die Vorsehung beabsichtigte, in der klarsten Weise die Bedeutung des Geldes als Faktor des menschlichen Schicksals zu offenbaren, bewirkte sie den Aufstieg der Menschheit von jenem Niedergange, der sich aus der genannten Ursache erklärt, durch Schaffung direkt entgegengesetzter Bedingungen. Kolumbus bereitete den Weg zur Erneuerung vor: als er seine Segel ausbreitete, um den atlantischen Ozean zu durchkreuzen, trug er die Menschheit und ihre Schicksale in seinem Schiff."

Einer der ältesten Vertreter der gleichen Auffassung über Roms Untergang scheint der Lehrer von Karl V. gewesen zu sein, Nicolaus Oresmius, gest. 1382. Ueber ihn berichtet Roscher (in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 19. Bd., 1863, S. 306), daß er die Aenderungen der Kaufkraft des Geldes auf das Schärfste verurteilt und beigefügt habe: „Frevel dieser Art scheinen den Untergang des römischen Reiches befördert zu haben."

Es kann nur in unserer zwiespältigen Einstellung zum Gelde liegen, daß noch kein Geschichtsschreiber diesen Dingen mit ungeteilter Kraft nachgegangen ist. Einesteils schimpfen wir über das Geld und seine Rolle in der Geschichte, ohne aber anderseits die Ehrfurcht vor seiner Macht ganz zu vergessen und dieses Raubtier einmal entschlossen aufs Korn zu nehmen und den Blattschuß zu versuchen.

Rom war ursprünglich ein Bauernstaat. „Sobald jedoch Rom die süditalienischen Gestadeländer und den

hohen Appennin in seiner Gewalt hatte, wurde diese barbarische, aber ergiebige Art der Ausbeutung möglich (nämlich die durch Sklavenfamilien), und es beeilten sich viele Römer, davon Gebrauch zu machen. Auch die wertvollen Metalle, insbesondere das Silber, kamen jetzt in Menge nach Rom; das Kriegsführen erschloß diese Quelle in reichem Maße, und im Jahre 268 oder 269 v. Chr. fing Rom an, Silbermünzen zu prägen. Hinfort konnten die Römer am Welthandel teilnehmen, sich die raffinierten Erzeugnisse der griechischen Kultur verschaffen ... Denn die edlen Metalle, die ja für alle Völker, gesittete wie barbarische, ein Gegenstand der Begierde sind und als glänzender Schmuck wie als Schatz sich leicht befördern und verbergen lassen, dienten in der alten Welt beständig als Tauschmittel und als stehende Handelsware; sie ermöglichten und schufen Handelsbeziehungen zwischen Völkern verschiedener Kulturstufen. Die Familien der kleinen Grundbesitzer konnten sich auf dem Landgebiet der Kolonien vermehren und lebten nicht mehr in solcher Dürftigkeit wie früher." (Ferrero, Größe und Niedergang Roms, Stuttgart 1913, I S. 11.)

Seit 269 lag das Geldwesen Roms bereits in den Händen der „Triumviri monetales", ging jedoch später bezeichnenderweise mit den Feldherren in die Staaten über, wo sie fochten, und nach Cäsar haben sie sogar in Rom die Münzprägung an sich gerissen. Um 207 schlugen sie die ersten Goldmünzen.

„Die Einführung des Silberkourants, so sagt Mommsen in seiner „Geschichte des römischen Münzwesens" (S. VII der Vorrede) fällt sowohl wie hängt mit der Eroberung Italiens, die des Goldkourants mit der Umwandlung des italienischen Staates in die cäsarische Mittelmeermonarchie zusammen."

Das zunehmende Geld wirkt: „Zahlreiche plebeiische Familien gewannen durch ihren großen Reichtum und indem sie ihr Geld zum Nutzen des Volkes anwandten, einen solchen Einfluß, daß die patrizischen Familien, deren Reihen sich schon gelichtet hatten und die zum Teil verarmt waren, sich genötigt sahen, zur Erhaltung des bedrohten Erbes und, um nicht ganz beiseite gedrängt zu werden, in ihre Reihen diese reiche plebeiische Bourgeoisie aufzu-

nehmen, sich mit ihren Familien zu verschwägern und ihr politischen Einfluß einzuräumen." (Ferrero I, S. 12.)

In Uebereinstimmung mit Lassar-Cohn, dessen Ansichten vorhin mitgeteilt wurden, schreibt Ferrero ebenfalls, daß die von den latinischen Bauern im Kriege erbeuteten Reichtümer und der Sold, den man ihnen auszahlte, eine Art Nebeneinkommen der Bauern bildete. Dann konnte „die alte Einigkeit der Volksklassen nicht bestehen bleiben, und es bildete sich nach und nach gegen diese gar zu eifrig karthagischen Mustern nachstrebende und gar zu habgierige und eigennützige Nobilität eine demokratische Opposition, deren erster Führer Cajus Flaminius war". „Die alte aristokratische Gesellschaft kam der äußersten Grenze von Größe und Macht nahe, die sie ohne tiefgehende Aenderung nicht überschreiten konnte." „Nicht die Nobilität führte die Plebs..." (Ferrero, S. 18/19.)

Der Krieg gegen Hannibal einigte die Stände vorübergehend. „Rom gab alle Reserven im Staatsschatz wie in privatem Besitz, sowie die unermeßliche Beute, die ihm in Syrakus und Karthagena in die Hände fiel, her, es verhundertfachte die militärischen Lieferungsaufträge und damit die Gelegenheit zu glänzenden Geschäftsgewinnen. Dafür war das Endergebnis des Krieges für Rom von ungeheurem Wert: die Beherrschung Spaniens und ganz Siziliens... 120,000 Pfund Silber (gleich dem Gewicht von 12 Millionen Franken), die Scipio aus Afrika heimbrachte, und ein Tribut von 200 Talenten Silber, den Karthago ein halbes Jahrhundert zahlte." (Ferrero, S. 21.) Hinzu kam ein Tribut des Makedoniers Philipp von 50 Talenten jährlich. „Gold, Silber, Sklaven und Landbesitz waren aufs Neue der Gewinn aus der am Po, in Spanien und Ligurdien geführten Kriegen. Eine ungeheure Beute an edlen Metallen und ein Jahrestribut von 1000 Talenten war das Ergebnis des Krieges gegen Antiochus (192—189)." „Auf alle Fälle ließen diese Kriege den Reichtum Roms mit reißender Schnelligkeit anwachsen und brachten die seit einem halben Jahrhundert angebahnte moralische, soziale und wirtschaftliche Umwandlung in rascheren Fluß." (Ferrero I, S. 24.)

Es ist beachtenswert, wie Ferrero die Umwandlung des

geistigen Lebens durch die eindringenden Geldmengen in erste Linie stellt, wenn er schreibt: „Bei den zahlreichen Kriegen wurde die Habgier lebendig, und die Freiwilligen liefen in großer Zahl herbei, um an den gewinnbringenden Feldzügen teilzunehmen. Zu gleicher Zeit, während sich ein unabläßiger Goldstrom an Beute und Tribut in die Tiberstadt ergoß, brachte sie Ordnung in ihre durch den Krieg mit Hannibal zerrütteten Finanzen, bezahlte ihre Schulden und war trotzdem in der Lage ...." usw. (S. 25.)

Die folgende Schilderung wiederzugeben, ist raumeshalber nicht möglich; Ferrero zeigt das Ueberhandnehmen des „merkantilen Geistes". Während ehemals Zins zu nehmen als schimpflich gegolten hatte, (Seeck, Untergang Roms, VI, S. 361)„ schwanden solche Bedenken mit der steigenden Nachfrage nach Handelsgeldern und mit den wachsenden Gewinnen, genau so, wie sie im Mittelalter bei den Geldzufuhren aus Amerika schwanden. So war beispielsweise Cato, der als Mitglied einer mittleren Grundbesitzerfamilie aus dem Sabinerlande in den Senat eingetreten war, zuerst als Bekämpfer der Wucherer und als vollendetes Muster eines antiken Agrariers aufgetreten; aber später stürzte er sich in die Geschäfte und wurde auch ein Mann seiner Zeit, trat mit Reedern in Teilhaberschaft, trieb Wucher, spekulierte in Grundbesitz und handelte mit Sklaven." (Ferrero I, S.33.)

Es ist hier vielleicht der Ort, kurz anzudeuten, warum gerade in Zeiten steigender Preise die Zinsverbote gelockert und unhaltbar werden. Die ständig steigenden Preise machen immer mehr Erzeugnisse zur Handelsware; die Geldwirtschaft dehnt sich aus. Dadurch gewinnt das Geld an Bedeutung. Das Ausland wird in den Verkehr einbezogen; damit wird der Münzwechsel notwendig und das Gewerbe des Wechslers entsteht. Der Wechsler verdient seinen Unterhalt allein durch den Handel mit Geld. Dadurch wird die Ansicht untergraben, die schon Aristoteles vertrat, daß man Geld nur durch Ausgeben brauchen könne, daß am Geld nichts zu verdienen und daß es also „unfruchtbar" sei, weshalb man dafür keinen Zins verlangen dürfe. Endlich empfindet man es in den Zeiten steigender Preise allgemein als ungerecht, daß der Emp-

fänger eines Darlehens umso glänzendere Geschäfte macht, je größer der Kaufkraftschwund des Geldes ist. Der Geldgeber erhält so nach Jahr und Tag ein kaufkraftgeschwächtes Geld zurück, während der Darlehensnehmer unterdessen mit Hilfe des Darlehens reich geworden ist.

Dies mag erklären, warum eingangs der Neuzeit wie am Anfang von Roms Aufstieg die Zinsgesetze gelockert wurden. Man empfand sie geradezu als ungerecht.

Wie innerhalb der großen Linie der Entwicklung kleinere Schwankungen immer wieder auftraten, zeigt die Geschichte Roms zurzeit des Krieges gegen Perseus. (172—168 vor Chr.) Dieser Krieg hatte eine anfängliche Niederlage gebracht. Unter deren Eindruck kam eine strengere Regierung ans Ruder. Nach dem endlichen Siege wurde durchgesetzt, daß „die ganze unermeßliche Kriegsbeute mit Ausnahme eines kleinen Teils in den Staatsschatz floß": es kam also diesmal kein Zufluß von preistreibendem Gelde. Noch mehr: „Die Goldminen wurden geschlossen, um das Eindringen der italienischen Kapitalisten zu hindern", sagt Ferrero (I, S. 40).

Auf der folgenden Seite berichtet der gleiche Geschichtsschreiber: „Es trat allmählich eine allgemeine Erschlaffung ein, alles sank von seiner Höhe herab, die kriegerische wie die handelspolitische und die spekulative Tätigkeit." „Die außerordentlichen Gewinne, die dem Adel und den Kleinbesitzern in letzter Zeit zugefallen waren, verminderten sich." Und dann folgt: „So enthielt der Staatsschatz, der nicht alles verausgaben konnte (weil die Nachfrage nach öffentlichen Arbeiten, wie Straßenbauten usw. zurückgegangen war!) im Jahr 157 nicht weniger als 16,810 Pfund Gold, 22,000 Pfund Silber und mehr als 61 Millionen Pfund geprägtes Geld." In das Gewicht des heutigen Geldes umgerechnet, ergäbe das, wenn das gemünzte Geld als Silber gerechnet wird, die Summe von 6 Milliarden und 30 Millionen Franken, eine für die damalige Zeit ganz unglaublich hohe Summe. Kein Wunder, wenn Ferrero weiter berichtet: „Der Handel entwickelte sich nicht mehr so reißend seit die Riesengewinne nicht mehr vorkamen; kurz, das Geschlecht, das nach dem Kriege mit Perseus kam, kannte nicht, wie das vorhergehende, den leichten und schnellen Ver-

mögenszuwachs." Gleichzeitig stellt er fest, daß die Sitten damit nicht etwa besser geworden seien.

Es scheint, daß jetzt der Zwischenhandel immer mehr das Leben verteuerte. Während einerseits „die Kosten der Lebenshaltung stiegen", mußte anderseits der Bauer „seine Waren auf dem Markte zu einem so niedrigen Preise losschlagen, daß die Bewohner Roms, die alle Lebensmittel so teuer bezahlen mußten, das gar nicht fassen konnten. Auf die Fluren Italiens fiel der Wucher wie ein Meltau; zahlreiche Familien, die seit Jahrhunderten friedlich am Herde ihrer Vorfahren gesessen hatten, mußten zum Wanderstabe greifen und auf den großen Heerstraßen Italiens und des römischen Reiches einem bessern Geschicke nachzugehen suchen. Der alte italienische Ackerbau Italiens bewegte sich auf absteigender Linie, und mit ihm versank langsam im Meere der Vergangenheit das verbündete Italien."

Dann schildert Ferrero den Zug der verarmenden Landleute in die Städte: „und wenn sie dann in den durch die Auswanderung der großen Familien und die wachsende Verarmung der Landleute heruntergekommenen kleinen Städten keine Arbeit fanden, wurden die meisten von ihnen bis nach Rom getrieben. Der Kampf ums Dasein fing an, in Rom und Italien schwer zu werden; in allen Berufen und allen Unternehmungen, die wenig Kapital erforderten, mehrte sich der Wettbewerb und minderte sich der Gewinn: überall lauerte schon das Elend in dem weithin sich dehnenden Sumpfe, der bald, wie es immer geht, mit seinen giftigen Dünsten den Reichen die Luft verpesten sollte."

So wächst die Stadt Rom. Dort mehren sich die Laster unter den Reichen, „die Orgien, zu denen die reichen Bankiers die vornehmen, aber mittellosen Schlemmer einluden". Es mehrten sich auch die Bestechungen: „Mit ein wenig Geduld konnten die römischen Kapitalisten — zum großen Erstaunen des naiven Publikums — nach zehn Jahren die von Aemilius Paulus geschlossenen mazedonischen Goldminen pachten." (Ferrero, S. 46.) „Das Geld gewann die größte Macht in der Republik. Auf diesem Boden schoß üppig empor, was wir den echten römischen Imperialismus nennen möchten."

Wir haben also als Folge der Schatzbildung der Re-

gierung eine Krise und die übliche Bedrückung aller arbeitenden Stände, vorab der Bauern, die dann in die Stadt Rom wanderten. Sie wird verschärft durch die Schließung der Goldgruben, die ohnehin nicht mehr ertragreich gewesen zu sein scheinen. Wenn auch die Wiedereröffnung der Minen vorübergehend eine bessere Wirtschaftslage herbeigeführt haben mag, so war die Besserung offensichtlich nicht so stark, daß ein allgemeines Aufatmen durch das Volk ging. Vielmehr artete sie in eine fieberhafte Jagd nach Verdienst aus. Und zur Sicherung der Lage schritt man zur Vernichtung des vermeintlichen Gegners: „Nach einer Kriegserklärung gegen Treu und Glauben ... wurde Karthago in Brand gesetzt und sein Handel ging in die Hände der römischen Kaufleute über." (Ferrero.)

Wir werden genau dieselbe Abwicklung der Ereignisse Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wieder treffen. Die Preisschwankungen sind hier die gleichen gewesen.

Das Auf und Ab der Goldzufuhren ging weiter: Im Jahre 143 wurde „das Transvaal der Kapitalisten jener Zeit", der unkultivierte Nordwesten des heutigen Piemont, erobert, „und sofort pachtete eine römische Gesellschaft die Minen, transportierte 5000 Sklaven dorthin und machte Victulum in der Gegend von Vercellä zum Mittelpunkt des Goldhandels." (Ferrero S. 50.) Und gleich darauf berichtet Ferrero wieder „von Roms erneuter Macht und Fülle", die bewundert worden sei. Aber — was zugrunde ging war „die Eintracht der Klassen". Scipio Aemilanus, der Sohn von Aemilius Paulus und Schüler des Geschichtsschreibers Polybius „fühlte auch und zwar mit erschreckender Klarheit, daß ein Zurück dem Flußlauf der Geschichte und seiner verhängnisvollen Strömung nicht möglich sei. Ganz denselben innern Zwiespalt empfanden alle, die voll Ingrimm auf ihre eigene Zeit blickten: die elenden Proletarier, die unter der Schuldenlast seufzenden Grundbesitzer, die verarmten altadeligen Familien, die Ultrakonservativen, die mit der bisherigen Aenderung unzufrieden waren, und die Revolutionäre, denen die bisherige Aenderung noch lange nicht weit genug ging." Und man sah „den Bürgerkrieg zwischen den Reichen und den Armen" kommen.

Hier traten die Bodenreformer der Römer auf: die Gracchen. „Sie gaben, ohne es zu wissen und zu wollen, das Signal für die ersten Scharmützel in diesem schrecklichen sozialen Kriege, der ein Jahrhundert lang dauern sollte." (Ferrero.) Sie glaubten, in der schlechten Verteilung des Bodens die Schuld an den sozialen Uebeln zu sehen. Das trifft ja auch zu, nur ist die Verteilung des Bodens durchaus eine Geldfrage. Bei sinkenden Preisen nimmt der Großgrundbesitz, bei steigenden der Kleinbesitz an Boden zu. Auch dieses Bodenreformerprogramm packte das Uebel nicht bei der Wurzel. Die gracchische Reform besserte die Verhältnisse ebensowenig wie die Aufnahme eines Bodenreformartikels in die Weimarerverfassung in Deutschland die Preissteigerung verhinderte und jetzt, 1924, den Preisabbau und damit die allgemeine Arbeitslosigkeit und das Massenelend.

Bald begannen die Aufstände überall: „Der Bürgerkrieg hatte eine große Zahl von Leuten ruiniert und den reichen Grundbesitzern in Süditalien schwere Verluste gebracht. Jetzt legte der Einfall in Asien die ungeheuren, in dieser Provinz angelegten Kapitalien brach. Es trat eine ökonomische Krisis und ein schrecklicher Wirrwar ein: die Pächter wurden zahlungsunfähig, das Elend stieg, die andern Abgaben brachten nichts mehr ein, und die Staatskassen waren leer; die Kapitalisten versteckten ängstlich ihr Geld, wollten nichts mehr ausleihen und suchten im Gegenteil alle ihre Außenstände einzuziehen; das Geld wurde in Rom selten und was umlief, war sehr oft falsch." (Ferrero, S. 102.)

Hinzu kam der Aufstand der Zinsgeber im Orient, wo die ausgewanderten Italiker mit ihrem mitgenommenen Gelde vermutlich richtig gewuchert hatten. Ihrer 100,000 „wurden ergriffen, erdrosselt, ertränkt oder lebendig verbrannt, ihre Sklaven gab man frei, ihre Habe teilte man zwischen den Gemeinden und dem königlichen Schatz (des Mithridates), ebenso die der andern nicht italienischen Kapitalisten und die Gelder der jüdischen Bankiers auf der Insel Kios." (Ferrero, S. 104.)

Wie rettete sich Rom aus dieser verzweifelten Lage? Damals wurden alle Güter der Tempel zu Gold gemacht, Sulla zog mit den damit bezahlten Soldaten nach Grie-

chenland, plünderte dort die Tempel und ließ „Dreifüße, Vasen, Geschmeide, Kunstwerke zu Gold- und Silberstücken prägen ... und verteilte vor allem mit freigebiger Hand Geld unter seine Leute.“ (Ferrero, S. 110.) Er eroberte Athen und schlug Mithridates. Nach seiner Rückkehr „blieb er kalt und unberührt inmitten des furchtbaren Klassenkampfes, der ihn umtobte“; „die Macht hatte er durch das erfolgreiche Hilfsmittel der Bestechung an sich gerissen, indem er das Geld mit vollen Händen an seine Anhänger und an seine Gegner verteilte“. „Er hatte in Griechenland viele Landgüter, die Eigentum von Städten oder Tempeln waren, eingezogen und sie an italienische Kapitalisten verpachtet; er hatte den Rest der aristokratischen Beute, fünfzehntausend Pfund Gold und einhundertfünfzigtausend Pfund Silber, im heutigen Wert von etwa 20 Millionen Franken, während der damalige Wert noch weit höher war, dem Staatsschatz zugeführt. Könnte man aber die von ihm in Asien gespendeten Summen, die seine Söldner dann nach Italien heimbrachten, die in Italien zur Bestechung der Soldaten der demokratischen Armee aufgewendeten Beträge, Summen, die Sulla für sich behielt oder an seine Freunde verschenkte, ausrechnen, so würde man vielleicht auf eine fünf- bis sechsmal so hohe Zahl kommen.“

Hinzu kam, daß die asiatischen Städte zwanzigtausend Talente und Rückstände von fünf Jahren an Sulla zahlen mußten, „so daß die Gemeinden wie die Privatleute riesige Summen von den einzigen großen Kapitalisten der damaligen Zeit, eben den italienischen Finanzmännern, aufnehmen mußten.“

Die Landschaften Griechenlands wie die Städte Asiens „boten nun ein fruchtbares Feld für die Anlage von Kapitalien“. „Auch in Italien selbst hatte die Revolution zwar viele Güter vernichtet, aber sie setzte dafür andere in Umlauf, die seit Jahrhunderten unnütz ruhten, wie die in den Tempeln niedergelegten Schätze und die vom Senat verkauften Liegenschaften der toten Hand.“ (Ferrero, S. 143 und 144.)

So sehen wir nach dem durch die Kurzsichtigkeit von Aemilius Paulus verschuldeten Geldmangel Rom nach dem Jahr 88 v. Chr. wieder aufsteigen.

„Dieser großen sozialen Umbildung entsprach auch eine tiefgreifende Wandlung des öffentlichen Geistes.“ (I S. 155) Die Gegensätze glichen sich aus, weil die Schulden durch die steigenden Preise von selber erleichtert und damit die erwerbenden Stände entlastet wurden. Die Reichen ihrerseits sahen, daß ihnen die von den Zinsgebern geforderten und von den Reichen so ängstlich und erbittert bekämpften Forderungen nicht schadeten. „Obwohl die Zahl der Wähler gewaltig vermehrt war, und sich fast auf neunhunderttausend belief, sah sich die kleine Wähleroligarchie in Rom, die durch ihren Widerstand gegen die Ausdehnung des Stimmrechts eine so schreckliche Krisis entfaltet hatte, dennoch fast in demselben Maße wie vorher als Herrin des Staates und des Reiches.... Auch war es für die reichen Klassen leicht, solange sie einig waren, diese bedürftige Bevölkerung zu beherrschen und für ihre Kandidaten stimmen zu lassen.“

Jedoch erkannten auch die untern Stände bald, daß diese neuen „Rechte“ ihnen nicht Brot brachten. Immerhin gelang es in dieser Zeit des Aufschwungs Lucullus, den König Mithridates zu schlagen und Bithynien und Pontus zu erobern. Nach jeder Schlacht, jeder Plünderung und jeder Einnahme einer Stadt sandte er „mit Gold, Silber und Kunstwerken beladene Maulesel nach Rom“. (190.) Cotta, ein anderer Feldherr der damaligen Zeit, ließ aus Heraklea so viel Gold wegschleppen, daß mehrere Schiffe auf der Fahrt nach Rom infolge zu großer Belastung sanken! (Ferrero I 214.)

„In wenigen Jahren hatte der Geldumsatz eine schwindelhafte Höhe erreicht.“ Der neueingeführte Privatbesitz an Boden erlaubte den Bodenhandel und die Belastung des Bodens mit Hypotheken, die damals überall errichtet wurden. Doch bald zeigte sich wieder jene seltsame Erscheinung, die wir seit der Einführung der Goldwährung auch in Europa kennen: die Stockung des Geldumlaufs nach einigen Jahren rascher Entwicklung. „Wachsende Not und diese Geldsorgen trieben die Verhältnisse einer Krisis zu, welche die Volksbewegung vertiefte und sie aus einer politischen zu einer sozialen machte.“ (Ferrero I S. 222.) So fiel „das Leben Cäsars gerade in eine jener Epochen

idealer Anarchie, wo jeder seinen Neigungen folgen kann." (Ferrero I S. 232.)

Anderseits war also die Wirtschaftslage nahe am Umschlag angelangt, als die Mitte der 60 Jahre heranrückte. „In dem ungeduldigen Drange nach Genuß und Besitz verstrickten sich viele in Schulden, die sie nicht zu tilgen vermochten, und die weltbeherrschende Demokratie, von den Senatoren mit berühmtem Namen bis zum ärmlichen Bauern, von Julius Cäsar bis zum kleinen römischen Krämer, war in der Gewalt einer verhältnismäßig geringen Zahl von römischen Wucherern, großen, mittleren und kleinen.... Ein Sturm mußte ausbrechen, wenn ein unerschrockener Mann auftrat und zwischen Gläubiger und Schuldner die brennende Frage schleuderte, die beide Parteien in gleicher Weise fürchteten." (Ferrero, S. 269.) „Es war nur noch von der Einbringung von Ackergesetzen, Abschaffung der Schulden, Einziehung der Beute von Generälen und revolutionären Maßnahmen zur Rettung der kleinen Leute die Rede. Die Reaktion hiergegen war, daß sich die konservative Partei ihrerseits immer mehr zu einer, von Verachtung und Wut erfüllten, kleinen Clique zusammenschloß, die nur von Blutbädern, Hinrichtungen und Staatsstreichen träumte." (Ferrero I. S. 270.) „Soziale Verlegenheiten im Innern trieben zum Krieg gegen außen", bemerkt mit Recht Paul Pflüger in seiner Schrift: Die soziale Frage im alten Rom. (Zürich 1911, S. 4.)

Was hier an „Politik" zwischen dem Millionär Crassus, der Cäsar mit Geld unterstützte, Pompejus, der in Aegypten seine Einnahmen aus Sklavenfang im Großen auf Wucherzinsen auslieh, und Cicero, „der von zwei Leidenschaften frei war: dem Durst nach Gold und dem ehrgeizigen Verlangen nach Macht" (Ferrero I S. 277) getrieben wurde, war die richtige Partei- und Klassenkampfpolitik, die aus persönlichem Ehrgeiz entsprang und die Spaltung des Volkes als Mittel zum persönlichen Aufstieg benützte. Die einzige Folge war wie immer die, daß das Geld neuerdings zu streiken begann: „die besorgten Kapitalisten wollten keine Gelddarlehen mehr gewähren; das Geld, schon vorher knapp, wurde noch teurer, und das bedeutete für viele Schuldner eine schwere Gefahr.... Es trat

eine allgemeine Baisse ein, unter der jeder mehr oder minder litt, selbst die reichen Senatoren, denen bei der ausgedehnten Verwaltung ihrer Liegenschaften jetzt die sonst so leicht erhältlichen großen Kredite zu fehlen begannen." Kein Wunder, daß man sich Catilina zuwandte, der in einem Wahlprogramm die Aufhebung sämtlicher Schuldverpflichtungen versprach! Ob aber damit der Geldstreik gebrochen werden könnte, war eine andere Frage oder besser gesagt gar keine, und der Vorschlag hatte ungefähr denselben Erfolg wie er heute haben würde. Aber die ganze Welt der Reichen, der Nobili und Kapitalisten stand plötzlich zusammen, als die Pläne Catilinas „eine endlose Reihe von Leichtsinnigen, Hungerleidern und Gescheiterten zusammenführte, die an die Expropriation der Reichen gehen wollten, als wäre es das Leichteste von der Welt". (Ferrero I S. 293.) Bei der Wahl zum Consul fiel aber Catilina trotz der Stimmen der kleinen Leute durch; das Geld siegte auch diesmal über die Zahl. (Ferrero I S. 300.) Allzusehr hatte sich der Reichtum vermehrt, „die Grundbesitzer wurden ganz besonders den Bürgerkriegen feind, weil sie meist Wein, Oliven- und Fruchtbäume anbauten, die erst nach langen Jahren des Wachstums Frucht geben". (Ferrero I S. 311).

Unter dieser Geldknappheit litt auch Cäsar, und als er nach Spanien auf den dortigen Kriegsschauplatz abreisen wollte, pfändeten ihm seine Wechselgläubiger alles Reisegepäck und nur die Bürgschaft von Crassus ermöglichte ihm seine Abreise. . . .

Deshalb ging er dort mit aller Kraft daran, Geld zusammenzuraffen.

„Im Jahre 62 hatte Pompejus neue Mengen Edelmetalle nach Rom gebracht. Vor seiner Abreise aus Asien erhielt jeder Soldat etwa 1200 Mark (sechstausend Sesterze) und das ganze Heer insgesamt etwa 60 Mill. Mark heutiges Edelmetall. Es war ihm auch gelungen, die Einnahmen aus den Provinzen von 50 auf 80 Mill. Drachmen zu erhöhen, von 31 auf 51 Mill. Mark. (Ferrero I S. 332.) Damit wurde „der Kredit flüssiger". „Italien erfuhr in dieser Zeit eine Erneuerung wie Europa und die Vereinigten Staaten heutzutage. (Geschrieben um 1900!) Aus einer

aristokratischen Nation von Ackerbauern und Kriegern wurde es ein merkantiles Volk von Bourgeois und es verfiel denselben Widersprüchen, die unsere jetzige Zivilisation erfüllen: dem Widerspruch zwischen der demokratischen Gesinnung und der Ungleichheit der Vermögen. . ." (Ferrero I S. 373.)

Die Geldvermehrung durch Pompejus war bald aufgebraucht durch die machtvolle Entwicklung des Wirtschaftslebens; die Warenvermehrung und die Vermehrung des Zinstragenden ging bald allerorten über den Zustrom des Geldes hinaus. Schon im Jahr 60 ist die neue Flaue da. Und auch hier, wie immer, strebte das Zinstragende, das im Landesinnern sein Genügen nicht mehr finden konnte, über die Grenzen des Landes hinaus, um dort Zinsen zu bekommen. Ferrero schreibt, um den gallischen Krieg zu erklären, müsse man sich inmitten des römischen Reiches und „seiner politischen und finanziellen Interessen" stellen. Dieser Krieg sei nichts anderes als eine Folge von Kräften, „die heute noch am Werke sind" — welche Kräfte sind heute noch genau dieselben wie die der römischen Zeit?! — und er sei als „ein Kolonialkrieg" zu betrachten. (Vorrede zu Band II, S. VII/VIII.)

Das in Zinsnehmer und Zinsgeber zerfallene römische Volk mußte einerseits danach trachten, für seine Gläubiger das nötige Geld zusammenzubringen und anderseits waren die Gläubiger immer neu darum besorgt, das Zinstragende auch als solches zu erhalten, und das ist nur möglich, wenn es im Verhältnis zur Nachfrage nicht in zu großer Menge vorhanden ist. Deshalb muß es außer Landes gehen und sein Absatzgebiet — seine Anlagemöglichkeit — erweitern. Der im Menschen vorhandene gesunde Ausdehnungstrieb und Reisetrieb wird durch den Zins auf die Erwerbung neuer Möglichkeiten der Ausbeutung geleitet.

Julius Cäsar wurde somit in seiner Ausdehnungspolitik außerordentlich unterstützt durch die Zinsnehmerkreise, die sich wieder durch die ihnen gefährlich scheinenden Krisen bedrängt sahen. „Im Gedanken an die großen Vermögen, die Lukullus und Pompejus zusammengerafft, an die Millionen, die ihre Heerführer davongetragen, an die gewaltigen Summen, die selbst unbedeutende Personen in

ihrem Gefolge erbeutet hatten, träumten nun die römischen Politiker nebst allen ihren Freunden und Verwandten davon, jenem lockenden Beispiele in einem Teile der Welt folgen zu können, der die römischen Waffen noch nicht oder doch eben zum ersten Male gesehen hatte. Wie sehr diese Hoffnungen und Wünsche in der ganzen römischen Gesellschaft für die Eroberungspolitik Stimmung machen mußten, kann man sich leicht vorstellen.... wenn die Heere reiche Beute machten, hatte das ganze Land Gewinn davon, in erster Linie sicher die friedlichen Bürger, die nichts aufs Spiel setzten, die Kaufleute, Unternehmer und Handwerker, auch die bürgerliche Welt war ebenso sehr für die Eroberungen begeistert.... Diese papierene und platonische Begeisterung der Zivilbevölkerung für den Krieg, die allen vorgeschrittenen Zivilisationen eigen ist (weil alle nach Erweiterung des Spielraums für Erwerb von Zins streben! Sch.), griff damals in Italien um sich und wurde eine Macht, deren sich die Parteien und Interessenten bedienten, um das Staatsschiff in das Fahrwasser einer imperialistischen Abenteuerpolitik hineinzutreiben.“ (Ferrero II S. 63 und 64.)

„Der ganze italische Wirtschaftskörper war e i n unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben geworden, von Syngraphae, wie man damals die Kreditscheine nannte, die beständig ein Gegenstand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel, weil bei dem Mangel an Barmitteln und bei den häufigen Wertschwankungen die allzuhäufige Auszahlung die schwersten Schäden mit sich gebracht hätte.... Die neue Politik, die Cäsar vor seinen Freunden entwickelte, entsprach dem geschilderten Zustand des öffentlichen Geistes in Italien in bewundernswerter Weise, und dabei befriedigte und stachelte sie zugleich die großen Leidenschaften der merkantilen und demokratischen Epoche, den militärischen und imperialistischen Stolz, die Gier nach schnellem Gewinn, die Sucht nach Luxus, Genuß und einem großen Zuge im öffentlichen wie im Privatleben. Eroberungen nach außen hin, Ueberfluß an Geld im Innern, Gold und Eisen, das waren die beiden Angelpunkte dieser Politik geworden, von denen einer untrennbar zum andern gehörte. Die Erobe-

rungen sollten neue Geldquellen eröffnen, und das damit gewonnene Gedeihen wiederum die neue Eroberungspolitik mit neuer Energie erfüllen."

So schilderte Ferrero (II, S. 64/65) schon vor 20 Jahren den Imperialismus, wie wir ihn seit dieser Zeit auch bei uns in seiner Friedensfeindlichkeit kennen gelernt haben: Er ist eine Erscheinung der durch das Geld erzeugten Unsicherheit der Erwerbsverhältnisse für die Arbeitenden und der Sucht der Zinsnehmer nach Erhaltung oder wenn möglich noch Mehrung der Zinseinnahmen.

Im Jahre 51 trat eine besonders scharfe Krise ein: „Niemand wollte Geld leihen, die Schuldner, die bis dahin ihre fälligen Schulden oder die Zinsen mittels Aufnahme neuer Schulden bezahlt hatten, fanden niemand mehr, der ihnen Darlehen gab. In Rom und in ganz Italien konnten die Hausbesitzer die Mieten nicht zum Einzug bringen, Gläubiger und Schuldner lagen allenthalben im Streit miteinander, und sehr viele mußten ihre Habe veräußern, wenn sie Abnehmer fanden. Aber das Angebot war sehr stark und die Nachfrage sehr schwach, so daß alle Werte außerordentlich sanken, Gold- und Silberwaren, Edelsteine, Kleider, Möbel, Güter und Häuser. Der Senatsbeschluß von 51, der die Zinsen herabgesetzt hatte, brachte nur eine sehr geringe Erleichterung, denn die meisten Leute hatten in ihrer Not weiter Schulden gemacht unter jeder Bedingung, die ihnen die Kapitalisten auferlegten, und ohne Rücksicht auf jenen Senatsbeschluß, dessen Beachtung übrigens auch niemand überwachte. So wurde die große Verschuldungsfrage immer brennender." (Ferrero II 277/278.)

Hatte die Krise von 60 den Angriff auf Gallien zur Folge gehabt, so brachte die Krise von 51, die sich bis gegen die Mitte der vierziger Jahre hinschleppte, in Cäsar noch größere Pläne zum Reifen. Sie entstanden ganz und gar unter dem Eindruck der schlimmen wirtschaftlichen Verhältnisse, denn „durch die nicht endenwollende Krise war ein guter Teil der Mittelklasse wie der kleinen Leute zur Verzweiflung gebracht.... eine schreckliche Katastrophe schien unvermeidlich, wenn man keine neuen Hilfsmittel fand, und diese Hilfsmittel konnten nur durch die Eroberung Persiens.... flüssig gemacht werden. In der Eroberung

Persiens lag das Heil!" (Ferrero.) Cäsars Tod setzte seinem Plan ein Ziel; die nachfolgenden Wirren sind verzweifelte Versuche, aus der schwierigen Lage herauszukommen, Versuche, die uns wieder an unsere Zeiten erinnern...

Erst im Jahr 29 trat vorübergehend eine Linderung der Krise ein. „Die Masse der Edelmetalle, die im Sommer 29 von Aegypten nach Rom floß, war so groß, daß der Zinsfuß von 12% auf 4% fiel. (Spamer II S. 69.)

„Octavius tilgte alle seine Schulden und die des Staates, und er begann den Munizipalverwaltungen die ihnen im letzten Jahr abgekauften Ländereien zu bezahlen, indem er ihnen eine Summe von vielleicht mehr als drei Millionen Sesterze in klingender Münze auszahlte; 400 Sesterze zahlte er auf den Kopf eines Plebeyers, deren es mehr als 250,000 waren, aus, und 1000 einem jeden von den 120,000 Veteranen, denen er Kolonien angewiesen hatte. Auf diese Weise hat er erreicht, daß Italien vor dem Bankerott, der ihm so lange gedroht hatte, bewahrt wurde, daß der Geldumlauf sich gewaltig steigerte und der Zinsfuß heruntерging." (Ferrero.)

Doch dies hielt nicht für immer vor: immer übersteigt bei gleich oder beinahe gleich bleibender Geldmenge bald die Warenmenge die Menge des vorhandenen Geldes und der Umschlag ist da. (Man hat neuerdings die notwendige Vermehrung des Geldes auf 3% des Geldbestandes berechnet, um die Preise immer auf g l e i c h e r H ö h e zu halten.) Im Jahre 5 war das Reich soweit gekommen, daß Augustus nichts besseres mehr zu tun wußte als die ihm zufallenden Erbschaften von Veteranen sofort flüssig zu machen und auszugeben. So nahm er jährlich ungefähr 70 Mill. Sesterze ein. Auch Herodes vergabte an Augustus 10 Mill. Drachmen (ungefähr 12 Mill. Fr.).

Inmitten dieser wachsenden Armut haben sich das Po-Tal und Spanien am längsten im alten Glanze erhalten. Ueber diese beiden Teile Italiens berichtet Ferrero, daß sie noch immer Gold fanden, Spanien in den Bergwerken, die Bewohner der Poebene in den Flüssen. Er betrachtet dies als einen der wichtigsten Gründe für den wirtschaftlichen Wohlstand der beiden Landesteile. „Man hatte hier nicht über Kapitalmangel zu klagen. Ein Teil des Edel-

metalls, das man in allen Ländern des Reichs während der Bürgerkriege zusammengeraubt, hatte seinen Weg auch in das Po-Tal gefunden.... jetzt, zwanzig Jahre nach der Schlacht bei Aktium, waren diese Kapitalien großenteils in Umlauf gekommen, indem sie im ganzen Tal Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel belebten und den Wert aller Erzeugnisse steigerten." Plinius erzählt uns eine bezeichnende Geschichte: Augustus fragt einen Veteranen in Bologna, bei dem er speist, was Wahres an jener Geschichte sei, wonach der erste erblindet sei, der Hand an eine goldene Göttin des Orients gelegt hätte. Listig lächelnd soll der Veterane erwidert haben, er selber sei dieser Mann gewesen und Augustus verspeise im Augenblick gewissermaßen ein Bein jener Göttin, denn ein solches hätte er sich gerettet und sich dafür in Bologna dieses Haus erbaut und sein Gewerbe eingerichtet. „Und als der Bürgerkrieg vorüber war, hatte der Goldstrom immer noch durch andere Kanäle Eingang in dieses gesegnete Tal gefunden." (Ferrero VI S. 102.)

In den andern Landesteilen fehlten die übrigen Vorbedingungen auch nicht oder doch nicht ganz. Was aber dort fehlte, war die anregende Wirkung steigender Preise, erzeugt durch Geldzufluß.

Allmählich scheinen jedoch auch hier die gleichen mißlichen Zustände Platz gegriffen zu haben wie überall. Man vermutet, daß die Gold- und Silbergruben Spaniens erschöpft worden seien. So trat denn „ein entschiedener Rückschritt auf dem Gebiet der Volkswirtschaft hervor: hier wird die städtische Kultur der Romanen von der reinen Bauernkultur der Germanen überwältigt. Freilich, jene war bereits verfault bis in die Wurzel. Die ungesunde Anhäufung riesiger Kapitalien in Rom und Italien hatte nicht nur Italien wirtschaftlich zu Grunde gerichtet, indem sie einen unsinnigen Luxus großzog, den bäuerlichen Mittelstand durch Ueberwuchern des Großgrundbesitzes und der Sklavenwirtschaft vernichtete, den Ackerbau zu Gunsten der Viehzucht fast zerstörte, sondern sie hatte auch da den Provinzen unermeßlich geschadet, da sie ihnen ihren Reichtum entriß und ihre Entwicklung dadurch einschränkte. Die naturgemäße Folge war das allmähliche Sinken der Steuererträge seit

dem Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gewesen, die wieder das immer schärfere Anziehen der Steuerschraube und die steigende Münzverschlechterung herbeigeführt hatte. Mit der dadurch einreißenden wirtschaftlichen Unsicherheit hatte sich eine rasche Abnahme der baren Umlaufsmittel, des Metallgeldes, verbunden. Massenhaft wurden die Edelmetalle zu Schmuck und Gerät verarbeitet, unermeßlich waren die Summen, die alljährlich für rasch verbrauchte Luxuswaren nach Asien gingen, ohne je wieder zurückzukehren, da die Mittelmeerländer den Chinesen und Indiern keine Waren zum Austausch zu bringen hatten, und kaum minder bedeutende Zahlungen an „die nordischen Barbaren" gingen, seitdem Rom sich mit dem Golde seiner Bergwerke statt mit dem Stahl seiner Legionen verteidigen lernte. Allgemeine Stockung der wirtschaftlichen Arbeit und des Verkehrs waren die notwendigen Folgen solcher Zustände gewesen, ehe noch die Völkerwanderung Westeuropa überflutete. Mit ihr traten neue zerstörende Gewalten in Tätigkeit. Nicht nur wurde in den unaufhörlichen kriegerischen Zuckungen das Eigentum massenhaft vernichtet, sondern was wichtiger war, das Edelmetall verschwand immer mehr aus dem Verkehr.... alles trieb mit Notwendigkeit dazu, das Edelmetall in Form von Geld, Schmuck und Gerät, als einen Schatz aufzusammeln.... So wirkten Verringerung des Kapitals und Abnahme des Geldes mit den bäuerlichen Gewohnheiten der neuen Herren zusammen, um Gewerbe und Handel lahmzulegen. Das Zinsenverbot der Kirche kam noch dazu. Die wirtschaftliche Kultur sank also durchwegs auf eine tiefere Stufe, die Naturalwirtschaft, herab.... Wo Deutsche eine Römerstadt in Besitz nahmen..., da bauten sie zwischen die verfallenen Römerbauten ihre Bauernhöfe, verwandelten den überschüssigen Boden innerhalb der Mauern in Weinpflanzungen und Gärten und bestellten von ihren Höfen aus die Stadtflur... Aber auch den romanischen Städtern, wenigstens des nördlichen Galliens, blieb nichts anderes übrig, als Bauern zu werden, denn ihre frühern Erwerbsquellen waren versiegt." (Spamer III S. 204.)

Von 1919—1921 veröffentlichte der bekannte Alamannenforscher Emanuel Lüthi, im „Pionier", dem Or-

gan des Schweizerischen Schulmuseums in Bern eine umfangreiche Arbeit, worin er mit aller Schärfe und unter Verwendung vieler Quellen den Nachweis erbrachte, daß die Alamannen in der Schweiz in ein beinahe menschenleeres Land eingezogen seien und daß in den römischen Urkunden von ihr nur noch als der „deserta helvetica“ die Rede war. Er verlangt, daß mit der alten Sage, die Alamannen hätten in der Schweiz die römische Kultur vernichtet, in den Schweizerschulen endgültig aufgeräumt werde. Die Ursache zum Niedergang des römischen Reiches sieht er in dem überhandnehmenden Beamtentum, wie übrigens auch Schiele. (Die Wirkung der Höchstpreise, Jena 1916.) Beamtentum jedoch entsteht unter ganz bestimmten Umständen der Geldwirtschaft, die zu ergründen wir der Betrachtung des 19. und 20. Jahrhunderts vorbehalten, da hier die Erkenntnis wesentlich erleichtert wird durch die zeitliche Nähe aller Vorgänge.

Die Verminderung des Geldes im römischen Weltreich wurde 1876 durch die amerikanische Monetary Commission zu berechnen versucht. Sie macht folgende Angaben.

„Zu Anfang der christlichen Zeitrechnung betrug das im römischen Reiche zirkulierende Metallgeld etwa 1,880 Millionen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war es auf weniger als 200,000,000 zusammengeschmolzen.“

Die Folgen dieser Verminderung werden von dem genannten Ausschuß in den düstersten Farben geschildert: „Die Bevölkerung nahm ab, Handel, Kunst, Reichtum und Industrie verschwanden. Das Volk wurde durch Armut und Elend in die ungünstigsten Lebensumstände, in Leibeigenschaft und Versklavung gebracht. Die Lage war so hart, daß der Selbsterhaltungstrieb ein Auswirken der menschlichen Fähigkeiten nur noch im Geiste enger Selbstsucht zuließ. Alles Interesse am öffentlichen Leben, alle großmütigen Regungen, alle edlen Bestrebungen nahmen ab und verschwanden im gleichen Maß wie das Geld abnahm und die Preise fielen.

„Die Geschichte weist keinen zweiten, so unheilvollen Uebergang in die Bedeutungslosigkeit auf wie den des römischen Kaiserreiches. Dieser vollkommene Zusammenbruch der Gesellschaft war augenscheinlich eng verknüpft mit dem

Schwinden des umlaufenden Geldes, was ebenfalls ohne historische Parallele dasteht."

Diese Ansicht widerspricht jedoch einer Aeußerung Roschers, der bemerkt: „Die Golddecke, die die antike Volkswirtschaft besaß, war viel zu kurz und überaus dünn. Daher auch die Rückbildung hochentwickelter wirtschaftlicher Zustände zur Naturalwirtschaft seit dem 3. Jahrhundert in ihr eine so rasche!" (System der Volkswirtschatslehre S. 354.) Wie leicht damals ein Land um sein Geldmetall kommen konnte, geht auch aus folgender Stelle des gleichen Werkes hervor: „Späterhin soll in Rom durch den Goldzufluß der ägyptischen Kriegsbeute der Preis der Grundstücke verdoppelt worden sein. Dabei ist es ein merkwürdiges Zeugnis für die verhältnismäßige Geringfügigkeit des Verkehrs in den früheren Perioden der alten Geschichte, wie lokal mitunter die Preiserschütterungen gewesen zu sein scheinen. Phönikien, Palästina usw. müssen im Zeitalter Salomos eine förmliche Ueberschwemmung von edlem Metall erfahren haben, wogegen zum Beispiel Griechenland sowohl damals wie noch Jahrhunderte später, im höchsten Grade arm daran war."

So ist es leicht denkbar, daß ein prunkliebender Fürst die Wirtschaft seines Landes durch einen fortgesetzten Geldeinzug mittelst Steuern, Weihgeschenke für die Tempel usw. vernichten konnte. Ein solches Beispiel glauben wir gerade im „weisen" Salomo vor uns zu haben, wie auch Joseph binnen sieben Jahren Aegypten vom Geld entblößt hat.

Die Monetary Commission schreibt weiter: „Selbst die Hinfälligkeit der Gesetze hielt genau Schritt mit der Geldabnahme und den fallenden Preisen. Alle anderen begleitenden Umstände außer dem genannten haben sich auch in andern Geschichtsabschnitten ereignet, doch waren sie niemals von so ungeheurer Tragweite. Es ist ein beachtenswertes Zusammentreffen, daß der erste Lichtschimmer mit der Erfindung des Wechsels und des Papier-Ersatzgeldes auftauchte, wodurch die knappen Vorräte an Geldmetallen wirksam ausgenützt werden konnten."

Die Darstellung der Monetary Commission von 1876 wird unterstützt durch einen Vortrag, den Senator W. M. Stewart 1889 in St. Louis hielt und worin er Zahlen

anführte, aus denen sich die Abnahme des Münzmetalls durch Abnutzung ergibt. Vom Jahr 14 n. Chr. bis zum Jahr 806 berechnet er eine Verminderung von 358,000,000 auf 33,000,000 englische Pfund. „Das Tauschmittel fiel also innerhalb von acht Jahrhunderten der Vernichtung fast ganz zum Opfer, — es blieb kaum ein Zehntel im Umlauf."

Senator Stewart sagt weiter: „Das Geschick der Welt hängt von der Versorgung mit Edelmetall ab. Wann auch immer die Minen erschöpft waren, so sank die Welt in Barbarei zurück, wie die Geschichte uns dies lehrt. Als Rom durch seine Eroberungen groß geworden war, sammelte es die Schätze der zivilisierten Welt im eigenen Lande und häufte Gold und Silber an. Der Preis aller Güter wurde dadurch gehoben, und das ganze Kaiserreich wurde durch diese Hausse während mehrerer Jahrhunderte belebt bis zur Zeit des Kaisers Augustus, als Rom den Zenit seiner Macht erreicht hatte. Man schätzt, daß es zu der Zeit achtzehnhundert bis zweitausend Millionen Gold- und Silbergeld angehäuft und in Umlauf gebracht hatte. Außerdem verfügte es über einen großen Schatz an Silbergeschirr und anderem Ziergerät und Schmuck. Dann tauchte die innere Uneinigkeit auf. Die Minen brachten nichts mehr, das Kaiserreich wurde verschuldet, in Fragmente aufgeteilt, von Eindringlingen überfallen. Geld wurde geborgt und verloren, und Rom wurde arm und ärmer bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts, wo es den größten Teil seines Tauschvermittlers verloren hatte. Die Zivilisation der Welt ging dabei zugrunde. Während siebenhundert Jahren wuchsen die Schulden, während die Möglichkeit, sie zu bezahlen, fortdauernd geringer wurde. Kein Mensch hatte Unternehmungsgeist in diesen Jahren. Niemand konnte Freiheit oder Unabhängigkeit behaupten. Warum? Weil, wie ich Ihnen sagte, nichts die Menschen so feige macht, wie die Geldknappheit, die Armut, die Unfähigkeit, seine Schulden zu bezahlen oder eine Familie zu ernähren. . . . Eine Nation gerade so wie ein Einzelwesen, das des Geldes beraubt ist, verfällt der Erniedrigung und der Schande. Wäre es möglich gewesen, die stolzen Römer dem Sklaventum des Feudalsystems zu unterwerfen, wenn sie den alten Reichtum behalten hätten? Wenn die Menschen Geld in die Hände

bekommen als gerechte Entschädigung für ihre Produkte, werden sie unabhängig und frei.... Die Entstehung der großen Klasse des Mittelstandes in England, welche die Folge der Entdeckung der Gold- und Silberminen in Mexiko und Süd-Amerika war, ist die Quelle, von der das mächtige anglo-sächsische Reich seine Weltherrschaft ableiten kann. Das Geld aus der Neuen Welt war die belebende Kraft, welche einen unabhängigen Geist in ganz Europa schuf und die Reformen der Politik wie auch der Religion verursachte. Es ist eine außer Frage stehende Tatsache, daß die Farmer unseres eigenen Landes durch die Geldkönige und die Anhänger der Goldwährung die Charakterfestigkeit verlieren, für die sie einst bekannt waren. Ihre Hypotheken machen sie feige. Es gibt nichts, was einen Mann so feige macht, wie eine Hypothek auf sein Land, die er nicht bezahlen kann."

Uebereinstimmend mit dieser letzten Bemerkung schrieb Silvio Gesell beinahe 30 Jahre später (Gold und Frieden): „Wenn es den Menschen wirtschaftlich schlecht geht, wenn die Dividenden ausbleiben, wenn der Arbeiter sich umsonst nach Arbeit umsieht, wenn der Kaufmann, über seinem Hauptbuche gebeugt, darüber sinnt, wie er das Geld für seine fälligen Wechsel beschaffen soll — dann feiert der Pessimismus sein Erntefest. Dann spricht man vom Tal der Tränen, dann füllen sich die Klöster, dann ist der Krieg nötig zur Züchtigung und Besserung des sündigen Menschengeschlechts. Alles, was in solchen Zeiten das Völkchen treibt, erscheint als Sünde und Schmutz, wie bei trübem Wetter uns auch alles schmutzig erscheint."

Diese Umstände drückten auch dem aufkommenden Christentum für Jahrhunderte seinen Stempel auf. „Es ist zu uns gelangt", so schreibt Alexandre de Tocqueville, „nachdem es durch Jahrhunderte tiefer Unwissenheit, Rohheit, sozialer Ungleichheit und politischer Unterdrückung hat hindurchgehen müssen. Die Wahrheit erfordert aber, daß man es in seinem eigenen Lichte beurteile und nicht im Lichte der Umgebung, durch die hindurchzugehen es genötigt war. Fast alle übertriebenen Tendenzen, fast alle Mißbräuche, die man dem Christentum oft mit Recht

vorhält, müssen diesen Nebenumständen zugeschrieben werden."

Es würde zu weit führen, hier den Todeskampf der alten griechischen und römischen Geisteswelt ins eingehende darzustellen und die Beziehungen zwischen der fehlenden wirtschaftlichen Grundlage und der daraus sich ergebenden Zersetzung darzustellen. Diese Schrift kann nur anregen, solche Arbeiten durchzuführen, um unserm Jahrhundert die Augen zu öffnen und ihm den Abgrund zu zeigen, an dessen Hängen es wandert.

Nur einige Angaben seien noch gemacht. Die Bevölkerung ging zurück. Besonders das Land entvölkerte sich. Kaiser Pertinax erlaubte 193, unbebaute Aecker als Eigentum an sich zu nehmen. Der Großgrundbesitz nahm immer mehr überhand. Nicht genug damit: im alten Latium lagen 395 schon über eine Million Morgen früheren Ackerlandes brach, versumpft und verlassen. Mark Aurels Biograph bezeichnet Spanien als ein erschöpftes Land und im 4. Jahrhundert ist es nach Lactantius eine Zeiterscheinung, daß die „gedrückten Bauern die Aecker verließen und aus Land Wald wurde. Mit der Verödung des Landes aber geht bald auch Hand in Hand die der mittleren und kleineren Städte." (R. v. Poehlmann, die römische Kaiserzeit und der Untergang der antiken Welt, in Bd. I der Weltgeschichte von Pflugk-Hartung. S. 626.)

„Dio Chrisostomos (so lesen wir bei Poehlmann a. A. O.) schildert den Verfall einer solchen Stadt auf der Insel Euböa in einer Weise, die wohl als typisch bezeichnet werden darf. Das Land schon unmittelbar vor den Toren verödet, das städtische Terrain selbst zum großen Teil Feld oder Weide! Im Gymnasion wächst Korn, so daß die Götter und Heldenstatuen im Sommer im Getreide versteckt sind! Auf dem Markte läßt man Vieh treiben und vor dem Rathause weiden! Ueberall in der Stadt Armut, Arbeitslosigkeit, leerstehende Häuser. (Man achte auf den ausdrücklichen Hinweis auf die Arbeitslosigkeit! Heute kommt die Arbeitslosigkeit nach der Meinung der marxistischen Lehre von einer zu großen (anarchistischen) Erzeugung von Waren. Haben die verarmenden Römer wohl auch zu viel gearbeitet und erzeugt!? — Sch.) Aber auch größeren Städten ist es so

ergangen, so z. B. der blühenden Handelsstadt Gades, von der im IV. Jahrhundert Avien in seiner Landesbeschreibung sagt, daß es jetzt arm und klein, von seinen Einwohnern verlassen, ein Trümmerhaufen, sei. Selbst Rom beginnt seit dem 5. Jahrhundert menschenleer zu werden und hat am Ende noch eine Zeit erlebt, in der man Paläste, öffentliche Bauwerke und zahlreiche Privathäuser leer stehen und rettungslos verfallen und auf Kapitol und Forum Viehherden weiden sah."

„Einen sprechenden Kommentar zu diesen Erscheinungen liefert die Tatsache, daß schon seit langer Zeit — seit der Wende des ersten Jahrhunderts — die Kleinbauern nicht mehr im Stande waren, eine Geldpacht aufzubringen, und daß daher der Teilbau immer allgemeiner wurde, d. h. die Abgabe eines bestimmten Teiles des Bruttoertrages der Früchte, wie ja überhaupt die Rückbildung der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft immer mehr der Zeit ihr Gepräge gibt", schreibt R. von Poehlmann.

Die Regierung Diokletians griff zu unglaublichsten Mitteln, um die römische Kultur zu retten. Sie verbesserte die Verwaltung. Umsichtig, klug und bis in alle Einzelheiten hinein wurde die Verwaltungsmaschine geregelt. Ein Heer von Beamten wurde geschaffen. Aber die dafür nötigen Steuern konnten nicht mehr aufgetrieben werden; die Bauern verließen ihre Güter, weil sie die Abgaben nicht mehr zahlen konnten. „Kein Wunder, daß unter ihnen immer mehr die Neigung um sich griff, den Pflug zu verlassen und sich der blutsaugerischen Ausbeutung durch Gutsherren und Fiskus für immer zu entziehen, selbst wenn man darüber zum Bettler und Vagabunden oder gar zum Räuber wurde. Eines der bedenklichsten Symptome der allgemeinen sozialen und ökonomischen Zerrüttung, das sich auch für den Kaiser als den größten Possessor in der zunehmenden Leutenot der Landwirtschaft und für den Staat in der beständigen Abnahme der Rekrutenzahl und des Steuerwertes von Grund und Boden immer schwerer fühlbar machte. Und so griff die Regierung denn auch hier zu dem einzigen Mittel, das ihr solchen Erscheinungen gegenüber zu Gebote stand, zur politischen Zwangsgewalt. Wenn Gemeinderäte, Beamte, Soldaten, Gewerbsleute zu erb-

lichen Ständen wurden, warum nicht auch die Bauern? Das lag so sehr in der ganzen bisherigen Entwicklung, daß man sich um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts entschloß, hunderttausende freier Bürger der primitivsten persönlichen Freiheitsrechte zu berauben und sämtliche Kolonen mit ihren Nachkommen an die Scholle zu binden, ähnlich wie man es bis dahin mit kriegsgefangenen Barbaren gemacht hatte. Von jetzt an kann dieser doch persönlich freie Bürger, wenn er fluchtverdächtig war, von Gutsherrn sogar in Bande gelegt und gezwungen werden, den Boden wie ein Sklave gefesselt zu bearbeiten. — Es ist daher vollkommen zutreffend, wenn man von dieser Gutsherrschaft der späteren Kaiserzeit gesagt hat, daß wir in ihr bereits den Typus des mittelalterlichen Fronhofs und die ersten Ansätze zur Entwicklung der feudalen Gesellschaft vor uns haben." (R. von Poehlmann.)

„Das Dasein im römischen Reiche war so unerträglich geworden, daß das römische Volk nur das eine gemeinsame Gebet hatte, sein Leben unter den Barbaren zuzubringen", so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller. Die Bauern verließen Haus und Hof und flüchteten in Wälder; Gallien wurde menschenleer.

„Die lateinische Rasse starb beinahe aus, sie starb am Karzinom der Bürokratie oder der allgemeinen Verstaatlichung", schreibt Dr. W. Schiele im 24. seiner „Naumburger Briefe" vom 31. Mai 1918. „Die durch offizielle Akten beglaubigte Ausdehnung der Oedäcker wurde erschreckend, kaufkräftig waren nur noch die Großgrundbesitzer, denen nach dem Aussterben der Bauern das ganze Land gehörte, das sie mit Sklaven bewirtschafteten. Die Verarmung ging durch das ganze ungeheure Reich; denn im Jahre 363 im Kampf gegen die Perser feuerte der Kaiser Julian seine Truppen mit folgenden Worten an: Seht dort die Perser, die alles im Ueberfluß besitzen; an dem Reichtum dieses Volkes könnt ihr euch erholen, wenn ihr tapfer seid. Der römische Staat ist vom höchsten Reichtum zur tiefsten Armut herabgesunken, das Geld der Staatskasse ist erschöpft, die Städte sind entvölkert, die Provinzen sind verwüstet."

„Nicht die Germanen haben dieses Reich zerstört, nein,

es richtete sich selbst durch seine verkehrte Wirtschafts- und Finanzpolitik zu Grunde." So schreibt Dr. G. W. Schiele.

Ueber die Ursache des allgemeinen Preisfalls besonders unter Diokletian gibt Seeck (Der Untergang der antiken Welt, Berlin 1910) in kürzester Form den nötigen Aufschluß, wenn er dort S. 5 schreibt: „Seinen Schatz stetig zu vermehren und sparsam zu hüten war für die Politik des vorsichtigen Kaisers einer der Hauptgesichtspunkte." Aber „daß selbst die glänzendsten Ernten, wenn sie die Preise gar zu sehr drücken, für das Landvolk zum Unglück werden können, haben schon die Römer erfahren, wie folgendes Epigramm des Martial bezeugt:

> 20 Asse das Faß, 4 Asse bezahlt man den Scheffel,
> Angetrunken und satt, nichts hat der Bauer im Sack.

„Die Bodenpreise, so berichtet Seeck weiter, sanken in der dominitianischen Zeit in ganz erschreckendem Maße. Um das Jahr 100 n. Chr. konnte der jüngere Plinius ein Gut, das früher 5 Mill. Sesterze gekostet hatte, für 3 kaufen und besann sich noch sehr, ob er dabei nicht zu Schaden komme. Trajan suchte diesen Prozeß aufzuhalten, indem er verfügte, jeder, der sich um eines der senatorischen Staatsämter bewerbe, müsse einen Drittel seines Vermögens in italienischem Grundbesitz anlegen. Mark Aurel erneuerte die Verordnung Trajans in etwas milderer Form, ein Zeichen, daß es wieder nötig geworden war, einem neuen Sinken der Bodenpreise entgegenzutreten."

Wenn das Geld fehlt, fehlt die Nachfrage, und fehlt die Nachfrage, so sinken die Preise, und sinken die Preise, so fehlt der alles belebende Kredit, fehlt aber dieser, so können keine Arbeiten begonnen werden und das ganze Volk leidet Not. Alles kommt uns in solchen Zeiten teuer vor — weil der Ausfall an Arbeitsleistungen den Mangel mit sich bringt. „Die produktive Arbeit hört zum Teil auf. Die Landgüter bleiben unbestellt. Alle Waren, so berichtet Dr. Schiele, werden seltener und teurer. (Teuer im Sinne von rar, selten!) Da kommt 301 n. Chr. das berühmte Diokletianische Edittum de pretiis, das Höchstpreissystem, welches hohe Preise für Wucher erklärte!

Alle Waren, und nicht nur die Waren, sondern auch alle Leistungen der geringfügigsten Art wurden in einem

großartig durchdachten System unter die genaue Kontrolle von Höchstpreisen gestellt. Schwere Strafen wurden für die Durchführung dieses Höchstpreissystems festgesetzt. Die Uebertretung des Höchstpreises konnte selbst die Todesstrafe nach sich ziehen. Nicht nur dieses Edikt, auch auf kaiserlichen Befehl ausgearbeitete Aufstellungen aller Waren mit den festgesetzten Verkaufspreisen ist uns erhalten geblieben. Das Edikt begann: „Die Kaiser haben befohlen, daß Wohlfeilheit bestehe." Es heißt darin, daß es der Zwischenhandel sei, der die Preise verteuert habe. So wie die Gewinnsucht, und diese ganz besonders dort, wo die Heere des Kaisers hindurchzögen.

„Dieses Edikt Diokletians hatte in allergrößtem Maßstabe Folgen, die uns Gegenwärtigen nicht ganz unverständlich sind, nämlich, daß plötzlich in diesem Riesenreiche die werteschaffende Arbeit so gut wie stillstand, daß die Menschen aufhören mußten, miteinander zu kaufen, zu handeln, und das Notwendige an Waren und Diensten bereitzustellen, und daß also eine allgemeine große Not entstand. Im Verlauf dieser Politik entschloß man sich zu großen Staatsmonopolen (z. B. Seiden-, Leinenmanufakturen, Färbereien, Waffenschmieden usw.). Diese Staatsmonopole rotteten den Mittelstand ganz und gar aus."

Soweit Dr. G. W. Schiele. Er täuscht sich in einem Punkte: sein Angriff sollte nicht den Staatsmonopolen gelten, sondern ihren Ursachen, den sinkenden Preisen und ihren Folgen.

In dieser Zeit des Niedergangs fällt uns die Gestalt des Kaisers Konstantin auf — Konstantins des Großen. Ihm gegenüber stand in Westrom schließlich noch Maxentius. „Konstantin war ein skrupelloser Gewaltmensch, dessen mörderischer Egoismus kein höheres Ziel kannte als die Macht; der in der rücksichtlosen Verfolgung dieses Zieles Ströme Blutes vergossen hat und selbst an den nächststehenden, seinem Sohne Crispus, seiner Gattin Fausta und — trotz feierlichen Eidschwurs! — an seinem Schwager Licinus sowie an seinem Neffen, einem elfjährigen Knaben, zum Henker geworden ist." Er beseitigte auf diese Weise alle andern Gegner seiner Alleinherrschaft. (R. v. Poelmann, S. 611.) Konstantin hat sein Reich zur

Blüte gebracht, aber auch zur Zeit des Kaisers Maxentius war in Westrom vorübergehend ein allgemeines Aufleben festzustellen. Seeck berichtet (Untergang der antiken Welt, S. 100), daß Maxentius gleich im Anfang seiner Regierung die Münzen leichter schlagen ließ. „In den sechs Jahren seiner Regierung sanken sie allmählich auf einen Sechstel ihres Gewichts herab.“

Diese Maßnahme hat deswegen wahrscheinlich nicht besonders viel genützt, weil die Münzen einfach als Ware, als Metall genommen und gewogen wurden und eine wirkliche Vermehrung des Geldes dadurch nicht hervorgerufen werden konnte. Anders hätte es gewirkt, wenn er sie eingeschmolzen und dabei mit unedlen Metallen so vermischt hätte, daß es nicht bemerkt worden wäre. Diese wäre eine wirkliche Vermehrung des Geldes gewesen. Immerhin hatte das kleinere Ausschlagen der Münzen den Vorteil, daß nun mehr Stücke in Umlauf kamen und dadurch auch kleinere und nicht teure Ware wieder mit Geld umgesetzt werden konnten. Es war also immerhin doch eine Erleichterung des Geschäftsverkehrs da, und Seek berichtet denn auch, daß „seine Regierung fest stand. Nachdem Maxentius drei Kaiser, von denen zwei mit überlegener Heeresmacht herangezogen waren, und der dritte gegen ihn die Autorität des Vaters geltend machen konnte, fast spielend hatte abtun können, hielt jeder außer Konstantin ihn für unangreifbar.“ (Seeck, S. 100.)

Zu größerer Blüte als Maxentius brachte jedoch Konstantin sein oströmisches Reich. Und wie? „Zahlreiche Tempel wurden des kostbaren Metallschmuckes und einer Menge von Bildwerken beraubt, um sie in die fiskalischen Schmelzöfen oder in die Münze zu schicken.“ „Die Altgläubigen mußten es voll Ingrimm mit ansehen, wie die ehrwürdigen Statuen mit Stricken aus den Tempeln gezogen wurden.“ So wurden „die ungeheuren Kosten der Gründung Konstantinopels aus den eingezogenen Tempelschätzen bestritten.“ (Beloch, S. 612.) Konstantin brauchte 60,000 Pfund Gold für den Bau von Konstantinopel und deswegen fand „der großartigste Kunstraub im ganzen Reiche statt“. (Weiß III S. 425.) Und Roscher erwähnt „das Sinken des Geldwertes unter Kon-

stantin, als die Kleinodien der heidnischen Tempel vermünzt wurden". (S. 402.)

Doch konnte auch hier die Blüte nur vorübergehend sein. Das zeigt uns eine Bemerkung von Seeck (Untergang der römischen Welt, Bd. VI, S. 51), worin von den ewigen Geldsorgen Konstantins die Rede ist. „Der Silber- und Goldschmuck der Götterbilder, der überall zusammengesucht und eingeschmolzen wurde, wirkte nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein und der wohlwollende Mann, der keinem Bittenden Nein zu sagen vermochte, mußte den geleerten Säckel durch harten Steuerdruck aus den Taschen seiner Untertanen wieder füllen." Steuerdruck empfindet man jedoch zu Zeiten steigender Preise kaum. Bezeichnend ist dann wieder die folgende Stelle bei Seeck (VI S. 52): „Am Schluß seiner Regierung zwang ihn seine unverbesserliche Verschwendungssucht sogar zu einer Verschlechterung seiner Münzen, obschon er schon in seinen ersten Jahren hätte erproben können, wie zweischneidig und wenig wirksam dieses Hilfsmittel war."

Doch bekennt immerhin anderseits Seeck doch wieder — im Gegensatz zu diesem Tadel, und eher in Uebereinstimmung mit unserer Ansicht über die Vermehrung des Geldes, daß Konstantin, „soweit seine Gesetzgebung Fragen der Volkswirtschaft und der Verwaltung regelte, sie mitunter von praktischem Scharfblick zeugten."

Es ist sicher kein Zufall, daß kein einziger Fürst den Beinamen „der Große" erhalten hat, der nicht entweder in einer Zeit steigenden Geldumlaufs geboren wurde oder aber dann den Geldumlauf zu Beginne seiner Regierung so oder anders vermehrte.

Doch der Lichtblick unter der Regierung Konstantins verging; der Zerfall schritt weiter vor sich. „Unter der Regierung Justinians (527—565) machte sich eine schnelle Abnahme sowohl des angelegten, wie auch des zirkulierenden Kapitals bemerkbar, welches den nationalen Reichtum darstellte. Folglich waren seine Einnahmen geringer als seine Ausgaben. Es wurde daher auf jegliche Weise versucht, dem Volke alles Gold oder Silber, das sich noch in seinem Besitze befand, abzuzwingen; es kam vor, daß Väter ihre Töchter den Steuereintreibern feilboten, um

sich vor ihnen zu schützen.“ So Gibbon, der bekannte Historiker.

So sehen wir denn in dieser Zeit der allgemeinen Geldverminderung einen Abbau alles geistigen Lebens, aller Kunst, aller Philosophie, vor allem aber aller Weitherzigkeit und Großzügigkeit. Erst werden die Grundlagen des Wirtschaftslebens erschüttert. Abwarten wird die allgemeine Losung und schon macht sich dieses Abwarten als Arbeitslosigkeit bemerkbar. Dann setzt die Verschatzung des noch vorhandenen Geldes ein und verschlimmert damit die Wirtschaftslage. Die Lehrenden, die Künstler erhalten keine Beschäftigung mehr. Die alte Philosophie der Lebensfreude und der frohen Arbeit wird „überlebt“, es tritt an ihre Stelle die Weltflucht und an die Stelle der neuen Tat die Beharrung, die Flucht in sich selber, die bescheidene Beschränkung. Die freiheitlichen Naturen, die sich nach außen wie nach innen entwickeln möchten, werden zermürbt und geknickt, während diejenigen gedeihen, die entweder von Grund auf zur Verkümmerung neigen oder schlau genug sind, aus der Not eine Tugend zu machen.

Karl der Große.

In den Jahrhunderten von der beginnenden Geldverminderung zu Anfang der christlichen Zeitrechnung bis zur Geldvermehrung in der Renaissance finden wir nur ein großes Aufflackern: im Reiche Karls des Großen.

Diese Blüte ist eingeleitet worden durch Pippin, der im Jahr 755 an Stelle der Goldwährung die Silberwährung einführte. Damit erreichte er, daß die „Stückelung“, wie man heute sagt, eine andere wurde. Die Stückzahl des Geldes vermehrte sich; die Wirkung war also eine ähnliche, wie wenn heute nach einer Zeit des Kleingeldmangels plötzlich für einige Tausendernoten kleinere Noten in den Verkehr kämen: dadurch wird der Handel erleichtert; was vorher nicht gegen Geld austauschbar war, kann jetzt ein Handelsgegenstand werden.

Wir erinnern uns, daß auch Philipp, der Vater Alexanders des Großen, die gleiche Maßregel durchführte.

Von welcher Wichtigkeit eine solche Aenderung ist, geht daraus hervor, daß man für eine Menge Silber, wie man

sie heute zum Ausprägen von 4—5 Franken braucht, zur Zeit Karls des Großen eine Kuh kaufen konnte.

Inama-von Sternegg gibt in seiner „Deutschen Wirtschaftsgeschichte" folgende Preisangaben aus der Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts:

1 Pferd	= 327,456	Gr. Silber	(Fr. 65.—)
1 Ochse	= 716,290	„ „	(Fr. 14.—)
1 Schwein	= 187,605	„ „	(Fr. 3.50)
1 Widder	= 153,495	„ „	(Fr. 3.—)
1 Schaf	= 102,330	„ „	(Fr. 2.—)
1 Frischling	= 68,220	„ „	(Fr. 1.20)

Es ist einleuchtend, daß unter solchen Umständen der Handel mit kleineren Gegenständen beinahe unmöglich war, ganz besonders dann, wenn Gold als Tauschmittel dienen sollte. So wird denn auch übereinstimmend berichtet, daß bei den Germanen das Gold und auch das Silber nicht eigentlich als Tauschmittel, sondern fast ausschließlich als Schatzmittel verwendet worden sei. Daraus erklärt es sich auch, daß der Zins bei den Germanen nicht bekannt war und auch noch heute bei den Chinesen wenig bekannt ist. Nur im regelmäßigen Austausch, als unentbehrliches Tauschmittel, kann Geld den Zins erzwingen und verführt die Menschen zum Mammonismus.

Nach dieser Verbesserung des Geldwesens durch Pippin kam dann Karl der Große. Für seine Regierung war der Sieg über die Avaren von entscheidender Bedeutung. Einhart schreibt darüber in seiner Lebensgeschichte Karls: „Alles Geld und die seit langer Zeit angehäuften Schätze fielen in die Hände der Franken und durch keinen Krieg, soweit Menschengedenken reicht, erbeuteten diese so große Reichtümer. Denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, wurden sie dadurch beinahe reich, denn sie machten in den Schlachten so kostbare Beute, daß man wohl glauben durfte, nach Recht und Gerechtigkeit haben die Franken den Hunnen das genommen, was diese früher den Franken ungerechterweise geraubt hatten." (Einhart, das Leben Karls des Großen, Kap. 13.)

„Der Zufluß dieses vielen edlen Metalles bewirkte, so berichtet Dr. J. B. v. Weiß (Weltgeschichte, Bd. IV, Graz 1891), daß das Silber im ganzen Frankenreich um ein

Drittel seines Wertes fiel." Anders gesehen, stiegen die Preise um etwa 30%. Auch Roscher bemerkt: „Die Besiegung der Avaren scheint bei den Franken vorübergehend eine beträchtliche Wohlfeilheit der edlen Metalle bewirkt zu haben." (S. 403.)

Unter solchen Umständen ist zweierlei zu erwarten: ein allgemeines Aufblühen von Handel, Verkehr und Arbeitsteilung und nachher ein erneuter Abstieg, sobald der Antrieb neuer Funde fehlt, die Kaufkraft der Edelmetalle wieder steigt und somit das Hamstern von Gold und Silber wieder lohnend wird.

Wirth (der Gang der Weltgeschichte S. 303) berichtet: „Karl der Große eröffnete einen Verkehr mit Bagdad, wo er durch Uebersendung von Wollwaren an Harun al Raschid dem flämischen Gewerbefleiß Reklame machte. . . In Schweden wurden tausende von arabischen Münzen gefunden, die aus der Zeit Haruns und seiner Nachfolger stammen."

Wie ein belebender Regen wirkte somit der „Hunnenschatz" auf die Volkswirtschaft. Aber wie stark ins Kraut geschossene Pflanzen verdorren, wenn der Regen ausbleibt, so verfiel auch die aufstrebende Wirtschaft des Frankenreiches wieder. Es mußten noch einmal 600 Jahre verstreichen, bis eine neue Blüte möglich wurde, die dann infolge andauernden Geldzuflusses bis in die Gegenwart hinein Bestand hatte. Wir meinen die Zeit der Renaissance, die auch durch einen neuen Geldzufluß eingeleitet worden ist.

Bezeichnenderweise vergleicht Pflugk-Hartung (Weltgeschichte S. 82) die Zeit Karls des Großen mit der Zeit der Renaissance: „Man benutzte Vorlagen der Antike für Kunst und Wissenschaft, aber nicht wie später in kirchlichem Sinne, sondern rein menschlich, wie dereinst in der Renaissance. Auf allen Gebieten ist er tätig, im Schulwesen, in der Musik, in Baukunst, Malerei, Plastik, Kunstgewerbe, in Schrift, Münze, Siegel, Geschichtsschreibung, Dichtung, in Gesetzgebung, Verwaltung, Kirchendisziplin und kirchlichem Dogma. Vom antiken Rom wurde Karl aufs tiefste beeinflußt, aber nur im Sinn des Klassischen und Schönen."

In der Folge sehen wir jedoch bald wieder die Folgen eines Preisrückschlags infolge des Fehlens weiterer Geld-

zufuhr. Schon gegen Ende seiner Regierung, schreibt Pflugk-Hartung, zeigten sich bedenkliche Spuren des Verfalls. „Je mehr aber der Bauer verarmte, desto unwiderstehlicher wuchsen die Großen empor, weltliche und kirchliche. „Die kleineren und mittleren Besitzer erlagen massenhaft den Lasten. Die Willkür und Habsucht der Grafen beschleunigte die Bewegung und trieb Unzählige in die Abhängigkeit der Mächtigen (S. 85). Die Nachkommen dieser „Mächtigen" sehen wir jedoch in einer andern Zeitspanne unter dem Einfluß einer aufsteigenden Preisentwicklung untergehen und ihre Erben sind die Bauern.

Unter dem Einfluß sinkender Preise nimmt immer der Großgrundbesitz zu. Die Kleinbauern vermögen sich nicht mehr zu halten und ihr Besitz fällt den größern zu. Wir werden diese Entwicklung besonders deutlich in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts sehen.

Auch zur Zeit vor und nach Karl dem Großen können wir aus unverdächtiger Quelle diese Erscheinung feststellen. Prof. Dr. Hans Fehr schreibt in seiner „Rechtsgeschichte" (Berlin 1921, S. 36): „In der Merowingerzeit und zu Beginn der Karolingerepoche nimmt die Grundherrschaft dauernd zu auf Kosten der Bauerngüter... Zahlreiche Einzelgüter, ja ganze Dörfer geraten in grundherrliche Abhängigkeit." — Es entwickeln sich da also ähnliche Verhältnisse wie unter der Geldverminderung unter Joseph! Später schildert Fehr (S. 37), wie die Bauern sich immer besser halten konnten und stellt schließlich fest: „Die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit der Bauern nahm zu" — was genau übereinstimmt mit den Erscheinungen, die man bei nicht allzurasch steigendem Geldumlauf immer wahrnehmen kann.

Von Karl dem Großen bis zur Renaissance.

Nach dem Tode Karls des Großen schlugen das heutige Deutschland und das heutige Frankreich verschiedene Wege ein. Deutschland zerfiel in eine Reihe kleinerer Staaten mit großer Selbständigkeit, Frankreich dagegen einigte sich unter einer starken Hand. Und es ist wieder höchst bezeichnend, wie diese oberste Gewalt in erster Linie wieder auf das Geldwesen greift. Während bis zum 13. Jahrhundert das Münzrecht noch in den Händen zahlreicher Barone und

Prälaten lag, ja sogar im Besitz städtischer Bürger, hat dann Ludwig IX. den 80 Münzstätten das Recht entzogen, ihre Münzen außerhalb ihrer eigenen Bezirke umlaufen zu lassen, während umgekehrt die königlichen Münzen im ganzen Reiche Umlaufszwang hatten. Frankreich erhielt also eine Reichswährung. Philipp der Schöne zwang die Barone, seine schlechten Münzen neben den ihrigen umlaufen zu lassen, die sie nicht verschlechtern durften. Die Folge war, daß nur noch die Reichsmünzen umliefen, weil die bessern der Barone als Schatzmittel gehamstert wurden, da sie zwangsweise nicht mehr gelten sollten als die königlichen Münzen. Unter Ludwig X. wurde schon der Gedanke angeregt, das Münzrecht überhaupt allen andern Stellen zu entziehen; doch begnügte man sich dann mit der Verminderung der Münzstätten auf 29 und genauen Vorschriften über den Fuß und das Gepräge der von ihnen auszugebenden Münzen. Unter den folgenden Königen kaufte die Krone vielen Baronen das Münzrecht ab und da überdies die großen Vasallenherrschaften allmählich mit dem unmittelbar königlichen Gebiete verschmolzen wurde — die Eidgenossen haben durch ihren Sieg über Karl den Kühnen wesentlich dazu mitgeholfen! — so war die Einheit der Münzherrschaft seit dem 15. Jahrhundert vollkommen erreicht. (Elster, Handwörterbuch der Volkswirtschaft, VI, S. 819.) Der Geldumlauf in Frankreich erfreute sich immer großer Aufmerksamkeit. So verboten königliche Ordonnanzen von 1304, 1309, 1322, 1332, die Ausfuhr von Gold, erlaubten jedoch die Ausfuhr von schlechten Münzen!

Es ist mir nicht möglich gewesen, die Auswirkungen der Münzpolitik seiner Könige auf die Geschichte Frankreichs näher zu untersuchen. Jedenfalls ist aber sicher, daß diese Reichsmünzen Frankreichs Handel und Gewerbe begünstigt haben müssen, indem sie alle Handelsbeziehungen vereinfachten. Ferner wird auch (von Elster VI, S. 822) ein langsames und andauerndes Sinken des Silbergehalts dieser Reichsmünzen gemeldet. Daraus läßt sich eine verhältnismäßige Besserstellung der französischen Schuldner gegenüber denen in anderen Ländern entnehmen, wo das Geld nicht durch Beimischung unedler Metalle vermehrt

wurde. Ob jedoch diese Vermehrung des Münzmetalles durch solchen Zusatz hinreichend gewesen ist, um die Preise zu halten oder gar zu heben, ist eine Frage. Wahrscheinlich hat diese Münzverschlechterung auch viel Beunruhigung erzeugt.

In ähnlicher Weise wie in Frankreich vollzog sich auch in England schon früher eine Einigung. Unter den frühmittelalterlichen Fürsten wurde das Münzrecht an die Barone verliehen, einige nahmen es sich auch selber heraus. Dann aber zog das Parlament das Münzrecht an sich — höchst bezeichnend — denn damit war die Macht des Königs, soweit sie sich auf die Einnahmen aus dem Geldwesen stützen konnte, gebrochen und auf das Parlament übertragen. Später hat es diese Macht an die Bank von England, eine Genossenschaft, und die hinter ihr stehenden Goldlieferanten abgetreten.

Ganz anders standen die Dinge in Deutschland. Hier fehlte die starke Hand; ein einheitliches Geld wurde nicht erreicht bis ins 19. Jahrhundert; Goethes Wunsch, daß ein Geld kommen möchte und damit Deutschland einig machen würde, ging erst lange nach seinem Tode in Erfüllung.

Es wäre zu viel behauptet, wenn man die Vereinheitlichung des Geldwesens in Frankreich und England als Ursache der Einigung und Einheitlichkeit dieser beiden Länder und ihres Zusammenschlusses zu einem Nationalstaat hinstellen wollte. Aber man kann anderseits auch nicht sagen, daß die Vereinheitlichung eines Reiches ohne Vereinheitlichung des Geldes möglich sei. Vielmehr zeigt uns die Geschichte des Jahres 1923 in Deutschland so besonders deutlich, wie schnell Pfuschereien im Geldwesen ein schon geeinigtes Reich wieder auseinandertreiben können.

Die Preisentwicklung des früheren Mittelalters ist außerordentlich schwer zu ermitteln. Die Preisbewegungen sind infolge der Verschiedenheit der Geldsorten fast nicht festzustellen. Es ist möglich, daß in einem Bezirk eine starke Geldverschlechterung mit dem daraus sich ergebenden Preisaufstieg in der gleichen Zeit stattfindet, wo das gut ausgeprägte Geld eines andern Landes in dieses erstgenannte hineingesandt wird, weil es da viel kauft. Die Folge ist

eine Preissenkung infolge Geldmangels im letzteren Lande, verbunden mit einer starken Wareneinfuhr, die dem Handwerk zum Verderben wird. So können im ganzen Mittelalter Preissteigerungen und Preissenkungen unmittelbar nebeneinander vorkommen und die üblichen, einander entgegengesetzten Folgen herbeiführen.

Wir haben diese Erscheinung in der Weltwirtschaft kennen gelernt seit 1920. Da hatten einzelne Länder, wie Deutschland, Frankreich und Belgien infolge der Geldvermehrung gute Zeiten, während in der gleichen Zeit die Vereinigten Staaten, England, Tschechien und die Schweiz infolge der Geldverminderung unter der größten Absatzstockung, unter Geldstreik und Arbeitslosigkeit litten. Einen Weltmarktpreis hatten wir nicht, sondern nur eine Reihe von nationalen Durchschnittspreisständen. So stand es auch im Mittelalter, nur mit dem Unterschied, daß diese von Bezirk zu Bezirk verschiedenen Preisstände nicht ermittelt wurden.

Wie man aber auch heute eine allgemeine Verschiebung der Kaufkraft der gebräuchlichen Währungsmetalle gegenüber den Waren feststellen kann, so auch damals. Dabei muß man sich jedoch klar vor Augen halten, daß diese Verschiebung nach oben oder nach unten in einzelnen Ländern vollständig ins Gegenteil verkehrt werden konnte durch die nationale Münzpolitik. Wie es unmöglich ist, für die heutige Preisbewegung auf dem Weltmarkt eine allgemein gültige Regel aufzustellen und beispielsweise zu sagen, von 1914 bis 1920 seien die Preise überall gestiegen und bis 1923 seien sie überall wieder gefallen, weil Deutschland und Frankreich eben eine anders gerichtete Geldpolitik betrieben, so ist es auch unmöglich, für das Deutschland des Mittelalters allgemein bindende Sätze aufzustellen. Ebenso unmöglich ist es aber auch hier, im Großen und Ganzen Rückschlüsse auf den Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse mit der Verwaltung des Geldwesens zu ziehen. Nur dann ist das möglich, wenn sich die Kaufkraft der Edelmetalle ganz ausgeprägt und längere Zeit in einer Richtung bewegt. Da kann angenommen werden, daß die kleineren Schwankungen innerer Art im großen Strom verschwinden.

Ueber die Preisgeschichte des Mittelalters sagt Elster zusammenfassend: „Preissteigerung vom 8. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, dann Preisermäßigung bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, die nur im unmittelbaren Ausgang des 15. Jahrhunderts etwas unterbrochen wird, wo vornehmlich die Getreidepreise wieder emporschnellen, bis im Anfang des 16. Jahrhunderts der relativ niedrigste Stand des Preisniveaus erreicht ist."

Wie schwer es aber ist, richtige Preisangaben zu erhalten, die einen Rückschluß auf die Preisbewegung erlauben, ersieht man aus der Angabe, die wir ebenfalls in Elsters Handbuch finden, wonach in England im 13. Jahrhundert die Preise des Getreides um das 56fache, im 14. Jahrhundert um das 40fache, im 15. um das 20fache schwankten, dagegen im 16. um das 8fache, im 17. um das 3½fache, im 18. um das 4½fache und im 19. um das 4fache. Oder jene andere Tatsache, daß die Jahre 1348 bis 1355 in Deutschland 73 Münzänderungen aufweisen, durchschnittlich etwas mehr als 10 im Jahr, wodurch einmal innerhalb eines Jahres die Mark Silber von vier auf über 17 stieg und dann wieder auf 4 fiel.

Soviel scheint aber aus allen Preiszusammenstellungen hervorzugehen, daß das Ansteigen der Preise vom achten Jahrhundert bis zum Anfang des 16. nicht sehr stark gewesen sein kann.

Die folgende Uebersicht aus Elsters Handbuch gibt uns ein Bild der Entwicklung in England.

1261—70:	18	sh.	—	d.	1391—1400:	23	sh.	15	d.
1271—80:	21	„	1	„	1401—10:	29	„	2	„
1281—90:	18	„	16	„	1411—20:	27	„	19	„
1291—1300:	19	„	19	„	1421—30:	25	„	1	„
1301—10:	21	„	—	„	1431—40:	26	„	17	„
1311—20:	26	„	2	„	1441—50:	26	„	12	„
1321—30:	25	„	13	„	1451—60:	26	„	17	„
1334—40:	19	„	16	„	1461—70:	28	„	16	„
1341—50:	19	„	9	„	1471—80:	24	„	16	„
1351—60:	23	„	6	„	1481—90:	25	„	10	„
1361—70:	28	„	15	„	1491—1500:	23	„	12	„
1371—80:	25	„	10	„	1501—10:	30	„	—	„
1381—90:	22	„	8	„					

Die angegebenen Zahlen sind die Summe der Preise für einen hl Weizen, einen Ochsen, ein Schaf und für Wolle. Von einer wesentlichen Steigerung kann keine Rede sein, und zieht man die Tatsache in Berücksichtigung, daß eine kleinere Preissteigerung als 5% im Jahr den Geldumlauf wesentlich stört und hindert, so versteht man das Darniederliegen der ganzen Geld-Wirtschaft im frühen Mittelalter vollkommen.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die ganze Volkswirtschaft darniederliegen müsse. Und warum nicht? Weil Geld-Wirtschaft und Volks-Wirtschaft nicht unter allen Umständen ein und dasselbe ist. Es bildete sich unter der Lehensherrschaft der nachkarolingischen Zeit eine Wirtschaft aus, die halb Tauschwirtschaft und halb Naturalwirtschaft war. Die durch die Lehensherren eingezogenen Abgaben wurden gelegentlich zu Prachtbauten verwendet, und die romanischen Dome des 11. und 12. Jahrhunderts verdanken diesen einheitlich zusammengefaßten und verwendeten Abgaben ihre Entstehung. Die Zinslasten und Steuern wurden im Mittelalter für Kirchen, im 19. Jahrhundert für Schulhäuser und im 20. Jahrhundert, nach genügender zinswirtschaftlicher Gewöhnung und Schulung des Volkes, zu Bankpalästen und Staats-Verwaltungsgebäuden verwendet. So ändern sich die Zeiten, nur Zins und Steuern bleiben. Im allgemeinen ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der chinesischen und der mittelalterlichen Welt unverkennbar. In beiden ein Genügen an dem, was der Tag bringt, in beiden eine Beharrung auf einer einmal erreichten Höhe, in beiden starke Bindungen religiöser Art und eine stark von diesen Bindungen beeinflußte Kunst. Und wie dem chinesischen Wirtschaftsleben, so kann auch dem mittelalterlichen viel Schönes und Gutes nicht abgesprochen werden. So schreibt R. H. Francé (Der Weg der Kultur, S. 60): „Ich glaube den Beweis erbracht zu haben, daß in diesem Gemeinwesen (Dinkelsbühl), sowie in den 60 anderen deutschen Reichsstädten, in den 100 Stadtrepubliken des Renaissanceitaliens, in den 250 Städten Großgriechenlands einmal wenigstens ein Optimum (Bestmöglichstes) der Menschlichkeit erreicht worden war."

Die beiden Wirtschaften haben Eines gemeinsam, das vielleicht zur Erklärung dieser Erscheinung genügen könnte: in beiden ist eine gewisse Ausgeglichenheit des Wirtschaftslebens eingetreten. Weder geht der Geldumlauf soweit und so stark zurück, daß er das Volk in Verwirrung und Verzweiflung infolge der rasch sinkenden Preise treibt, noch steigt er an, so daß das Entlehnen von Geld gegen Zins zum Betrieb eines Geschäftes lohnend und damit lockend wäre. Dadurch entsteht der sonderbare Zustand, daß Geld häufig zinslos ausgeliehen wird — meist jedoch gar nicht. Vermutlich ist ein Volk, das lange unter der Zinswirtschaft bei steigenden Preisen lebte, viel weniger gesonnen, sein Geld ohne Zins auszuleihen und läßt es lieber im Kasten liegen, wodurch die größte Not entsteht, während ein Volk ohne diese lange Gewöhnung sein Geld guten Bekannten oder Verwandten gerne zur Verfügung stellt, wie das Simon in seinem „Paradies der Arbeit" für China gezeigt hat.

Es braucht einen verhältnismäßig geringen Antrieb von der Geldseite her, um auf diesem gesättigten Boden eine erfreuliche Wirtschaft aufblühen zu lassen. Elster berichtet eine Steigerung der Preise gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Francé erzählt über diese Zeitspanne in seiner „Chronik von Dinkelsbühl": „Ein wunderbarer Volksfrühling trieb damals Blüten, die der Gegenwart fast unbegreiflich scheinen. Vom süddeutschen Boden, vom schwäbisch-fränkischen Winkel her überzog sich der deutsche Boden mit einem Netz freier Städte, von denen man mit Stolz und absoluter Sicherheit sagen kann, daß sie die deutsche Kultur des Bürgertums geschaffen haben.

„Alle großen Deutschen, auf deren Wirken sich die spezifisch deutsche Kultur aufbaut, entstammen diesem Boden: Dürer, die großen Alchimisten, die Humanisten, Grünewald, die Dombaumeister, Gutenberg, Paracelsus, die Fugger und Welser, Veit Stooß und Jürg Syrlin, Luther, Holbein, Jörg Ganghofer, Keppler..."

Woher kam nun die Preissteigerung in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts? Dabei muß zum Vornherein gesagt werden, daß sie nicht allgemein war, sondern daß sie außer in Deutschland nur noch in Italien bemerkbar ist. Die Er-

klärung für Deutschland gibt uns Lassar-Cohn (Gold und Papiergeld S. 35), indem er berichtet, wie in „Böhmen und Sachsen sehr reiche Silbergruben entdeckt wurden, und sie ermöglichten, so viele Silbermünzen zu schlagen, daß es wieder bequemer wurde, größere Zahlungen mit Silbermünzen statt mit Goldmünzen zu bezahlen. Namentlich im böhmischen Orte Joachimstal wurden viele Silbermünzen geprägt, und diese, Joachimstaler genannt, kamen weit umher. Allmählich kürzte man ihren Namen in das Wort Taler ab, und aus Taler hat sich auch das Wort Dollar gebildet." In ähnlicher Weise berichtet auch A. Wirth (der Gang der Weltgeschichte; S. 460): „Eine vierte Blüte ist, in der Entwicklungsstufe genau der athenisch-mazedonischen Periode entsprechend, seit 1300 n. Chr. Zwar wurde schon seit den Saliern der Rammelsberg ausgebeutet. Allein für die Politik kam das doch kaum in Betracht. Ebensowenig, daß um 1200 thüringische Bergleute nach dem Valsugana auswanderten, um dort einen Betrieb einzuführen. Eher schon, daß damals sächsische Knappen nach Serbien kamen. Mit der besseren Entwicklung der Technik kam auch der Bergbau auf eine höhere Stufe. Um 1280 wurde bei Göllnitz in Oberungarn am Zenderling Quecksilber gegraben; die Arbeiter waren aus Sachsen eingeführt. Zwischen 1280 und 1320 begann man in Schmöllnitz Kupfer zu schürfen. Zugleich machte man eine wichtige Entdeckung. In der Zeit zwischen 1300 und 1345 wurde nämlich zum ersten mal Quecksilber für das Amalgamieren der Golderze benutzt, eine Entdeckung, die der Zinnlegierung seit rund 2000 Jahren gleichzustellen ist. Im Jahre 1395 war so viel Quecksilber erbohrt worden, daß sein Wert um 40% niedriger war als um 1350. Im 14. und 15. Jahrhundert nahm gleichermaßen die Silberförderung einen starken Aufschwung. Die Hauptvorkommen waren damals in Ungarn und in Tirol. Durch den Besitz derartiger Silbergruben sind die Führer und die Fugger in die Höhe gekommen; zum mindesten war dieser Besitz ebenso wichtig wie der Gewinn, den die Augsburger Herren aus dem Handel zogen. Jetzt begannen die kostbaren Metalle auch für die Politik von Wichtigkeit zu werden. Fugger wurde der Gläubiger von Fürsten. Er schrieb mit großem Selbst-

gefühl an Karl V.: „Alle Welt weiß, daß Eure Majestät nur durch mich die Kaiserkrone erlangt hat." —

Diese Geldvermehrung in Deutschland hatte in Italien ihren Vorläufer infolge der dortigen Geldverschlechterung. „In Florenz ist der Grosso (eine ungewöhnlich große Silbermünze) von 1252—1347 auf ein Drittel seines ursprünglichen Feingehalts gesunken", berichtet Dr. Karl Helfferich (Das Geld, S. 43). Damit war dort der Geschäftsbetrieb wieder einträglich oder zum mindesten möglich geworden. „Der sich immer mehr ausdehnende Handel der oberitalienischen Städte wie Genua und Pisa mit Kleinasien brachte von dort wieder größere Mengen von Gold nach Europa, und Florenz ist die erste Stadt gewesen, die im Abendlande wieder Goldmünzen und zwar seit dem Jahre 1252 geprägt hat. Von dieser Stadt bekamen sie den Namen Fiorini, oder Florin". (Lassar-Cohn S. 34.)

Der Palazzo di San Giorgio, in dem 1922 die Genueser Konferenz abgehalten wurde, ist der gleiche Palast, der 1451 der Sitz der Bank von San Giorgio wurde, die Hochburg des Geldwesens, mit dessen Wiederbelebung die Neuzeit einsetzte. Die Genuesen waren die ersten, die das Bankwesen ausbildeten und vom Italienischen haben wir eine ganze Reihe von Ausdrücken aus dem Geldwesen übernommen. Die Bank war lange Zeit das Rückgrat des genuesischen Staates, in ihrem Besitz und ihrer Verwaltung befanden sich die spätern großen Eroberungen am schwarzen Meer, in der griechischen Inselwelt, in Kleinasien und Ligurien.

So führte die systematische Geldvermehrung in Italien zur Wiederbelebung alles wirtschaftlichen und dann auch alles geistigen Lebens.

Wer zum ersten Mal von diesen Dingen durch die einzigartige Schrift von Silvio Gesell „Gold und Frieden" hört, und dort den Satz findet, daß „die Wiedergeburt, die Renaissance, der größten Erfindung aller Zeiten, der Erfindung unechter Münzen zuzuschreiben ist und daß die Falschmünzerei Rom, ganz Europa aus dem mittelalterlichen Winterschlafe weckte", der ist nicht so ganz überzeugt, daß Gesell Recht habe. Denn uns fehlt fast immer die Einsicht in das Denken des Geschäftsmannes,

und diesem fehlt seinerseits in dem harten Kampf ums Dasein die Zeit, sich mit den seelischen Voraussetzungen seiner Tätigkeit auseinanderzusetzen. Nur einem besonders begnadeten Kaufmann war es deshalb möglich, zu erkennen, was ein Fachmann wie Helfferich als Frucht eingehender Studien schrieb: „Die Entdeckung der neuen Welt mit ihrem alle früheren Vorstellungen weit übertreffenden Edelmetallreichtum hat eine neue Aera eingeleitet, die hinsichtlich der Größe der Verhältnisse mit den frühern Zeiten überhaupt nicht mehr zu vergleichen ist. Vorbereitet war dieser völlige Umschwung schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch eine eminente Zunahme der Edelmetallgewinnung selbst.“ (Das Geld, VI. Aufl. 1923 S. 84.)

Jakob Strieder stellt in seinen „Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen“ (München 1925) fest, daß „der Bergbau und der Erzhandel seit den letzten Jahrzehnten des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchaus den bedeutendsten Zweig der Wirtschaft des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation ausmachte (S. 3). Seine Bedeutung kann nicht leicht überschätzt werden (S. 38).

Es war nicht zu viel gesagt, wenn Karl V. in einem Mandat vom 13. Mai 1525 die Bergwerke als die größte Gabe und Nutzbarkeit nannte, „so der Almechtig teutschen Landen mitgeteilt.“ — Die Silberproduktion im Heiligen Römischen Reich übertraf die Gesamtproduktion der übrigen Erdteile. — Die Blüte einzelner deutscher Landschaften und Fürstentümer beruhte durchaus auf dem Bergbau. Die fortgeschrittene sächsische Volkswirtschaft des 16. Jahrhunderts .... ist nicht denkbar ohne das Silbererz.... Auf dieser wirtschaftlichen Blüte wiederum erwuchs Sachsens hervorragende politische Stellung unter den deutschen Staaten des 16. Jahrhunderts. Ebenso können wir uns das Emporsteigen des Hauses Habsburg zur Weltmacht um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts nur schwer denken ohne den Silberstrom, der, aus Tirol fließend, die habsburgischen Söldnerscharen bezahlte....“

Wie das Münzmetall die Länder bereichert und andere

von ihnen abhängig macht, zeigt die weitere Bemerkung von Strieder (S. 7): „Im 16. Jahrhundert blickte die englische Regierung mit Vorliebe nach Süddeutschland, wenn es galt, auswärtiges Kapital und fremde Unternehmungslust für die Ausdehnung des englischen Bergbaues und Erzhandels nutzbar zu machen."

Mit dem Wechsel der Goldfundstätten hat sich auch ein Wechsel in der Bedeutung der einzelnen Wirtschaftsgebiete vollzogen.

So faßt denn Silvio Gesell das Wesentliche dieses Zeitabschnittes und seiner Lehren für die Gegenwart wohl am besten zusammen, wenn er schreibt:

„Die Künstler, Erfinder, Kaufherren der Renaissance sind Wirkungen, keine Ursachen. Dichter, Erfinder werden zu allen Zeiten geboren. Ist die große Hebamme — Geld — zur Stelle, so gedeihen sie, entfalten ihre Kräfte, sonst aber gehen sie zu Grunde. Die wahre Ursache der Renaissance lag also tiefer. Sie muß in der Tatsache erkannt werden, daß man im 15. Jahrhundert überall in Europa und namentlich in Italien daran ging, das wenige, von der Römerzeit herübergerettete Geld durch Zusatz von Kupfer zu vermehren und diesen unechten Münzen trotzdem die volle gesetzliche Zahlkraft zumaß. So machte man aus einem Taler deren 3, 5, 10, 50 und mehr, und mit den so geprägten Talern konnten sich alle ihrer Schulden entledigen. Das Jubeljahr der Juden in anderer, verbesserter Form. Das Quantum Geld wuchs, es sickerte in breitere Volksschichten. Die Preise der Waren, die seit Augustus Zeiten ständig en baisse notierten und den Handel gefährlich, ja rechnerisch unmöglich machten, die zogen jetzt an. Den Kaufleuten, die es jetzt wagten, einen Wechsel zu zeichnen, stand das Schuldgefängnis nicht mehr in sicherer Aussicht. Die Preise zogen ja an, folglich lag aller Wahrscheinlichkeit nach der Verkaufspreis über dem Einstandspreis: dank dem Kupfer, das die Fürsten, natürlich aus reiner Profitsucht, den Münzen zusetzten, war der Handel wieder rechnerisch möglich. So lange die Fürsten gemeinsame Sache mit den Kippern und Wippern machten und Schinderlinge auf den Markt brachten, sogenannte Falschmünzerei betrieben, konnte man

sich wieder auf die Arbeitsteilung einrichten, konnte die Welt wieder aufatmen. Hier paßt das Wort: der Schinderling war von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Waren es auch nicht die korrupten Fürsten, die Rom zu Grunde regierten, so waren es diesmal doch die korrupten Fürsten, die Rom wieder aufrichteten. Der Schinderling gab der Arbeitsteilung wieder Luft, und — was war denn im Grunde die Renaissance anderes, als die Wiedergeburt der Arbeitsteilung? Denn die Arbeitsteilung ist ja die Grundlage aller Kultur. Dank den Schinderlingen konnten die Dichter und Maler Käufer für ihre Produkte finden, und das regte sie zu immer neuen Schöpfungen an. Der eigentliche Mäcen, der damals alle Pinsel und Meißel in Arbeit setzte, das war der Schinderling, die neue, künstliche, unechte Münze. Diesem Schinderling verdanken wir es wahrscheinlich auch, daß Gutenberg einen Kapitalisten für die Ausbeutung seiner Erfindung interessieren konnte. Es war zwar nur ein Schinderlingskapitalist, aber was macht das? Ohne Faust's Geld wäre Gutenbergs Erfindung vielleicht wieder verloren gegangen, wäre Gutenberg im Schuldgefängnis umgekommen. Die Schinderlinge verschafften den Waren Absatz, auch den Büchern, und um diesem steigenden Bücherverkauf genügen zu können, verfiel Gutenberg auf den Gedanken der mechanischen Vervielfältigung. Erfinder sind immer da. Sorge man nur für Absatz, der Rest ist Sache der Technik, die noch immer sich den ihr gestellten Aufgaben gewachsen zeigte." —

„Dichter, Erfinder werden zu allen Zeiten geboren. Ist die große Hebamme — Geld — zur Stelle, so gedeihen sie, entfalten ihre Kräfte, sonst aber gehen sie zugrunde." Wir werden am Schluß noch auf die Folgerungen aus diesen Voraussetzungen zu sprechen kommen. Sie werden die Richtlinien geben für eine Politik, die auf die Förderung unseres G e i s t e s l e b e n s durch Besserung unserer W i r t s c h a f t s e i n r i c h t u n g e n hinstrebt.

Die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen für die Volkswirtschaft.

„Gold ist das vortrefflichste aller Dinge", schrieb Kolumbus an Isabella von Spanien, und Gold hoffte er auf

neuen Inseln zu finden. Die Geldvermehrung durch die Medici und alle die Fürsten und Stadtrepubliken Italiens, die Einfuhr aus Byzanz und das daraus folgende Anziehen der Preise hatten Unternehmungslust und Goldhunger geweckt. So wurde die große Reise möglich. „Aber wer weiß, schreibt Gesell (Gold und Frieden) wie rot die Schinderlinge waren, mit denen Kolumbus seine Matrosen auszahlte! Man wirft nicht mit Speckseiten nach Würsten, aber Schinderlinge, die alle Jahre röter wurden, die gibt man schon lieber her für ein unsicheres Geschäft."

Mit der Entdeckung Amerikas und dem festgesetzten Gold- und Silberzufluß kam in Spanien und dann auch in England die Neuzeit. Es ist ja sicher auffällig, daß das, was wir als Renaissance zu bezeichnen gewöhnt sind, in England, in Frankreich vor allem, aber auch in Spanien fast ganz fehlt. In diesem Lande wurden sogar durch ein Gesetz von 1535 die Gruben geschlossen. (Roscher S. 405.) Sie richtete sich nach — dem Gelde!

„Nichts mehr als der anspornende Einfluß Potosis (Silberbergwerk) war nötig, um die alte Welt aus ihrem verschlafenen Zustande zu wecken, um die erstarrten Glieder der Industrie neu zu beleben und um die schwerfälligen Schwingen des Handels zu stärken. Es bedurfte des kräftigen Antriebes steigender Preise, um die Gesellschaft zu befähigen, ihre schwachen Gelenke zusammenzureißen, die Fesseln des Feudalismus abzuschütteln, die Fackel der Zivilisation anzuzünden und emporzuhalten, deren Feuer so lange erstickt war. Daß all das Unheil dieser dunklen Zeiten verursacht wurde durch die Verminderung des Geldes und die fallenden Preise, und daß anderseits als Folge der Entdeckung Amerikas, — die wiederum die Ursache der vermehrten Versorgung des Weltmarktes mit Edelmetallen und der steigenden Preise wurde, — die Entwicklung sich verhältnismäßig günstig gestaltete, scheint nicht weiter überraschend oder unvernünftig, wenn man einmal die tiefgreifenden Funktionen des Geldes begriffen hat.

„Geld ist das große Instrument der Industrie, das Protoplasma der Zivilisation, und es ist so wesentlich für ihr Bestehen, wie der Sauerstoff es für das organische Leben ist. Ohne Geld gäbe es überhaupt keinen Anfang

für die Zivilisation, bei vermindertem Geldumlauf muß sie dahinsiechen, und, wenn nicht rechtzeitig eingegriffen wird, schließlich untergehen."

Mit diesen Worten feiert R. H. Francé die Bedeutung der Versorgung Europas mit dem Tauschmittel. Die Gold- und Silbergewinnungstabelle am Schluß des Buches gibt darüber Auskunft.

Diese Zahlen sind für die ältere Zeit wohl nur sehr vorsichtig zu verwenden. Während Soetbeer für die Jahre 1521—1560 auf 73,194,000 Mark kommt, berechnet F. de Laiglesia in „Los Candales de Indias en la primera mitad del Siglo XVI" (Madrid 1904) auf Grund der Abrechnungen der spanischen Kroneinnahmen aus den amerikanischen Kolonien im Indienarchiv von Sevilla für die Jahre 1509—1555 nur 17,277,244 Mark — also beinahe 5 mal den geringern Betrag als Soetbeer.

Besonders viel Gold und Silber ist also gefunden worden 1545—1560, 1601 bis 1620, bezw. 1640, während die Förderung bis 1740 nie mehr die Höhe von 1601—1620 erreichte. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stand wieder unter dem Zeichen der Geldverminderung und erst das Jahr 1848 brachte die Wende, jedoch aus Gründen, die noch erörtert werden, auch nur bis zum Anfang der Siebzigerjahre. Erst um 1893 setzte neuerdings eine vermehrte Förderung ein, die jedoch um 1912 wieder aussetzte. Seither ist die Goldförderung so stark gesunken, daß wir wieder auf die Menge von Ende der Neunzigerjahre beschränkt werden. Selbstverständlich hat der Krieg mit seinen Papierfluten die Folgen einer Verminderung der Edelmetalle naturgemäß mehr als nur aufgehoben; sie werden sich aber sofort bemerkbar machen beim Versuch, wieder allgemein zur Goldwährung zurückzukommen.

Ueber die Preisveränderungen berichtet Elster folgendes:

„Am meisten wurden von der Preisrevolution die landwirtschaftlichen Produkte betroffen, die Löhne sind während des 16. Jahrhunderts in weit geringerem Maße als die Warenpreise gestiegen, die Kaufkraft des Geldes ist nicht in derselben Weise gesunken, als die Warenpreise im Durchschnitt gestiegen sind. Die allgemeine Preissteigerung

von Waren und Leistungen hat im Elsaß kaum mehr als 100%, in England eher mehr als 150% betragen, der Geldwert ist dort nicht ganz auf die Hälfte, hier um fast 2/3 gesunken. Frankreich steht ähnlich wie das Elsaß, Spanien vermutlich ähnlich wie England, während in Italien der Geldwert sich nur unmerklich verändert hat. Wenn die frühere Forschung die Veränderung in der Kaufkraft des Geldes allein an den Getreidepreisen gemessen hat, so ist sie nach alledem, eben weil die Getreidepreise stärker als die Warenpreise gestiegen sind, zu einer bedeutenden Ueberschätzung der durch die Preisrevolution hervorgerufenen Verminderung der Kaufkraft des Geldes gelangt."

„Die Preisermäßigung dauert noch etwa bis zum Jahre 1510 bei den Getreidepreisen an, dann folgt eine Steigerung, die in den 40er Jahren wieder unterbrochen wird, bis nach dem Jahre 1550 eine erneute lebhafte Steigerung konstatiert werden muß, am meisten in den 60er und 70er Jahren des 16. Jahrhunderts. Die Steigerung der Getreidepreise bis zum Jahre 1550 beträgt in Sachsen 300%, in Straßburg 280%, in England 150%, in Orléans 200%. Die stärkste Erhöhung liegt also in Deutschland, während die Erhöhung in England geringer als in Frankreich ist. Allein mit dem Ende des 16. Jahrhunderts verläuft diese Entwicklung nicht mehr einheitlich weiter. Nur in England dauert die Steigerung bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in allen anderen Ländern tritt schon zu Beginn desselben ein bedeutender Preisfall ein — in Deutschland in dem Zeitraum von 1640—1660.

Aehnlich, aber im allgemeinen nicht so stark wie die Getreidepreise, stiegen die übrigen Agrarprodukte und die Fleischpreise. Die Wollpreise stiegen ähnlich wie die Getreidepreise, gegenüber der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Frankreich im Durchschnitt der Jahre 1526 bis 1550 um 43%, in Sachsen von 1531—1540 um 70%, in England von 1541—1550 um 100%. Die Holzpreise und Holzkohlenpreise stiegen seit Mitte des 16. Jahrhunderts, die Salzpreise dagegen nicht überall schon so frühzeitig, die Preise von Heringen sind nicht besonders gestiegen — in Sachsen werden die Heringe nach dem Jahre 1570 sogar billiger, — die Tuchpreise sind bis zur Mitte des Jahr-

hunderts fast durchgängig niedriger gewesen als vor dem Jahre 1500.

„Die Preise der Spezereiwaren, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts sehr bedeutend gesunken waren, stiegen in der Periode von 1520—1530 ausnahmslos, wenn auch die dauernde Erhöhung erst um das Jahr 1570 Platz griff, die nach einer längeren Stabilität in England während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder zu dem ursprünglichen Preisstand zurücklenkte. Die Preissteigerungen von Spezereiwaren, Gewürzen und Südfrüchten sind in Deutschland stärker und anhaltender gewesen als in England, aber vielfach nur vorübergehend, und erst seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts begann eine neue Steigerung, die aber meistens kaum bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts angedauert hat.“

Im folgenden lassen wir einige der übersichtlichsten Preiszusammenstellungen folgen, die sämtlich dem Handwörterbuch von Elster entnommen sind. Sie können bei weitern Untersuchungen von Nutzen sein.

Warenpreise und Löhne in England nach Rogers
in gr Silber

Zeit	Weizen hl	1 Ochse	1 Hammel	Wolle 100 kg	Zimmerm. Taglohn
1511—20	20,59	199,9	21,4	449	4,49
1521—30	21,96	254,6	27,5	348	4,13
1531—40	21,00	219,5	24,9	406	4,47
1541—50	17,02	190,7	22,4	734	2,63
1551—60	28,85	417,0	32,9	654	4,75
1561—70	26,22	435,9	37,6	726	5,04
1571—82	34,00	494,6	44,3	771	5,52
1583—92	48,32	501,1			5,76
1593—1602	70,68	593,3			5,71
1603—1612	69,88	722,0			5,57

Lohn eines Zimmermanns im Moselland:

1277—84:	3,43	gr Silber
1344—45:	6,84	„ „
1392:	6,72	„ „
1431—65:	3,20	„ „
1497:	2,50	„ „

Taglöhner:

2. Hälfte des 13. Jahrh.: 2,43 gr Silber
1. „ „ 14. „ 2,60 „ „
1. „ „ 15. „ 1,89 „ „
2. „ „ 15. „ 1,73 „ „

1 Malter Weizen:

1. Hälfte des 13. Jahrh.: 75 gr Silber
14. Jahrh. 43 u. 68 „ „

Roggen:

1. Hälfte des 14. Jahrh.: 50 gr Silber
2. „ „ 14. „ 61,06 „ „
1. „ „ 15. „ 37,26 „ „
3. Viertel „ 15. „ 26,14 „ „
4. „ „ 15. „ 17,74 „ „

1581—90: 82,33 gr Silber
1591—1600: 145,13 „ „
1601—10: 63,48 „ „
1611—20: 63,53 „ „
1621—30: 80,36 „ „
1630—39: 88,33 „ „
1640—49: 82,56 „ „
1650—59: 88,46 „ „
1660—69: 91,41 „ „
1670—79: 73,71 „ „
1680—89: 65,76 „ „
1690—99: 75,11 „ „

Aus: Hanauer, Etudes économiques sur l'Alsace.

Zeit	Weizen hl	Weißbrot 1 kg	Schweinefleisch 1 kg	100 Eier	Zimmerm. Taglohn
	gr Silber		gr Silber		
1351—1375	25,785	—	1,575	—	—
1376—1400	20,745	0,765	1,215	—	7,560
1401—1425	16,380	0,630	1,035	5,355	7,380
1426—1450	20,830	0,765	1,250	4,320	6,525
1451—1475	13,860	0,630	—	4,635	5,940
1476—1500	16,335	0,675	0,900	5,220	5,940
1501—1825	14,175	0,630	0,945	3,735	5,400

Preise im Elsaß nach Hanauer in gr Silber

Zeitraum	Weizen 1 hl	Schweinefleisch 1 kg	100 Eier	Zimmermann Taglohn ohne Kost
1526—1550	18,61	1,21	4,14	5,40
1551—1575	35,27	1,30	10,03	5,62
1576—1600	49,90	1,62	8,28	5,53
1601—1625	44,09	2,11	13,50	6,16

Getreide und Gewürze in Sachsen nach Falke in gr Silber

Zeit	Roggen hl	Weizen hl	Gerste hl	Hafer hl	Pfeffer 500 gr	Nelken 500 gr	Ingerer 500 gr	Zimmt 500 gr
1455—80	10,62	13,90	10,69	5,47	14,60	29,20	17,52	24,09
1521—30	22,50	—	—	—	18,20	—	15,60	—
1531—40	29,44	29,80	22,89	12,51	16,95	43,82	16,10	48,30
1541—50	17,66	25,80	14,23	13,33	15,67	91 20	18,24	37,62
1551—60	27,12	31,59	16,83	12,66	—	90,72	—	45,36
1561—70	35,03	41,32	20,80	17,68	14,98	—	27,28	48,15
1571—80	35,94	53,04	26,03	12,67	13,64	—	14,98	57,78
1581—90	52,53	60,43	25,02	15,75	12,84	—	14,27	40,12

1 Quarter Getreide in England:

1401—1450:	7	sh.	1	d.
1451—1500:	6	„	2	„
1501—1550:	12	„	0	„
1551—1580:	17	„	9	„
1581—1600:	26	„	8	„
1601—1700:	39	„	1	„
1701—1800:	41	„	1	„
1801—1850:	64	„	2	„
1851—1890:	44	„	1	„
1891—1900:	30	„	2	„
1901—1905:	28	„	1	„
1906:	28	„	4	„
1907:	28	„	68	„
1908:	31	„	73	„

1 hl Weizen in Paris
(Levasseur)

1202:	16,73	gr.	S.
1256:	13,98	„	„
1294:	25,38	„	„
1347:	23,10	„	„
1406:	16,87	„	„
1459:	14,42	„	„
1477:	11,73	„	„
1492:	9,54	„	„
1508:	10,70	„	„
1520—30:	31,28	„	„
1531—40:	32,96	„	„
1541—50:	34,33	„	„
1551—60:	36,03	„	„
1561—70:	64,05	„	„
1571—80:	71,08	„	„

Der schweizerische Bauernkrieg von 1653.

„Seit dem 16. Jahrhundert führten die volkswirtschaftlichen Verhältnisse zu einer neuen Klassenscheidung. Seitdem das Geldwesen im öffentlichen Verkehr eine so grundlegende Bedeutung gewann, wurde das Geld eine Macht und gab auch im politischen Leben den Ausschlag." So schreibt unser Schweizer Geschichtsschreiber Dändliker. (S. 309.) Einer der besten Beweise für die Richtigkeit dieser Anschauung ist der schweizerische Bauernkrieg von 1653.

Wohl die meisten Zeitgenossen und viele spätere Geschichtsschreiber suchen die Ursache des Bauernkrieges in einem grundsätzlichen Kampf der Untertanen gegen die Obrigkeit. Man sprach daher entweder von sträflichem Aufruhr oder von einem heldenhaften Freiheitskampf. Das mag zu einem gewissen Maße am Ausbruch des Krieges mitgeholfen haben; doch betrachtet man die wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit und stellt die Aeußerungen der beiden Parteien zusammen, so muß man doch Dr. H. Bögli zustimmen, der den Krieg als die Folge einer Geldwertschwankung bezeichnet hat. (Der Bern. Bauernkrieg. Diss. phil. Bern 1889.)

Der an Furchtbarkeit und Dauer alles übertreffende dreißigjährige Krieg verwandelte Deutschland streckenweise in eine Wüste und schädigte das vorher noch handelsfähige und vermögliche Land außerordentlich. Scharen von Flüchtlingen suchten Obdach in der Schweiz. Vor allem kamen vermögliche Leute, nachdem sie in Deutschland gegen Gold und Silber verkauft hatten, was sie irgendwie noch verkaufen konnten. In der Schweiz suchten sie Unterkunft und trieben so, ohne es zu wollen, die Mietpreise, die Güter- und Landpreise und selbstredend auch die Warenpreise in die Höhe. Hinzu kamen die Aufkäufer der ausländischen Regierungen und der Heerführer, zu schweigen von den Händlern auf eigene Rechnung, die den ausgehungerten deutschen Städten Nahrungsmittel und Waren lieferten. Erlasse der schweizer Kantonsregierungen gegen diese „Fürkäufer" oder „Hengler" hatten so wenig Erfolg

wie die Ausfuhrverbote und Höchstpreise während des Weltkrieges.

Die Unsicherheit der Wirtschaftsverhältnisse hat damals zweifellos die Geldverleiher schwer beunruhigt. Die Ersparnisse wurden daher verschatzt. Wer Geld zum Verschatzen suchte, griff auf Gold und Silber, und wenn möglich nach sogenannten „groben" Stücken. Diese waren daher sehr gesucht und wurden in der Folge sogar besser bezahlt als es nach ihrem Metallgehalt hätte der Fall sein müssen. In der Schweiz zahlte man beispielsweise für einen silbernen Neutaler statt 40 Batzen deren 50, in Deutschland für einen Reichstaler statt 1½ fl. deren 8,10 bis 12 fl.

Wir hätten in der Schweiz eine ähnliche Erscheinung seit 1914 für die Tausendernoten beobachten können, wenn nicht die Schweizerische Nationalbank von 1914—1918 anstelle der 20,000 Stück der Jahre vor dem Krieg nach und nach deren 137,000 Stück ausgegeben hätte, womit das nötige grobe Geld zu Vermögensverschleierungen, Steuerhinterziehungen und Verschatzungszwecken in genügendem Maße vorhanden war. (XII. Neutralitätsbericht des Bundesrates.)

Die Tatsache, daß man den Taler statt mit 40 nun mit 50 Bätzen bezahlte, führte die Münzstätten auf den Gedanken, daß man den schlechter bezahlten Batzen auch schlechter ausprägen müsse. „Der Sucht, Massen roter Schinderlinge zu prägen, fiel manch kupfernes Taufbecken in der Kirche zum Opfer und half ihm keine Heiligkeit" berichtet ein Chronist.

Diese Vermehrung auch des kleinen Geldes regte wiederum den Handel und das Gewerbe mächtig an, weil sie jedes Geschäft lohnend machte. Damit wuchs wieder der Gegensatz zwischen der Schweiz und dem deutschen Reiche mit seinen unglückseligen Zuständen und die Folge war ein neues Einströmen von Geld und Leuten.

Die Chronik des Jost von Brechershüseren bei Wynigen im Kanton Bern gibt ein anschauliches Bild der damaligen Zeit. Die Schweizer lebten nach dem Worte Liebenaus „in dulce jubilo". Der Ammann von Wynigen läßt sich „ein Scheuren, Stuben mit Mauren" errichten, „mitsamt der Kuchi und den Kellergewölben, der zwar

gar klein war und nit gewölbt", der Kirchturm wird „erhöheret" und „zwo schön neu Gloggen gegossen", „das Dorf Wynigen gezieret und formieret mit Stäg, Weg und Bruggen"; es entsteht ein Badhaus, ein Pfrundhaus, ein Schulhaus. Als der Ammann stirbt, hinterläßt er „9 Lyberben von drei Wyberen, mit der letzten Eheparteÿ waren es 10 Theil zmachen, und wurd noch einem über das Silbergeschirr und bar Geld wohl by 10,000 Pfunden".

Abgebrannte Häuser — und es brannten damals merkwürdig viele ab, so wurde ein Hof innert 8 Jahren zweimal eingeäschert — wurden neu und immer schöner wieder aufgebaut. „Nun bewahre es Gott, alles wie es jetzt ist, zwei schöne neue Häuser, daß man sie kaum so finden kann."

In der Folge entsteht auch ein gewisser Drang nach Bildung unter den Bauern, „mit allerlei Hülli und Fülli; uf allen Höfe hat man Klosterzüg (= Schreibzeug!) erhalten können, item, sie haben nit ander Lüten Gültbriefen zugehalten geben, sie haben selber Drucken darzue gehabt", d. h. sie brauchten den Notar nicht mehr.

Die Heutelia, eine andere Chronik dieser Zeit, erzählt von Aargauer Bauern, die sich bei Wässerungen wenig um die obrigkeitlichen Vorschriften kümmern; die Landvögte drücken ein Auge zu „dieweil der Bawra Behelff in silbernen und güldenen Pfennigen und silbernen Bechern bestehe, welche bei ihnen den Landpflegern viel gewichtiger seiendt als geschriebenes Papyr ... so respektive viel ein leichtere War als Silber und Gold." So brachten es diese „Becherbawren" auch dazu, ungescheut zu jagen, was ehemals das Vorrecht der „Herren" allein gewesen war. Und wie jagen sie! Ein Luzerner Mandat von 1651 verbietet ihnen, „Windspiele, Bracken und andere köstliche Hunde" zu halten.

Die reichen Bauerntöchter werden von den Städtern jetzt anders angesehen als ihre noch armen Vorfahren, heißt es in der Heutelia. „Die grobianischen Geberden und dückischen Köpf werden vergessen". „Es zeuchen die Töchteren merkwürdig viel hinweg", klagt Jost von Brechershüseren „und wird ein solcher Flecken gleich verderbt ... alle rychen Töchteren haben die Fremden hingenommen und viel viel zittliches Gut damit, wenig aber dagegen

inen." — „Nur by minem Leben ist ufs wenigste zweihunderttausend Pfund aus der Gmeind kommen."

Doch auch die Städter wurden reich, vor allem durch den starken Zwischenhandel Frankreich-Italien-Deutschland. Da klagt die Heutelia vor allem über die Basler, deren „fürnembste Kunst" darin bestehe, „wohlfeilen Wein und wohlfeiles Korn in die Theurung zu verwandlen" — ein offenbar ganz einträgliches Gewerbe — „daher sie in Kleidern viel prächtiger als andere Helvetii, sonderlich aber der Kauffleuten Weiber, unter welchen gefunden werden die sametene Schuh mit Perlinen gestickt tragen." In deutschen Gasthöfen seien die schweizer Kaufleute „die unverschambsten und reden am unflätigsten". (Sonderbar, wie sich die Menschen unter den gleichen Verhältnissen 270 Jahre später wieder gleich betragen haben!)

Doch stehen die Basler nicht allein: „Die Berner singen auch viel lieber beym Trunk und im Wirtshaus als in der Kirchen", „es lebte fast der mehrerteil im Müssiggange."

Ueber Luzern klagte der Siegrist Steiner aus Emmen: „Da ist ein Obrigkeit so mächtig im Gültenkaufen" und der Müller von Willisau meinte 1633, es wäre gut, wenn die Stadt Luzern „mit sampt den Herren Siegeln und Briefen verbrenne, es wäre dem ganzen Land ein großer Nutz, da es wieder ledige Güter gäbe". Für diesen Wunsch erhielt er 6 Jahre Galeeren.

Das reichlich zufließende Geld, das noch nicht so allgemein wie es heute der Fall ist, zu Neuanlagen verwendet wurde, drückte den Zinsfuß. Früher hatten die Luzerner Patrizier dem französischen König zu 17% geliehen; jetzt gaben sie den Bauern gegen Hypotheken schon zu 8—10%. Die Bauern aber empfanden diese Erleichterung des Kredits sehr angenehm und richteten sich auch deshalb wieder mehr auf großem Fuß ein. „Das Völklein merkt den Teufel nie, und wenn er es beim Kragen hätte." Jost jammert über „die großen unnöthigen kostbaren Hochzyten und überflüssigen Kösten; mit Gasterey und dergleichen gahts gröber denn in andern Orten". Der Rat von Basel gebot in einem Mandate, daß nur Gastmähler zu vier Tischen zu je 12 Personen gehalten werden sollen; nur die nächsten Verwandten dürfen gastfrei gehalten wer-

den, die übrigen zahlen. Luzern eiferte auch gegen zu große Unkosten bei Kindstaufen, für Neujahrsgeschenke und gegen das Lebkuchenbacken. Bauern, „die gar zu viel Tuch an den Hosen hatten", wurden gebüßt. Bis zu den Dienstboten herab war der Kleiderluxus eingerissen. „Tabaktrinken und Schnupfen" mußte auch untersagt werden, auch scheint die Spielwut und das Wirtshaussitzen einzureißen. Von Wynigen geht man „mehrenteils von Wins wegen gen Burgdorf, etliche noch gen Langenthal". Mit einem Blick auf die gute alte Zeit fügt Jost hinzu: „Darvon haben unsere Väter wenig gewußt, sie blieben daheim und haben Weib und Kinder Hosen und Schuh geplätzt, oder neu Wässerringen und Weyer gemacht, selbst die Handt an Pflug gelegt, mit Säyen und Mäyen umgangen; sindt sie wyt gereiset, so haben sie Spys zu sich genommen und das Geld gesparret, und nüd verzehret, wie ich bekennen auch mit 6 Kreuzern gan Bern z'Märit und wieder umb kommen; aber sithar es anders brüchlich ist, kann ichs auch nit mehr, es müßt jetzt einer ein Gytzhals sein, doch wäre es noch müglich und nützlich."

In Lenzburg verprügelten sich in diesen Jahren an einer Kilbe die von weither kommenden Gäste an 30 Orten gleichzeitig, bis die Lenzburger Miliz unter die Waffen trat und die Streithähne einfach zum Städtchen hinaus trieb. (Tobler, „Schweizerische Volksfeste".)

Ueber dieses leichtsinnige Völkchen brach dann 1648 der Umschlag mit verheerender Gewalt ein. Als der westfälische Frieden geschlossen und Ordnung und Ruhe in Deutschland hergestellt war, verkauften viele Deutsche ihre Güter wieder und zogen mit dem Erlös — Gold u. Silber! — nach Deutschland zurück. Im Ausland erschien auch viel vorher verschatztes Geld wieder im Verkehr, und daher sank dessen Umwechselkurs gegen Kleingeld wieder beträchtlich. Die Silberstücke sanken sogar unter den vorher üblichen Auswechselkurs. Um ihren Kurs mit dem des Kleingeldes auf den frühern Stand zu bringen, verminderten jetzt die Regierungen den aufgeprägten Nennwert der Kleinmünzen.

Dadurch wurde die sinkende Preisbewegung begünstigt. Die Bauern hatten wohl schon Silbermünzen aus den

Kasten holen müssen, um die Zinsen und Zehnten zu zahlen; nun setzte z. B. die Berner Regierung am 2. Dezember 1652 durch ein Mandat den Nennwert des Batzens auf die Hälfte herab. „Es sind erarmte und geldklemme Zeiten" heißt es im Murifeldvertrag, den die aufständischen Bauern 1653 mit der Berner Regierung schlossen, und Emmenegger, der Luzerner Bauernführer, schreibt von der „geldöden" Zeit; die Entlebucher klagen über „Geldmangel".

Verheerend wirkte die von der Berner Regierung beschlossene Herabsetzung besonders auf die Bauern deshalb, weil nur drei Tage Zeit zum Umtausch der alten, herabgesetzten Batzen ohne Verlust gegen die neuen festgesetzt worden war. Klar, daß unter den damaligen Verkehrsverhältnissen nur die Stadtberner und allenfalls die Einwohner größerer Ortschaften vom Recht des Umtausches ohne Verlust Gebrauch machen konnten. Alle andern mußten die Zinsen und Schulden nach drei Tagen plötzlich mit der doppelten Summe zahlen oder verzinsen, wenn sie, was besonders bei Kleinbauern häufig der Fall war, viel Kleingeld zu diesem Zwecke auf die Seite gelegt hatten.

Aber auch ohnedies bedrückte sie der Preisabbau als Folge des abgewanderten und verminderten Geldes noch schwer. Hiefür einige besonders krasse Beispiele. In Sursee fiel das Viertel Kernen im Zeitraum von 1644—1651 von 44 Batzen auf 13 Batzen, die Maß Wein von 7 auf 2 Batzen. Was noch schlimmer war: „es ist kein Kauf um alle Sachen mehr, das der gmein Mann zu verkaufen hat", klagt Jost.

Wie immer, suchte man beim lieben Nächsten, der einem gerade vor der Sonne zu stehen schien, die Schuld an den bösen Zeiten. Die Luzerner Gewerbetreibenden forderten 1653 die Ausschließung der Hintersaßen (Ausländer, würden wir heute sagen!) „die uns vor dem Lichte stehen und das wenige Brot, welches Gott den lieben Vorfahren, uns und den bürgerlichen Kindern geordnet, vor dem Munde wegessen und nehmen." Sie wünschte ferner Verbote gegen das Hausierwesen, „da bald jede Dienstmagd u. jeder andere Müssiggänger sich in allerhand Krämereien einmischen, um Lebkuchen, Branntwein, Tuch samt andern

Waren zu verkaufen.“ Das Ziel der Gewerbetreibenden war ein besserer Geschäftsgang und mangels Einsicht in die wahren Ursachen ihrer Bedrängnis verfielen sie bis auf diese kleinlichen und engherzigen Mittel. „Die Bauern aber sollen sich mit dem Pflug und andern Bauernwerken, dazu sie geboren sind, behelfen und sich damit begnügen.“

Wie bekannt sind uns diese nächstliegenden, aber so unendlich wirkungslosen Mittelchen der damaligen Mittelstandspolitik noch heute!

Die Preisrückgänge und die Kaufunlust der durch die Krise geschädigten Städter traf die Bauern umso härter, als das Eintreiben von Schulden und Schuldzinsen mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurde, ja, werden mußte. So verlor der Hypothekargläubiger nach einem Ratsentscheid in Luzern jeden Anspruch auf Zins, für den er den Schuldner nicht bis zur Gant betrieb.

Die Forderungen der Bauern gingen im wesentlichen auf Herabsetzung der Steuerlasten und der Schuldzinsen. Der Huttwiler Bundesbrief wird von Dr. Gottfried Guggenbühl als „ein gewaltiges Manifest der Gedrückten“ bezeichnet.

Wenn man die Richtersprüche der siegreichen Grundrentner und Zinsnehmer von 1653 durchgeht, so bekommt man den richtigen Anschauungsunterricht für das, was Zinswirtschaft bedeutet.

Der Merkantilismus.

Keine Lehre wird heute so verhöhnt und verlacht wie die der Merkantilisten, aber keine ist so zweckmäßig und vernünftig gewesen wie diese, sobald man die einfältige Voraussetzung annimmt, die ihr zu Grunde liegt. Und weil auch die heutige Zeit bis zur Stunde noch diese Voraussetzung gläubig anerkennt, so machen wir auch alle die Torheiten des Merkantilismus mit, obschon wir ihn öffentlich ablehnen, und man hat gelegentlich von einem Neu-Merkantilismus in der heutigen Zeit zu sprechen begonnen. Zu Unrecht: unsere Neu-Merkantilisten haben nichts Neues, sondern sie haben nur vieles vom Alten vergessen.

Die einzige Voraussetzung des Merkantilismus ist, daß Gold und Silber Währungsmetall sein müsse. Kein ande-

rer Stoff, so glaubt der Merkantilist, kann als Tauschmittel die gleiche Sicherheit bieten wie die Edelmetalle.

Aus dieser Voraussetzung ergibt sich eine Reihe der weittragendsten Folgen.

Handelt ein Staat nach diesem Grundsatz, dann gibt er nur Gold- und Silbermünzen, bestenfalls noch mit Gold und Silber „gedeckte" Banknoten heraus. Die Folge davon ist die vollständige Abhängigkeit des Preisstandes in diesem Lande von den zur Verfügung stehenden Edelmetallmengen. Sind ferner die Edelmetalle nicht im eigenen Lande zu finden, so müssen sie erst durch Lieferungen von Landeserzeugnissen und Arbeitsleistungen an die Gold und Silber liefernden Ausländer erworben werden. Sind sie einmal im Lande, so muß wieder alles daran gesetzt werden, sie zu behalten; denn wenn sie fehlen, so ist wieder die Preissenkung und die Krise da.

Im Wesen der Edelmetallwährung liegt daher erstens die Abhängigkeit der Volkswirtschaft von den Gold- und Silberfunden überhaupt, zweitens vom Metallvorrat im Inlande und drittens der unausgesetzte Kampf mit dem Auslande um die Edelmetalle. Dieser Streit führt sodann zu einer Beschränkung der Einfuhr und einer Begünstigung der Ausfuhr, weil die erstere Edelmetall aus dem Lande zwingt, die letztere dagegen Gold einbringt. So führt die Edelmetallwährung notwendigerweise zu einem Zwist zwischen den Staaten, die sich gegenseitig ihre Erzeugnisse wohl aufdrängen, nicht aber abnehmen wollen.

In einem 1911 in Leipzig erschienenen Buche: „Not aus Ueberfluß" bringt Michael Flürscheim aus dem „British Merchant" ein Beispiel, das treffend zeigt, wie diese Abhängigkeit der goldlosen Länder von den goldliefernden Ländern ausgenützt werden kann. Die Engländer konnten 1703 durchsetzen, daß Portugal den Zoll für Baumwolltuch herabsetzte. Nachdem dies erreicht war, so berichtet die genannte Zeitschrift, „schafften wir so viel von ihrem Silber fort, daß ihnen sehr wenig zu ihrem eigenen Gebrauch übrig blieb. Darauf machten wir uns an ihr Gold." (British Merchant, Vol. III, S. 267.) Dieses Geschäft, so erzählt Flürscheim weiter, hätten die Engländer immer weiter fortgesetzt; sie lieferten die Waren

billig und nahmen als Zahlungsmittel nur Gold und Silber an, das sie dann nach China und Japan versandten.

So mußte in Portugal die Krise einsetzen und es „begann der gewöhnliche Zyklus von Hypotheken auf portugiesisches Land, an britische Kapitalisten eingeräumt, von nach England auswandernden portugiesischen Staatsschuldverschreibungen, von der Herrschaft britischen Kapitals in Portugal — ein Kapital, in der Form von Wollenwaren importiert, für die kein Wein an Zahlung genommen wurde — das in der gewöhnlichen Weise sich durch den Zinseszins vergrößerte, bis eines der reichsten Länder zu einem der ärmsten geworden war, bis schließlich der mehr oder weniger verschleierte Staatsbankerott die unerträgliche Last erleichtern mußte."

Das war Portugals Schicksal in den Jahren nach 1703. In kleinerem Maßstabe ist es allen europäischen Ländern seit 1874 so gegangen. Der verschleierte Staatsbankerott setzte mit 1896 ein, mit der Entwertung aller Staatsschulden durch die steigenden Preise, und er nahm auch dem ungeübten Auge sichtbare Formen an seit 1914. Die Vereinigten Staaten und mit ihnen alle Länder, die an der Goldwährung festhalten, zahlen zur Zeit noch 60% ihrer Schulden aus, 40% hat ihnen die Goldentwertung gestrichen. „Eine betrügerische Währung", nannte Arthur Kitson die Goldwährung.

Ein anderes Beispiel für die Ausnutzung ihrer Macht seitens der Währungsmetallieferanten bot uns ein Streit der Vereinigten Staaten mit England während des Weltkriegs. Die Engländer versuchten, von den Vereinigten Staaten mehr herauszuschlagen als diesen recht schien, und es entstand deshalb zwischen den beiden Ländern eine Auseinandersetzung. Ein amtlicher Bericht der amerikanischen Regierung über die Verhandlungen enthält diese Stelle:

„Alle Jute der Welt kommt aus Indien. Die britische Regierung machte nun geltend, daß sie den Jutepreis nicht beeinflussen könne, da dies eine Angelegenheit der indischen Regierung sei. Die Mission verwies darauf, daß unsere Regierung der indischen Regierung durch die Vermittlung des britischen Schatzamtes Silber liefere, und daß, wenn die britische Regierung es nicht vermöge, in Indien

eine Kontrolle auszuüben, unsere Regierung sich veranlaßt sehen könnte, von dem Silberlieferungsvertrag zurückzutreten, *um so eine Herabsetzung der indischen Währung „a depreciation of Indian currency“ — zu erzwingen und die Jute zu annehmbaren Preisen kaufen zu können.*“

Um diesen Handel recht zu würdigen, muß man wissen, daß die deutsche Propaganda in Indien das Gerücht ausgestreut hatte, die indische Regierung sei nicht imstande, jene Millionen von Papierrupien einzulösen, welche sie mit der feierlichen Zusicherung ausgegeben hatte, daß man sie jederzeit gegen Silberrupien austauschen könne. Das Gerücht traf wirklich zu, der Silbervorrat war erschöpft. Die indische Bevölkerung wurde unruhig; es kamen immer mehr Leute, die Silber für ihre Noten verlangten. Die indische Regierung geriet in Verlegenheit. Sie konnte Gold anbieten; aber Gold wurde nicht angenommen, nur Silber befriedigte die Leute. Erhielten sie es nicht, so war ihr Zutrauen zu England erschüttert; man mußte das allerschlimmste gewärtigen. Silber für die unruhigen Indier war aber einzig in den Vereinigten Staaten zu haben: ein Schatz von 200 Millionen Dollars lagerte dort in den Gewölben des Schatzamtes. England bat, man möge ihm das Silber überlassen. Die Amerikaner willigten schließlich ein, wodurch Englands Ansehen in Indien gerettet wurde.

Als der Streit über den Jutepreis ausbrach, benötigte England jedoch immer noch amerikanisches Silber, und da die englische Regierung sich hinter dem Vorwand verschanzte, daß sie in Indien nicht dreinreden dürfte, erklärten die Vereinigten Staaten, sie werden auch keine Silberdollars mehr zu Rupien umschmelzen, sondern abwarten, wie sich der Preis der Jute unter diesen Umständen gestalten werde. Jetzt entdeckte die englische Regierung plötzlich im indischen Parlament eine große Bereitwilligkeit, mit sich über den Jutepreis für die amerikanischen Käufer reden zu lassen! Innert 48 Stunden war man handelseinig geworden.

Und die Moral von der Geschichte? Sie springt in die Augen: *Die Völker sind auf Gnade und Un-*

gnade denen ausgeliefert, die über das Währungsmetall verfügen. —

Das merkantilistische System bildete sich natürlicherweise immer dann aus, wenn Gold und Silber zu fehlen begannen und sich die Wirkungen des Geldmangels in der Volkswirtschaft bemerkbar machten, wie nach dem Zurückgehen des Edelmetallzuflusses aus Amerika, ferner in den Siebziger- und Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts und um 1912, als die früher rasche Zunahme der Goldgewinnung einer langsamen Platz machte.

Die Versuche, Gold zu machen, sind eine Frucht des Merkantilismus und nicht die schlechteste. Steingut und Porzellan verdanken ihre Erfindung den Goldmachern. Schlimmer war der Trieb, auf alle erdenklichen Arten Geld ins Land zu bekommen oder es darin zu erhalten. So wurde unter Colbert jeder mit dem Tode bestraft, der Gold aus dem Lande führte, und unaufhörlich war er darauf bedacht, „das Geld im Königreiche zu behalten, dasjenige, welches hinausgeht, wieder hereinzubringen und die fremden Staaten immer in dem Geldmangel zu erhalten, darinnen sie sind"! Die andern Staatsmänner waren nicht besser. Friedrich der Große bestimmte eigenhändig, wieviel Gold jeder Reisende ins Ausland mitnehmen durfte und die kaiserliche Hofkammer in Wien verordnete 1700, daß „fremde Waren im Lande nicht admittiert" werden sollten, um „das Geld nicht außer Landes gehend zu machen."

Die Gelehrten stützten diese (wenn man die Edelmetallwährung anerkennt, richtigen) Ansichten. 1530 wurde in den „Gemeynen Stimmen von der Münze" geschrieben, „daß die Vermehrung des Geldes den Handel hob, Leute ins Land zog und den Betrieb des Volkes in diesen Landen merklich gemehrt und der Wert der Güter gestiegen" sei.

Jean Bodin, einer der ersten, der den Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisstand erkannt hat, erklärte 1577: „Pecunia nervus rei publica." (Das Geld ist das Blut der Volkswirtschaft.)

Antonio Serra aus Neapel gab 1613 eine Schrift heraus mit dem bezeichnenden Titel: „Kurzer Traktat von den Ursachen, welche den Ländern, die eigene Bergwerke

nicht besitzen, eine reichliche Versorgung mit Gold und Silber zu ermöglichen."

Wilhelm von Schröder schrieb in seiner „Fürstlichen Schatz- und Rentenkammer" 1668: „Ein Land wird nur reicher, je nachdem entweder aus der Erde oder aber aus den andern Ländern mehr Gold und Silber hineingebracht wird, als ohne Aequivalent hinausläuft."

Unter solchen Umständen mußte der Ablaßhandel und der Einzug des Peterspfennig in den außeritalienischen Ländern mit schelen Augen betrachtet werden. „Das Geld, das der Ablaßhandel aus Deutschland zog, wurde allgemein als nationaler Verlust betrachtet", sagt ein Geschichtsschreiber. Tetzel erhielt gegen 1000 Gulden jährlich für seine Bemühungen um den Ablaß, während Luther als Professor in Wittenberg nur 200 Gulden im Jahr bezog. So kam Luther die allgemeingültige und anerkannte Ansicht über die Rolle des Geldes und die Nachteile seines Abflusses ins Ausland sehr gelegen, als er den Kampf gegen Rom aufnahm.

„Könige und Fürsten, so schrieb er 1524, sollten hie drein sehen und nach gestrengem Recht solches wehren. Aber ich höre, sie haben Kopf und Teil dran, und geht nach dem Spruch Jesaia: „Deine Fürsten sind der Diebe Gesellen geworden." Dieweil lassen sie Diebe hängen, die ein Gulden oder halben gestohlen haben, und handtieren mit denen, die alle Welt berauben, und stehlen sehrer denn alle andern, daß ja das Sprichwort wahr bleibe: „Große Diebe hängen die kleinen Diebe."

Das Bestreben, das Geld möglichst im Lande zu behalten und doch Waren ins Ausland liefern zu können, mußte zur Bildung von Kolonien führen. Diese durften jedoch mit dem Mutterland nicht in Wettbewerb treten, wenn ihr Zweck erfüllt sein sollte: Abgabe von Reichtum in Form von Edelmetallen an das Mutterland gegen dessen Erzeugnisse. So verbot England 1718 jede Einwanderung von Handwerkern in die Kolonien, 1719 die Herstellung von Eisenwaren. Der Verlust der Vereinigten Staaten Nordamerikas geht nicht zum mindesten auf diese Grundsätze zurück. Damals war es auch — unter dem Großen Kurfürsten, — daß Deutschland zuerst versuchte, Ko-

lonien zu erwerben. Es war anfänglich auf den Sklavenhandel abgesehen, denn „ein jeder weiß, daß der Sklavenhandel die Source alles Reichtums ist", erklärte der Volkswirtschafter Raule. Bald versuchte man auch Gold zu gewinnen; aber der Versuch mißlang; der Kurfürst erklärte später, daß ihm jeder aus afrikanischem Golde geprägte Dukaten zwei Dukaten Unkosten verursacht hätte!

Wie jeder Rückgang der Goldgewinnung unter der Herrschaft der Goldwährung die Verengerung der Lebensmöglichkeiten und damit einen verschärften Kampf um den Besitz der Erde mit ihren wichtigsten Verkehrswegen mit sich bringt, das konnte man auch in der ersten Blütezeit des Merkantilismus beobachten. Die Welser konnten erst 1528 auch das Recht zur Ausübung des Handels in Amerika erwerben; Holland verbot 1680 seinen Untertanen in fremden Diensten für koloniale Erwerbungen tätig zu sein; 1687 kam es zu einem richtigen Ueberfall einer deutschen Ansiedelung in Afrika durch die Holländer und nur der Tod des großen Kurfürsten verhinderte einen Krieg zwischen Preußen und Holland.

Die Krönung des ganzen Systems bildete jedoch zweifellos die Navigationsakte des Jahres 1651, die England als Herr über gewisse Meeresteile erklärte, auf denen es den andern Staaten seine Vorschriften gab.

Damit waren die Grundlagen geschaffen, auf denen sich Rüstungen und Kriege entwickeln konnten.

Die Annahme der Edelmetalle als Grundlage des Warenaustausches hatte sie gebracht. Die Edelmetallwährung brachte uns auch eine weitere Kriegsursache: die Zölle.

Die Zölle, ihre Ursachen, ihre Folgen.

Wie oft haben wir im Verlaufe unserer Untersuchung schon gesehen, daß einer Verminderung des Geldumlaufes eine Verminderung der Nachfrage und dieser wiederum Absatzstockung und Arbeitslosigkeit entspricht?

Damit nicht genug: um sich vor den Folgen sinkender Preise zu schützen, versucht man, die ausländischen Erzeugnisse vom Inlandsmarkt fernzuhalten. In den Mängeln des herkömmlichen Geldes erblicken wir daher die wahren Gründe der Abkehr vom Freihandel. Es muß sich

denn auch eine Uebereinstimmung zwischen der Preisbewegung und den Freihandelsbestrebungen feststellen lassen.

Steigt der allgemeine Preisstand, so steigen auch die Aussichten der Freihandelsleute, sinken die Preise, so sinken auch die Aussichten der Freihändler auf den Sieg ihrer Forderungen.

„Zieht man einen Strich nach dem Verlauf der Preisbewegungen in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, schreibt Silvio Gesell in seinen „Deutschen Vorschlägen zur Aufrichtung eines Völkerbundes", so erhält man eine stark abwärts geneigte Kurve. Zieht man daneben einen Strich nach dem Verlauf der Freihandelsbewegung, so erhält man eine Kurve, die der ersten parallel läuft. In demselben Maße, wie die Preise zurückgingen, entwickelte sich auch das Schutzzollsystem und damit in unmittelbarem Zusammenhang das Rüstungsfieber."

„Wenn die Unternehmer keine Beschäftigung für die Arbeiter finden, wenn die auf Jagd nach Aufträgen ausgesandten Weltreisenden mit leeren Händen zurückkommen und nur von der scharfen, allseitigen Konkurrenz, von Ueberproduktion zu erzählen wissen, wenn sich in den Lagern, Schuppen, Läden die Waren auftürmen und für die fälligen Wechsel das bare Geld fehlt, dann steigt so sicher wie der Tod der Ruf nach staatlichem Schutz, nach Schutzzöllen. Die Welt kann die Weltproduktion nicht brauchen, so laßt uns wenigstens diesen Ueberfluß an Erzeugnissen von unseren Grenzen und Märkten abhalten. Sperren wir den ausländischen Konkurrenten und Preisdrückern durch Zölle unsere Märkte, führen wir Schutzzölle ein für unsere Industrie, dann verfügen wir wenigstens über einen zwar recht kleinen, dafür aber sicheren Markt."

So reden die bedrückten Leute, und nicht selten sind die sozialistischen Arbeiter die ersten, die ihre Grundsätze vergessen und den Schutz der nationalen Arbeit verlangen. Mit vollem Recht — nur sollte dieser Schutz nicht durch Zölle, sondern durch eine richtig geleitete Währung erfolgen. Erst dann schützt sich der Arbeiter wirklich.

Gustav Schmoller bemerkt in seinem Grundriß der Volkswirtschaftslehre (S. 1282): „Freihändlerische Stimmungen sind stets in den Aufschwungsperioden, schutz-

zöllnerische in den Perioden der Stockung und des wirtschaftlichen Niederganges vorgedrungen." Einen Beleg zu diesem Satz liefert P. Schmidt in seinem Werk: Die Schweiz und die europäische Handelspolitik, wo er (S. 155) schreibt, daß „die Flut der agrarischen, hochschutzzöllnerischen Bewegung in Deutschland anfangs der Neunzigerjahre ihren Höhepunkt überschritten zu haben schien." Und warum? Schmidt gibt die Antwort: „Unter dem Einfluß von Mißernten im In- und Auslande und einer rückläufigen Bewegung auf dem Weltmarkte waren die Getreidepreise bedeutend gestiegen." Die Folgen einer entgegengesetzt gerichteten Preisbewegung ergeben sich aus folgender Stelle des gleichen Werkes: „Kaum waren (1892) die neuen Verträge Deutschlands in Kraft getreten, so begannen die Getreidepreise schnell zu sinken. Die Landwirte kamen in Bedrängnis. Am 18. Februar 1893 wird in Berlin der Bund der Landwirte gegründet, der sofort mit einer rücksichtslosen Werbearbeit für die Erhöhung der Getreidezölle beginnt." Welche Früchte diese sinkende Preisbewegung zeitigte, geht hervor aus dem Satz der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" vom 24. November 1893; „Wir müssen den Handelsvertrag mit Oesterreich zerreißen, und wenn es mit dem Schwert in der Faust sein muß."

Das ist die Sprache des durch Preisrückgänge zur Verzweiflung getriebenen Volksführers. —

Gehen wir in der Geschichte zurück, so finden wir, daß 1522 Kaiser Karl V. durch Zollerhöhungen seine Einnahmen vermehren wollte. Die deutschen Handels- und Gewerbetreibenden haben aber diesen Versuch mit Erfolg abgewiesen. Die Geschäfte gingen damals gut; warum sollten sie Zollschutz verlangen? Eine steigende Preisbewegung ist wie eine Flut: sie geht über alle Zolldämme hinweg. Als aber im 16. Jahrhundert die Preisbewegung zum Stillstand kam, war die Not der Völker bald wieder da. Warum das? Jeder Zoll hebt sich nach einiger Zeit selbsttätig wieder auf. Der Schutzzoll sichert und hebt das Einkommen aus Grundbesitz: die Grundrente. Der Grundrentner kann behalten, was nach Abzug von Kapitalzins und Lohn übrig bleibt. Sowohl Lohn wie Kapitalzins sind aber bei der Freizügigkeit internationale Größen und gleichen sich in-

folge Kapitalflucht und Auswanderung langsam, aber sicher immer wieder neu aus. Daher ruft jede Besserstellung des Grundrentners sofort wieder die Kräfte auf den Plan, die die Grundrente zugunsten von Lohn und Zins wieder drük-ken. Damit ist der Schutz der Grundrente durch den Zoll wirkungslos geworden und dieser muß wieder erhöht wer-den. Selbstverständlich brauchen diese Vorgänge eine ge-wisse Zeit; außerdem kann eine allgemeine Steigerung des Preisstandes die Lage der verschuldeten Grundbesitzer verbessern, so daß eine erneute Schutzzollforderung ohne großen Schaden auf den Zeitpunkt eines Preisrückganges verschoben werden kann. Tritt aber ein Preisabbau ein, dann kommt die Forderung einer Zollerhöhung mit töt-licher Sicherheit.

Im 17. Jahrhundert, als der amerikanische Goldstrom nach und nach zu versiegen begann, machte sich das Auf-hören der Preissteigerung allerdings weniger in der Schutz-zollpolitik bemerkbar, dafür aber in den Grundsätzen des Merkantilismus. Es fehlten auch die abgeschlossenen Reiche; die Binnenzölle bestanden noch, wurden ausgebaut und nach Möglichkeit erhöht. Im 18. Jahrhundert traten die Phy-siokraten auf: Quesnay, Schlettwein und vor allem T u r-g o t. Die Physiokraten hatten unter anderem auch die Unhaltbarkeit des bisherigen Zollsystems eingesehen und verteidigten den Freihandel. Doch sie drangen mit ihren Forderungen nicht durch. „Ist die Krise einmal ausge-brochen, pocht der Exekutor mit einem protestierten Wechsel in der Hand an die Tür des Unternehmers, dann verliert dieser den Kopf. Er ist vernünftigen, freihändlerischen Er-wägungen einfach verschlossen.“ (Gesell.) —

Nach 1815 wurden in England und in einigen andern Ländern das während der vorhergehenden Kriege in Um-lauf gebrachte Papiergeld eingezogen. Die Folge war das allgemeine Sinken der Preise, — wie heute. „... Da zu gleicher Zeit alle übrigen Banken, die sich hielten, ihre Notenausgabe beschränkten, so kam eine große Summe von Papiergeld aus dem Umlauf, was einerseits den Wert der Noten der Bank von England hob und anderseits selbst wieder auf eine Verminderung der Preise hinwirkte. ... 1814 waren 28 Millionen im Umlauf, 1815 27 Millionen,

1816 nur eine halbe Million weniger. ... Die Industrie geriet in Stockung und bald waren in allen Produktionszweigen Arbeiter außer Beschäftigung gesetzt. ... ganze Kirchspiele verlassen ... Haufen der Unglücklichen ... Trostlosigkeit ... hoffnungslose Wanderer ... Schreckliche Exzesse ... Zerstörung der Maschinen, Brandstiftung und Raub ... Kaufläden erbrochen ... bis das Militär einschritt und der Unordnung mit Gewalt ein Ende machte." So berichtet Wirth in seiner „Geschichte der Handelskrisen." Und Gustav Schmoller zeigt mit folgenden Worten die Wirkung dieser Preissenkung auf die Zollpolitik der Staaten: „Die wirtschaftlichen Krisen, die 1815—1830 folgten, und die lange Geschäftsdepression gaben Anlaß, Rettung in gesteigerten Schutzzöllen zu suchen." Rußland verbot alle fremden Fabrikerzeugnisse, die Vereinigten Staaten erhöhten ihre Schutzzölle bis 1832, „um einigermaßen gegen Englands Wettbewerb geschützt zu sein." „In Oesterreich widerstrebte ein liberaler hoher Beamter, Stahl, dem extremen Schutzzoll; er konnte nicht durchdringen." — „Vergeblich hatten die Bourbonen in Frankreich März und April 1814 eine Rückkehr zum Zollgesetz von 1791 geplant." Dieses Zollgesetz war sehr freiheitlich, es wäre 1814 ein großer Fortschritt in der Richtung des Freihandels gewesen. „Der Bund der Großgrundbesitzer und der Großindustriellen rettete die Einfuhrverbote Napoleons." In England wurden die Zölle in dieser Zeit ebenfalls erhöht.

Als sich die Preise nach den großen Krisen nach und nach zu festigen begannen und sogar stiegen, gewann die Freihandelsbewegung ständig an Boden. Doch erst nach den großen Goldfunden in Kalifornien wurde die anfänglich nur von den gebildeten Kreisen getragene Bewegung allgemein. Die Schweiz hatte 1848 eine neue Verfassung erhalten. Diese war freihändlerisch. Während noch 1843 der Gewerbestand sich zusammengeschlossen und Zollschutz verlangt hatte, berichtet Mühlemann (Mitteilungen des Kantonalen Statistischen Büros, Bern 1916 II. Lieferung): „Die einheimische Industrie verlangte den Zollschutz überhaupt gar nicht mehr; Handel und Industrie waren es wohl zufrieden, daß der neue Bund mit seinem einheitlichen Zollsystem den alten freihändlerischen Ueberlieferungen

treu geblieben war." Das waren also die gleichen Leute, die kaum 6 Jahre vorher einen Zollschutz für ihre Arbeit verlangt hatten!

Unter dem Zufluß des kalifornischen Goldes gediehen die Freihändler. Schon war man so weit, schreibt Schmoller, daß „die Heißsporne des Freihandels 1860—1870 nicht müde wurden, der Welt zu verkünden, in wenigen Jahren werde die ganze Erde, und zwar auf immer, für die neue liberale Handelspolitik gewonnen sein." „Aber", fährt er fort, „es kam anders." Und warum? Wir kennen den Preisfall, der durch die Einführung der Goldwährung im Anfang der Siebzigerjahre auf der ganzen Erde mit Ausnahme von Argentinien, Indien und Japan einsetzte, durch das gleichzeitige Versiegen der Goldbergwerke verschärft wurde und die bis Mitte der Neunzigerjahre beinahe ununterbrochen anhielt.

Die Folgen für die Freihandelsbewegung waren geradezu verheerend. „Mitte der Siebzigerjahre war von einer schutzzöllnerischen Bewegung kaum die Rede." — „Gewiß war noch bis zu Beginn der Achtzigerjahre die große Mehrheit des Schweizervolkes freihändlerisch gesinnt, aber der alte, zukunftsfrohe Glaube war erschüttert." Es waren die sinkenden Preise, die ihn ins Wanken brachten. Anfänglich aber mußte die Lust zu Schutzzollforderungen „geradezu durch amtliche Aufforderungen geweckt werden", schreibt Schmidt. Und „als der Vorort des Schweiz. Handels- und Industrievereins Mitte der Siebzigerjahre eine Einladung an die Verbände und Ortsvereine erließ, Wünsche über eine Aenderung des Zolltarifs kundzugeben, zeigte sich überhaupt nur eine geringe Anteilnahme an der Frage".

Gleich stand es in Frankreich, in Italien, und besonders in Deutschland, wo noch 1877 95% der Waren zollfrei eingeführt wurde. Noch 1876 wurde eine Gegenmaßnahme gegen eine versteckte französische Exportprämie auf Eisen durch den deutschen Reichstag abgelehnt. Im gleichen Jahr, 1876, erklärten sich die Vertreter des Großgrundbesitzes noch als „Gegner der Zölle".

Aber alle diese Kreise und auch die schweizerischen Vereinigungen, die eben noch den Freihandel gerühmt hatten,

wurden Ende der Siebzigerjahre anderen Sinnes, als die Preise sanken, der Absatz stockte und die Arbeitslosigkeit einsetzte.

Rußland begann mit der Erhöhung der Zölle um 43%. In den Vereinigten Staaten hatten die Krisen von 1837/39 und von 1857 Zollerhöhungen gebracht, doch nur vorübergehend! In der Zeit der andauernd sinkenden Preise aber stiegen die Zölle und erreichten ihren Höhepunkt 1896 — ein Jahr nach dem tiefsten Stand der Preise. In Frankreich hatte man „schon in den Sechzigerjahren bei jeder kleinen Stockung nach dem Schutzzoll gerufen," schreibt Schmoller. Doch blieben die Freihändler noch siegreich bis in die Zeit des großen Preisabbaues. „Die Krise von 1883, die Depression (Preisabbau!) bis 1890 steigerte die Schutzzollagitation" (Schmoller). Das Ende war der Sieg der Schutzzöllner im Jahre 1892, der zum Zollkrieg mit der Schweiz führte. In Italien hatte man den Freihandel von Cavour übernommen, aber 1878 gab man ihn auch auf. Deutschland ging den gleichen Weg, ebenso Schweden, England und die Schweiz.

In welchem Maße die sinkenden Preise die Zollerhöhungen in der Schweiz mit sich bringen, sieht man an der folgenden Zusammenstellung der Zolleinnahmen. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß die Kaufkraft des Geldes von 1873 bis 1896 beinahe ununterbrochen gestiegen ist, und daß dagegen die Zahl der Franken seit der Mitte der Neunzigerjahre rasch zunehmen konnte, während die Kaufkraft dieser Summen nicht im gleichen Verhältnis stieg.

1850 = 4 Mill.	1890 = 28 Mill.
1860 = 7,4 Mill.	1900 = 47,5 Mill.
1870 = 8,6 Mill.	1910 = 78 Mill.
1880 = 17,2 Mill.	

Von 1870—1890 hat sich die Zollbelastung mehr als verdreifacht, und, wenn man die wirkliche Belastung berechnet, die wir erhalten, wenn wir die Kaufkraft des Geldes in Rechnung stellen, verfünffacht. In den folgenden zwanzig Jahren mit ihrem viel größern Verkehr, ihrer guten Geschäftslage und der nachwirkenden Belastung durch Schulden in den schlechten Zeiten steigen die Zölle,

wenn man die Geldentwertung dieser Zeit in Rechnung stellt, nur um das zwei- bis dreifache.

Der Zusammenhang zwischen Geldumlauf, Preisbewegung und Schutzzollpolitik wurde schon damals erkannt. So stellt Edmond Théry, der Herausgeber des „Economist Européen" in seiner Schrift „Die Internationale Währungskrise" (Wien 1895) die Frage, „ob nicht die materielle Beeinträchtigung, welche die Staaten infolge dieses großen wirtschaftlichen Umschwungs erfahren, seitdem das Silber den Charakter als internationales Tauschmittel verloren hat, sie mit unwiderstehlicher Kraft immer weiter auf die Bahnen der Protektionspolitik drängen wird — ein System der Absperrung, das voraussichtlich die Wirkung haben wird, die moderne Zivilisation um 100 Jahre zurückzustauen?" (S. 20.) Und (S. 80) schreibt Théry: „Wir haben die Behauptung vertreten, daß das mangelhafte Währungssystem, dem die Welt verfallen ist, die schutzzöllnerische Bewegung ins Leben gerufen hat, welche seit einigen Jahren fast die ganze Welt in ihren Bereich zieht." Dann führt Théry aus einem Vortrag des belgischen Münzdirektors Allard einige besonders aufschlußreiche Stellen an. „Die Folge der Ausschaltung des Silbers als Währungsmetall ist, so sagt Allard, daß entweder die Ware unverkäuflich bleibt oder die Preise sinken. Daraus ergibt sich, wie leicht erklärlich, daß die Silberentwertung unsere ganze Zollgesetzgebung über den Haufen wirft. Die hierdurch bewirkte Baisse der Warenpreise klingt aus in einen allgemeinen Chorus der Produzenten, welche sich über die Konkurrenz der fremden Produktion mit der einheimischen bitter beklagen. Die Freihandelsidee wird überall zurückgedrängt, und siegreich erhebt sich das schutzzöllnerische System auf den mit Trümmern der Volkswirtschaft bedeckten Walstatt, während der geheimnisvolle Einfluß der Währungsfrage den Beobachtern vollständig entgeht. Seien Sie überzeugt, meine Herren, die moderne schutzzöllnerische Bewegung ist ein Produkt der Währungsfrage."

Im gleichen Sinne hat sich die englische Gold- und Silberkommission in ihrem III. Berichte ausgesprochen, worin sie, wie Théry schreibt, die Ausschaltung des Sil-

bers als Währungsmetall „als eine der vornehmsten Ursachen der sinkenden Preise in der Industrie und Landwirtschaft“ bezeichnet. „Der Protektionismus ist das Endresultat dieser Entwicklung“!

Prof. Emile de Laveleye, der bekannte belgische Volkswirtschafter, schrieb in ähnlichem Sinne: „Diese Renaissance des schutzzöllnerischen Systems, der wir beiwohnen, ist, wenn auch nicht einzig und allein, so doch in erster Linie die Folge des der Welt seit 1874 aufgedrängten Goldwährungssystem. Die öffentliche Meinung, welche die Preise immer tiefer sinken sieht, schwingt sich nicht zu der Ansicht auf, daß diese Konjunktur auf Goldknappheit beruhen könnte. Sie legt diese vielmehr der auswärtigen Konjunktur zur Last und verlangt, daß die Gesetzgebung die letztere durch Zollmaßregeln abwehre.“

Wie recht hat leider Laveleye auch noch heute!

Daß die gleichen Ursachen — das Versiegen des Goldzuflusses — auch im 19. Jahrhundert die gleichen Folgen wie im 15. und 16. Jahrhundert zeitigte, geht aus folgenden Worten Laveleyes hervor:

„Eine große Zahl von Ländern, Südamerika, Italien, Rußland, Rumänien, können ihr Gold nur mit größter Mühe gegenüber der mächtigen Anziehungskraft festhalten, welche, vermöge ihrer auswärtigen Kapitalanlagen, von Ländern wie Frankreich und England ausgeübt wird. Da sagt denn die öffentliche Meinung dieser Länder: Wir können unser Gold durch zwei Maßregeln festhalten, entweder indem wir den Geldumlauf einschränken und den Diskont erhöhen, oder aber indem wir versuchen, unsere Handelsbilanz durch Beschränkung der Wareneinfuhr günstiger zu gestalten. Die erste Maßregel schädigt die Nationalproduktion, die zweite aber begünstigt sie und trifft nur das Ausland. Da gibt es denn kein Schwanken. Zollerhöhung wird die Parole! Und in diesem Sinne hat sich denn auch die Volkswirtschaftspolitik der letzten 10 Jahre entwickelt.“

„Prof. Laveleye, — so fährt Théry fort, — hat seine Beweisführung dadurch noch schlagender gestaltet, daß er die schutzzöllnerische Bewegung während der Jahre 1820 bis 1830 zum Vergleiche heranzog und gestützt auf die Statistik Soetbeers den Nachweis erbrachte, daß beide schutz-

zöllnerische Epochen auf das gleiche Moment zurückzuführen seien, auf Goldknappheit nämlich und die dadurch bewirkte Baisse der Warenpreise."

Der holländische Abgeordnete Boissevin führte aus: „Die wachsende Goldknappheit wird den Warenpreisstand noch tiefer herabdrücken. Diese Preiskonjunktur muß notwendigerweise die Absatzmöglichkeit in empfindlicher Weise einschränken. Was wird die Folge sein? Die Mehrzahl der Nationen wird fortfahren, sich auf ihre Nationalproduktion zurückzuziehen und die freie Handelsbewegung einzuschränken."

Professor Foxwell aus England bemerkte nach den Darlegungen von Otto Arendt, dem deutschen Währungstheoretiker, der sich ebenfalls den Ansichten von Laveleye und Boissevin angeschlossen hatte: „Es scheint, daß man sich in Frankreich mit der Baisse der Warenpreise leichteren Herzens abfindet, als bei uns in England. Ich sehe aber die Baisse nicht bloß als eine vorübergehende Konjunktur an, als eine bloße Störung des Marktes, ich erblicke darin eine große soziale Gefahr, eine Störung der Beziehungen zwischen den ökonomischen Klassen, eine Ursache revolutionärer Unzufriedenheit. Sie erzeugt ganz allgemein das Verlangen, sich der Schuldverpflichtungen zu entledigen, welche den Charakter unbilliger Härte angenommen haben. Wie Arendt richtig bemerkt hat, ist sie ein richtiger Ansporn zur Annahme des schutzzöllnerischen Systems. Wenn diese Seite der Frage mir nicht klar geworden wäre, so wäre mein Interesse ein bei weitem schwächeres.... Erst als ich die schweren sozialen Folgen einer fortdauernden Baisse der Warenpreise erkannt habe, bin ich ein begeisterter Bimetallist geworden."

Bekannlich haben die Goldfunde der Neunzigerjahre die Bestrebungen der Bimetallisten überflüssig gemacht, indem sie die Preise hoben. Was aber blieb, sich selbsttätig immer wieder unwirksam machte und die Völker immer schärfer trennte, das waren die Zollgesetze der Achtzigerjahre.

Indien liefert uns ein besonders vorzügliches Beispiel dafür, wie die Währungsfrage auf die Zollpolitik einwirkt.

Nachdem von 1873—1893 in Indien die Preise ständig gestiegen waren, von 100 auf 117, ordnete die englische Regierung im Juni 1893 die Einstellung der freien Silberprägung an. Sie wollte damit das weitere Steigen der Preise verhüten und den Kurs der indischen Rupie heben. Dies deswegen, weil die indische Regierung ihre ausländischen Schulden in Gold bezahlen und dafür Silberrupien auslegen mußte. Je zahlreicher diese umliefen, desto tiefer sank ihr Kurs, desto mehr mußte die indische Regierung solche hergeben, wenn sie ihre Goldschulden zahlen wollte. Was war aber die Folge dieser Einschränkung der Silberprägung? Die Ausfuhr Indiens für die Monate Juli, August und September stieg von 1891 bis 1893 von 15,531,300 auf 16,576,300, während die Ausfuhr für die gleichen drei Monate von 22,503,200 auf 19,425,200 sank. Und die Folge? Am 28. November 1893 veröffentlicht der „Manchester Guardian" einen Brief des großen Teepflanzers Skine, der darlegt, wie nunmehr der Kurs der indischen Rupie steige, während der chinesische Tael ständig weiter sinke. „Was aber bedeutet das für unsere Teepflanzungen in Ceylon und in Indien? Gar nichts anderes als eine Exportprämie für den Export chinesischen Tees nach England. Denn wenn die Rupie fortdauernd ein Shilling 4 Pence notieren sollte, während dasselbe Quantum Silber in China nicht mehr als ein Shilling wert ist, so wird der chinesische Pflanzer ebensoviel Tee von einer bestimmten Qualität um ein Shilling verkaufen können als ein indischer Konkurrent für 1 Shilling vier Pence."

Dann aber kommt der unvermeidliche Schluß: „Das wichtigste Schutzmittel bestünde in der Einführung eines Zolls von 3 Pence per Pfund auf chinesischen Tee...."

Théry, der diese Tatsachen veröffentlicht, schließt den Abschnitt über Indien mit den Worten: „So stellt es sich denn heraus, daß die Einstellung der freien Silberprägung zwar die erwünschte günstige Wirkung auf die indischen Finanzen nicht geübt hat, aber dieses große Land in die gleiche Lage versetzte, wie die Länder mit Goldwährung oder Goldrechnung und die nächste Folge dieses für die indische Produktion ungünstigen Umschwunges ist

das Verlangen nach Schutzzoll." (Von Thery selber gesperrt.)

Fassen wir zusammen: Steigende Preise bauen selbsttätig den Zollschutz ab, indem die Zollbelastung vom Gewicht oder von der Zahl der Waren berechnet wird. Steigen alle Preise, so machen die gleichbleibenden, weil vom Gewicht oder vom Stück berechneten Ansätze in Geld eine verhältnismäßig immer geringer werdende Zollbelastung aus. Die Freihandelsbestrebungen gedeihen, weil der Geschäftsgang ein guter ist und die andern Steuerquellen fließen; der Staat braucht auch keine besonderen Aufwendungen für Arbeitslosenunterstützungen und Notstandsarbeiten zu unternehmen; außerdem wird das Verzinsen und Abtragen der Staatsschulden bei steigenden Preisen ständig leichter.

Sinken die Preise allgemein, so wird der Handel unmöglich, der Absatz der Erzeugnisse stockt, die fehlende Nachfrage erzeugt das Gefühl der Ueberproduktion, die aber nur in der tatsächlichen Unmöglichkeit besteht, die erzeugten Waren auszutauschen, weil das Tauschmittel fehlt. Die Waren werden mit verhältnismäßig drückenden Zöllen belastet, die aber den Bauern und den Gewerbetreibenden doch nicht helfen können, da die Absatzstockung auch im Inlande herrscht. Nicht im Auslande, sondern im Inland wird die Absatzstockung erzeugt; sie entsteht durch die sinkende Preisbewegung im Lande selbst. Die Unmöglichkeit, auszuführen, ist meist nur hervorgerufen durch das Steigen der inländischen Kaufkraft des Geldes, — die das Steigen des Kurses im Auslande veranlaßt, — wie wir das im Fall von Indien 1893 sehr schön gesehen haben. Die Staaten kommen in Geldverlegenheit, weil die Absatzstockung einen Steuerausfall bei gleichzeitiger größerer Beanspruchung der Staatskasse für Arbeitslosenunterstützungen und Notstandsarbeiten mit sich bringt. Hinzu kommt, daß uns alle Aufwendungen für die Verzinsung und Abzahlung der Staatsschuld bei sinkenden und tiefern Preisen und Löhnen naturgemäß schwerer fallen, weil wir für die Erlangung des dazu nötigen Geldes mehr Erzeugnisse und mehr Arbeitsleistungen verkaufen müssen, wenn die Preise und Löhne gesunken sind.

Es ergibt sich somit für die Verfechter des Freihandels die unabwendbare Notwendigkeit, sich für eine feste Kaufkraft des Geldes mit aller Kraft einzusetzen, wenn ihre Bestrebungen dauernden Erfolg haben sollen.

John Law.

John Law ist wohl einer der ersten, der aus den Gesetzen des Geldumlaufes die richtigen Folgerungen zog. Leider fehlte ihm die nötige Macht, um sein System gegen die Staatsmänner zu halten. Seine Niederlage bedeutete für lange hinaus die Ablehnung aller vernünftigen Reformarbeit auf dem Gebiet des Geldwesens.

Ludwig XIV. war 1715 gestorben und hatte Frankreich arm hinterlassen. Die Staatseinnahmen bis und mit 1717 waren schon 1713 verpfändet und verbraucht. Der Finanzminister Demaretz setzte die Zinsen für die Staatsschulden willkürlich herab, was einem Staatsbankerott gleichkam und verminderte aber gleichzeitig das Geld, um seine Kaufkraft zu heben, die allerdings durch den von den Kriegen verursachten Nahrungs- und Warenmangel gelitten hatte. Wie immer, so hemmte auch dieser Preisabbau den Gang aller Geschäfte. 1716 mußten daher die Zinse nochmals herabgesetzt werden; als der Herzog von Orléans die Herrschaft übernahm, waren die Staatskassen wörtlich genommen vollständig leer: man mußte bei einem Handelsmanne 3 Millionen borgen, um die Krönungsfeierlichkeiten durchzuführen.

In diesem Zeitpunkt trat John Law auf und anerbot sich, durch sein neues System nicht bloß die erschöpften Einnahmen des Staates zu vergrößern, sondern darüber hinaus noch im ganzen Lande durch eine neue Organisation des Kredits bisher unbekannten Reichtum zu schaffen und die französische Handelsmacht zu heben.

Erst wies man seine Anträge ab. Als aber die Not der Staatsverwaltung immer drückender wurde, hörte man auf ihn. Was hatte er zu sagen? Law hatte eingesehen, daß irgend ein Tauschmittel, nicht bloß das Gold und Silber, zum Austausch der Waren genüge, sofern es der Volkswirt-

schaft in der richtigen Menge zur Verfügung gestellt wird. Schon hatten ja Private die Kreditbriefe erfunden, um das fehlende Gold zu ersetzen: der Staat brauchte dieses System nur folgerichtig durchzudenken und auszubauen. Dann würde die Vermehrung dieses neugeschaffenen Geldes den Handel beleben und mehren, damit den Reichtum und das Ansehen des Staates. Auf diese Weise könnte mit dem wachsenden Angebot von Zinstragenden der Zinsfuß gedrückt, somit jeder Wucher beseitigt und die Spekulation verunmöglicht werden.

Nach Law war das bisherige Vorgehen des Staates falsch: er bezog Steuern, er borgte, er verbrauchte. Statt dessen hätte er Kredit geben, Geld ausleihen, dessen Schöpfer er selber doch ist, und damit die Volkswirtschaft beleben und zur Blüte bringen sollen. Law schrieb: „Wenn man ein Geld einführt, das keinen sogenannten inneren Wert hat, das man nicht ausführen kann, dessen Angebot niemals hinter der Nachfrage zurückbleibt, so kommt die Volkswirtschaft zu Reichtum und Ansehen. Die Preise aller Dinge werden bestimmt durch das Verhältnis der Geldmenge und der angebotenen Warenmenge."

Vorschläge ähnlicher Art waren von ihm schon in Italien, England und Schottland, seinem Heimatlande, eingereicht, aber zurückgewiesen worden. 1716 gestattete ihm der König von Frankreich die Eröffnung einer privaten Bank. Er gründete sie mit 6 Mill. und gab Noten aus, die er gegen Metallgeld wieder einlöste. Der Erfolg überschritt alle Erwartungen. Die Wucherer und die Staatsborger hatten sich erst über ihn lustig gemacht; sie wurden bald um ihre Stellungen besorgt. Die Vermehrung des umlaufenden Geldes durch die Noten besserte bald den Schaden aus, der durch die vorherige Geldverminderung entstanden war. Der Zinsfuß wurde gedrückt, Handel und Warenerzeugung wurden angeregt. „Frankreich erschien wie ein Körper, in dem das Blut rascher umzulaufen beginnt." (Barral, L'équation économique. — Nice 1922.)

John Law ging noch weiter. 1718 wurde nochmals Metallgeld eingeschmolzen und schließlich als Tauschmittel nicht mehr staatlich anerkannt. Unter dem Namen „Compagnie des Indes" wurde eine Handelsgesellschaft ins Le-

ben gerufen, die sich die Erschließung von Amerika zur Aufgabe machte. Die Erfolge der bisherigen Maßnahmen Laws riefen eine bisher nie dagewesene Spekulationswut mit den Aktien dieser Gesellschaft hervor, ihr Kurs stieg von 500 auf 20,000 Livres. Von allen Seiten strömten die Glücksucher nach Paris; man behauptet, daß die Bevölkerung von 1716 bis 1720 um ein Drittel gestiegen sei. Ein unerhörter Anstoß wurde dem Handel und der Industrie gegeben; der Zinsfuß war schließlich bis auf 1¼ % gedrückt worden. Die Zahl der Fabriken soll sich in dieser Zeit verdoppelt haben. Die Steuerquellen flossen; die Abgaben wurden mit Leichtigkeit ertragen; Schiffe wurden gebaut, die alten Kolonien blühten auf, Städte entstanden — so verdankt z. B. New-Orleans dieser Blütezeit seine Entstehung — die französische Flagge erschien auf allen Meeren. England wurde unruhig, weil es den Zug aller unternehmungslustigen Leute nach Frankreich und seinen Kolonien gehen sah. Sein Gesandter Stairs versuchte gegen Law vorzugehen, jedoch so plump, daß er von der englischen Regierung zur Ordnung gerufen werden mußte.

In welchem Maße sich die Auswanderer den französischen Kolonien zuwandte, geht aus einem Bericht von Law hervor, worin er schreibt, daß „die Schiffe der Compagnie des Indes kaum zu ihrer Beförderung genügten.“ Und doch hatte die Gesellschaft (so berichtet Albert Despaux in seinem Werke: L'inflation dans l'histoire), bis im Mai 1720 „500 ganz große Schiffe erbaut oder angekauft, nicht zu sprechen von den Brigantinen und Fregatten. Ein Strom von Auswanderern ergoß sich in das an Metallen, Seide und Spezereien reiche Louisiana und sie begannen sich hier einzurichten, dank der klugen Werbetätigkeit der Presse, dank des Zustroms von Arbeitslosen und unerwünschten Elementen, dank der Verteilung von Konzessionen an Gesellschaften, die dann ihrerseits Kolonisten suchten und sie hauptsächlich in Deutschland fanden, wo mehrere tausend Bauern und Handwerker angeworben wurden.“ So schien sich alles gut zu entwickeln.

Doch zwei Dinge gelangen Law nicht: das richtige Maß in der Geldausgabe zu treffen und dann, als der Zinsfuß gedrückt war, das Geld im Umlauf zu erhalten. Beides

wirkte auf gleiche Weise: es beraubte ihn der Macht über die Umlaufsgeschwindigkeit seines ausgegebenen Geldes. Der tiefe Zinsfuß verlangsamte erst die Umlaufsgeschwindigkeit, was scheinbar ohne Schaden eine erneute Ausgabe von Kreditpapier erlaubte. Die größere Menge führte jedoch zu einer Entwertung, wodurch plötzlich das Mißtrauen erwachte und sich in einem riesigen Angebot des vorher gehamsterten Papiergeldes äußerte. In kurzer Zeit stiegen die Preise deshalb ins riesenhafte, — nur Deutschland hat seither diese Dinge in gewaltig vergrößertem Maßstabe wiederholt — und am 10. Oktober 1721 wurden seine Noten außer Kurs gesetzt.

Damit war der an sich richtige Gedanke von John Law infolge der Dummheit seiner Mitarbeiter und der Bosheit seiner Gegner gescheitert. Statt 2,138 Milliarden, wie es Law beabsichtigt hatte, ließ nämlich der geldgierige Herzog von Orleans 3,710 Milliarden Noten in Verkehr setzen, ohne daß John Law davon Kenntnis hatte. Die ihm feindlichen Spekulanten ihrerseits taten alles, um das Volk das eine mal zur Spekulation auf steigende und das andere mal zur Spekulation auf sinkende Preise zu ermuntern. Dadurch wurde die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes willkürlich verändert, wodurch die Nachfrage nach Waren usw. ebenso unberechenbar wurde.

Nach diesem Versuch, das fehlende Tauschmittel auf natürliche Weise in richtiger Menge selbst zu beschaffen, ging die Geschichte ihren alten Gang. Law starb 1729 in Venedig in größter Armut. Jeder Versuch, eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, wurde abgewiesen, bis die französische Revolution alle die verhaltene Kraft und alle Leiden in einer großen Entladung zum Ausdruck brachte.

Der nach dem Zusammenbruch des Systems von John Law einsetzende Preisabbau hatte, nach Despaux, genau die gleichen Folgen wie jede Preissenkung: „Obwohl die Noten und Aktien schon im Oktober 1720 verschwunden waren, wurde die Lage im Jahre 1721 noch schlimmer. Levasseur berichtet, alles hätte darunter gelitten, die Armen seien vor Hunger gestorben und sogar die reichsten

Leute seien verarmt. „Das Geld fehlte fast vollständig.““

Die infolge der Geldverminderung einsetzende Krise brachte das Volk zum Verarmen. Der Verdienst fehlte und deshalb schienen ihm alle Preise immer noch hoch. Von 1720—1726 folgen (nach Despaux) Verfügungen über Verfügungen, um die Preise zu senken. Sie gehen alle zurück auf die Stockung in der Arbeit, wie sie durch die Geldverminderung verursacht wurde.

Die Rolle des Geldes in der Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es mag heute wie ein Witz klingen, ist aber doch Tatsache, daß bei der Gründung der Vereinigten Staaten von Nordamerika das Papiergeld und nicht das Goldgeld die Hauptrolle spielte. Fast alle Staaten hatten solches ausgegeben. Einer der ersten und eifrigsten Befürworter war Benjamin Franklin. Er erzählt in seinen Lebenserinnerungen:

„Etwa um dieselbe Zeit (1729) verlangte das Volk heftig eine abermalige Ausgabe von Papiergeld, da nur 15,000 Pfund im Umlauf waren, und die in Gefahr standen, festgehalten zu werden. Die wohlhabenden Einwohner waren gegen jede Art Papiergeld eingenommen, aus Furcht vor der Entwertung, wie man sie in Neu-England zum großen Schaden der Inhaber erlebt hatte und widersetzten sich aus allen Kräften dieser Maßregel. Wir hatten diese Angelegenheit in unserem Verein besprochen, wo ich für die abermalige Ausgabe mich erklärte, in der Ueberzeugung, daß die erste kleine, im Jahre 1723 ausgegebene Summe der Provinz durch Beförderung von Handel und Industrie, sowie Zunahme der Bevölkerung manchen Nutzen gebracht habe, indem jetzt alle Häuser bewohnt seien und noch viele neu gebaut wurden; während ich mich gar wohl entsinne, wie ich damals, als ich, meine Semmel verspeisend, zum ersten Male durch die Straßen von Philadelphia spazierte, an den meisten Häusern Zettel mit der Aufschrift: „Zu vermieten!“ wahrgenommen hatte, woraus ich damals ge-

schlossen, daß die Bewohner einer nach dem andern aus der Stadt fortzögen.

„Unsere Debatten weihten mich so tief in die Sache ein, daß ich anonym eine Flugschrift schrieb und herausgab, unter dem Titel: „Die Natur und Notwendigkeit des Papiergeldes“. Sie wurde von den untern und mittleren Volksklassen außerordentlich gut aufgenommen, mißfiel aber den Wohlhabenden, indem dadurch das Verlangen nach mehr Geld nur noch stärker wurde. Da die letzteren indes keinen Federkundigen unter sich zählten, der meine Schrift hätte beantworten können, so verlief sich ihr Widerstand im Sande, und da in der Kammer die Mehrheit für die Maßregel war, so ging sie durch.“

Franklin, der ja Buchdrucker war, bekam selbst den Auftrag zum Druck des Papiergeldes. Er berichtet weiter:

„Zeit und Erfahrung taten übrigens so deutlich den Nutzen des Papiergeldes dar, daß sich später nie ein eigentlicher bedeutender Widerspruch dagegen erhob und dessen Summe sich bald auf 55,000 Pfund und im Jahre 1739 auf 80,000 Pfund belief. Seitdem stieg die Summe während des letzten Krieges auf 350,000 Pfund, während Handel, Bauten und Bevölkerung fortdauernd im Steigen waren; ich habe aber jetzt (1771) die Ueberzeugung, daß es Grenzen gibt, über welche hinaus Papiergeld sehr verderblich werden kann.“

Daß eine ständige Preissteigerung die Folge war, geht aus einer spätern Bemerkung hervor, wonach ein Bürger von Philadelphia schließlich fünfmal mehr für ein Haus zahlte, als ihm zuerst gefordert worden war, und an anderer Stelle erwähnt Franklin eine Mietzinssteigerung von 24 auf 70 Pfund.

Die Folgen waren für Philadelphia jedoch günstig: Darmstätter schreibt, Philadelphia sei (1777) die schönste und reichste Stadt der Union gewesen.

Leider war später der Zwang der Not doch noch stärker als seine Ueberzeugung: während des Krieges mit England wurde die Notenpresse stark mißbraucht. So schreibt z. B. Darmstätter in Pflugk-Hartungs Weltgeschichte: „Es war nicht schön, aber menschlich, daß die Bevölkerung von

New-Jersey das Gold der britischen Truppen dem Papiergeld des Kongresses vorzog". Und später sah sich Washington zur Untätigkeit verdammt. „Der Kongreß hatte fast jeden Kredit verloren, sein Papiergeld war wertlos geworden." Frankreich sprang der Union helfend bei.

Der rasche Aufstieg der englischen Kolonien in Nordmerika wird erklärt durch ihre Geldwirtschaft. Albert Despaux berichtet darüber in seinem Buche „L'inflation dans l'histoire", daß nach dem Zusammenbruche von Law's System in ganz Europa das Kreditwesen verabscheut worden sei. „Im Gegensatz dazu brauchten die englischen Kolonien Nordamerikas die Banknoten noch immer wie gewöhnlich." Sie kehrten sich also nicht an die französischen, schlimmen Erfahrungen.

„Von 1690 an zahlte Massachusetts seine Truppen im Kampfe gegen Kanada in Noten aus. Die andern Kolonien folgten diesem Beispiel und die Geldvermehrung wurde sehr groß; so gab Rhode Island 400,000 Pfund Sterling aus, bei einer Bevölkerung von 20,000 Einwohnern, was 500 Fr. auf den Kopf macht, ungefähr die Hälfte der Notenausgabe in der Assignatenzeit in Frankreich." So berichtet Despaux.

„Damals, wie auch heute, war der englische Handel der Geldvermehrung in den Kolonien feindlich gesinnt, weil sie starke Preisschwankungen zu seinem Nachteil erzeugte und den Einstandspreis der amerikanischen Waren ständig herabsetzte. Damals, wie heute, versuchte der Handel die Geldvermehrung in den Kolonien zu unterdrücken. Die Statthalter der Kolonien suchten diese zu veranlassen, ihre Staatsausgaben durch Steuern zu beschaffen und dafür auf die Dienste der Notenpresse zu verzichten, genau wie man es heute gegenüber Deutschland versucht. Das englische Parlament ging sogar soweit, den vier nördlichen Kolonien schon 1751 die Notenausgabe zu verbieten, den andern dann im Jahre 1763, um sie zu zwingen, ihre Ausgaben und Einnahmen in Uebereinstimmung zu bringen. Aber die Kolonien verweigerten die Steuern, die an die Stelle der neuen Noten treten sollten und sie verweigerten darauf die Annahme englischer Waren. Das Ergebnis dieser Deflationspolitik war 1774 der

Aufstand der Kolonien und nach einem Krieg von 10 Jahren der Vertrag von Versailles vom Jahre 1783, der den Kolonien die Unabhängigkeit brachte.“

Soweit wieder Despaux. Die Unterbietung der englischen Warenpreise durch die Kolonisten geht also weniger auf deren geschäftliche Tüchtigkeit als auf ihre, wie man zu sagen pflegt, „unterwertige Valuta“ zurück. Mit andern Worten: Die Kolonisten trieben mit Hülfe ihrer Notenpressen ein fortgesetztes „Valutadumping“, mit gutem Erfolg für sie, mit schlechtem Einfluß dagegen auf den englischen Handel. Das Endergebnis war das Verbot der Notenausgabe durch das Mutterland, damit der Mangel an Geld in den Kolonien — und dieses Gebiet, das stets neue Möglichkeiten erschloß, brauchte viel Geld! — und mit dem Geldmangel kam die Krise und dann der Aufstand.

So wäre — nach Despaux — die Befreiung der Vereinigten Staaten von der englischen Oberherrschaft letzten Endes auf die Tätigkeit der Notenpresse zurückzuführen!

Von der Befreiung aus der englischen Herrschaft an bis 1848 ließen die Vereinigten Staaten wenig von sich hören. Ihre Großtat im 18. Jahrhundert war die Begründung eines Volksstaates auf Grund selbständiger Staaten; ihre verdienstlichste im 19. Jahrhundert die Erschließung des Erdteils. „Wahrscheinlich hätte die Besiedlung Kaliforniens auch nach der Einverleibung des Landes in die Union noch einige Jahrzehnte, mindestens zur Vollendung der Ueberlandbahnen auf sich warten lassen, wenn nicht ein Ereignis an der pazifischen Küste der ganzen Entwicklung neue Bahnen gewiesen hätte. Am 19. Januar 1848 fand ein Arbeiter des Baslers Sutter, Janies Marschall, das erste Gold am American River.“ — „Ebenso wie in Kalifornien, ja vielleicht in noch höherem Grade, ist die Kolonisation der weiten Gebiete des westlichen Hochlands bisher wesentlich durch Funde von Edelmetallen bestimmt worden. — Der Westen wurde mit jedem Jahr mehr die Grundlage der amerikanischen Volkswirtschaft. Erst durch die Besiedlung des Westens ist die Entwicklung einer amerikanischen Großindustrie möglich geworden. Es

ist nicht übertrieben, wenn man die gewaltige materielle Entwicklung der Vereinigten Staaten in der Hauptsache auf die Erschließung des Westens zurückführt." (Darmstätter.)

Welche Wirkungen die kalifornischen Goldfunde auf die Weltgeschichte ausübten, werden wir in einem andern Abschnitt untersuchen.

Während des blutigen Bürgerkriegs (ungefähr 620,000 Tote) wurde auf beiden Seiten Papiergeld ausgegeben. Das Papiergeld der Besiegten samt ihren Schuldanerkennungen wurde nachher wertlos. Die Nordstaaten versuchten nach dem Siege ihr Papiergeld wieder einzuziehen. Dem widerstrebte ihr Präsident Lincoln aufs entschiedenste. Er schrieb:

„Ich warne die Amerikaner vor der Wiederholung von Verbrechen, die in der Geschichte schon vorgekommen sind. Wird ein großer Preisabbau erwartet, so sind die Folgen dieser Erwartung verheerend. Ich warne vor hohem Zinsfuß, Verminderung des Geldes oder irgend einer Veränderung des Geldumlaufes, welche die Schuldenlast verändert, bevor sie abbezahlt ist. Jede Bestrebung für den Preisabbau, bevor die Staatsschulden bezahlt sind, jeder Versuch zur Aenderung der Kaufkraft des Geldes, zu der die Schuld abgeschlossen worden ist, würde ein Verbrechen sein."

Die Amerikaner haben während des Weltkriegs die Preise durch eine Goldvermehrung hochgetrieben, haben Schuldverträge abgeschlossen mit einem Geld, das kaum noch zwei Fünftel der Vorkriegskaufkraft hatte und dann durch einen starken Geldrückzug 1920 die Kaufkraft des Geldes wieder beinahe verdoppelt. —

Es gab 1920 keinen Abraham Lincoln in den Vereinigten Staaten.

Die Währungspolitik Friedrichs des Großen.

Wir trafen bisher in der Weltgeschichte keinen Fürsten mit dem Beinamen „der Große", der nicht seine Herrschaft mit einer Vermehrung des umlaufenden Geldes begründet

hätte. Auch Friedrich der Große macht davon keine Ausnahme. Er übergab die Ausprägung des Geldes an zwei Münzpächter Ephraim und Itzig, die in Leipzig und in preußischen Münzstätten ganze, halbe und Viertelsgulden schlugen

„von außen schön, von innen schlimm,
von außen Friedrich, von innen Ephraim“,

wie der Volkswitz dichtete. Aus der Mark hatte man sonst 14 Taler ausgeprägt, jetzt wurden bis auf 45 Taler daraus geschlagen.

Damit wurde es Friedrich möglich, seine Wirtschaft — und auch den Krieg! — durchzuhalten, während „es die Geldnot war“ (Philippson), die die Oesterreicher zum Frieden zwang.

Nun versuchten Schuldner ihre Schulden zu künden und sie mit dem kaufkraftschwachen Gelde zurückzuzahlen. Da erließ Friedrich der Große am 12. Januar 1762 folgenden Erlaß:

„Es ist zwar eine allgemeine, in der selbst redenden Billigkeit gegründete Rechtslehre, daß ein jeder Schuldner das ihm geschehene Darlehn in eben der Müntzsorte, wie er solches empfangen, nach dem in- und äußerlichen Werthe zurück zu zahlen verbunden sey; und auch bey Veränderung der Müntzsorten, weil dadurch der Schuldner nicht leidet, hiervon keine Ausnahme gemacht werden könne.

Diesem zuwider hat es sich jedoch seit einiger Zeit verschiedentlich geäußert, daß die Schuldner ihren Creditoren die Capitalien, so sie in gutem Geld erhalten, aufgekündigt und solche dermahlen cursirenden neuen Friedrichs d'Or oder Brandenburgischen Silbergelde bezahlet; womit auch diese, wenn sie wegen der Agio einen Revers erhalten, bishero zufrieden seyn müssen.

Nun ist aber offenbar, daß solchergestalt diejenigen, welche Capitalien ausstehen haben, und öfters von den Zinsen leben müssen, so sehr leiden, als die Schuldner profitieren; maßen jene das ihnen in solchen Müntzsorten zurückgezahlte Capital, wegen der dieserhalb gestiegenen hohen Preise aller Sache, nicht so dermahlen nutzen können, wie es wirklich diese zur Zeit des Anlehns benutzet; je nachdem sie es entweder zur Erkaufung oder Erhaltung unbe-

weglicher Güter oder zur Erhandlung einiger Waren gebrauchet; beyde aber bekanntermaßen steigen, wenn Schrot und Korn oder der innerliche Werth der Münzsorten geringer wird; wie solches auch die Erfahrung dermahlen nur gar zu sehr bestätigt, in so fern bey der seit dem Kriege getroffenen Münz-Veränderung alles und sogar des Handwerks-Lohn fast aufs höchste gestiegen ist.

Nachdem diese nun von unserem gesamten Etats-Ministerio in reiflicher Ueberlegung genommen und befunden worden daß, wenn denen Schuldenern, so bereits dadurch, daß sie die Zinsen bloß in denen schlechten cursierenden Sächsischen Ein-Drittel-Stücken, mithin nur in der That die bishero geschehen, gegen Ausstellung eines Reverses wegen der dermahleinst zu vergütigenden Agio verstattet werden sollte, die in altem guten Gelde contrahirte Capitalien in entweder währendem Kriege selbst erworbenen oder von anderen wieder aufgenommenen, Unseren neuen Gold- und Silbermünzen zu bezahlen, nichts so sehr am Tag liege, als daß die Creditores ohne ihr Verschulden, wo nicht die Hälfte, doch wenigstens eines gutes Drittheil ihres Vermögens einbüßen; ja sogar diejenigen, die bloß von ihren Zinsen leben, dadurch wirklich an den Bettelstab gebracht werden und es dahero so nöthig als höchst billig sey, diesem in Zeiten vorzubeugen, damit nicht noch mehrere von diesen letzteren ins Unglück gerathen.

Also haben Wir in Gnaden resolviert hiermit ein für allemahl, zu verordnen und festzusetzen, daß alle und jede Schuldner, so ihren Gläubigern die Capitalien aufkündigen, von nun an selbige in dem erhaltenen guten Gelde zu bezahlen, oder dafür das curente Agio sogleich baar zu erlegen."

Man muß sich manchmal wundern, wie hoch ein alter unumschränkter Selbstherrscher über einem Volksstaat stehen kann, und mit wie wenig Verstand noch heute die Völker sich regieren; denn unwillkürlich denken wir doch alle an Sätze wie: „Mark ist Mark" und an den Aufwertungsschwindel der heutigen Zeit.

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde jedoch das „schlechte Geld" — mit dem man allerdings hauptsächlich den Sieg errungen hatte — zurückgezogen. Aber „der nach

wiederhergestelltem Frieden allzuschnell veranlaßte Abfall der Markt- und Güterpreise erzeugte eine noch nie dagewesene Schuld- und Kreditnot der Grundbesitzer", berichtet Ferdinand Fischer (die Lehre von den schlesischen Pfandbriefen, Breslau 1837).

Angesichts der vorher zu hohen Preisen getätigten Bodenverkäufe hatten auch die festsitzenden Grundeigentümer ihre Güter entsprechend höher eingeschätzt und infolgedessen sich Ausgaben geleistet, die sie anderenfalls unterlassen haben würden. Deshalb geben die Schriftsteller jener Zeit vielfach das verschwenderische Leben des Adels als Grund des Zusammenbruches an, ganz wie beim schweizerischen Bauernkrieg von 1653.

Da trat ein Berliner Kaufmann namens Büring im Jahre 1767 mit einem Plan an den König heran, der dem Notstande des Grundbesitzes abhelfen sollte. Die großen Verbände der adligen Gutsbesitzer (Landschaften) sollten das Recht erhalten, Inhaberpapiere in Umlauf zu setzen (Pfandbriefe), „die im Handel und Wandel als baar Geld coursieren sollten". Ueber die preissteigernde Wirkung dieser Geldvermehrung war sich Büring auf Grund seiner kaufmännischen Erfahrungen klar. „Es ist gar keine Kunst", schreibt er, „durch diesen Plan die Grundstücke im Wert um mehr als 50 Prozent steigend zu machen. Dieses ist aber ebenso unglücklich für das Land als der Verfall der Grundstücke selbst. Deshalb muß man diese Papiere nach und nach auf solide Art wieder aus der Welt haben, welches absolument notwendig ist. Es ist eine sichere und unumstößliche Regel, daß, wenn man für Ueberfluß sorgt, auch nicht weniger auf den Abfluß Bedacht genommen wird. Es ist die größte Finance, die in einem Staat absolut muß observiert werden, daß Geld, Grundstücke und Waren gegeneinander in einem billigen und verhältnismäßigen Wert erhalten werden, sonst zerfällt die beste Einrichtung, und ruiniert sich Eins mit dem Anderen.". —

„Das sind bittere Worte für unsere Zeit! Seit 1914 hat man Geld, Waren und Grundstücke nicht in einem billigen und verhältnismäßigen Wert erhalten, da man wohl für Ueberfluß an Geld gesorgt, aber nicht auf gleichzeitigen Abfluß Bedacht genommen hat. Kein Wunder, „daß un-

sere besten Einrichtungen zerfallen sind, und sich Eins mit dem Anderen ruiniert hat", schreibt Rudolf Hoffmann.

Am 29. August 1769 erging eine Kabinettsordre an Carmer, den Justizminister und späteren Großkanzler, in welcher der Büringschen Anregung nachgekommen und der Grundstein zu dem ersten und berühmten landwirtschaftlichen Borgverband, dem schlesischen, gelegt worden ist. Nachdem die schlesische Landschaft ihre Tätigkeit Weihnachten 1770 begonnen hatte, konnte Carmer dem König bereits unter dem 22. Januar 1771 mitteilen, daß für 1,3 Millionen Taler Pfandbriefe ausgefertigt worden seien, und „eine beträchtliche Anzahl des Adels, welcher wegen Mangels des Kredits auf dem Rande des Verderbens gestanden, gerettet worden" sei. Die neuen Papiere wurden in ihrer Eigenschaft als Geldzusatz schnell wirksam, und die Folge, die Steigerung der Preise, blieb nicht aus. Die schlesischen Gutsbesitzer, auch wenn sie keine Schulden hatten, ließen sich von der Landschaft Pfandbriefe auf ihren Besitz aushändigen, hielten diese dann genau wie Bargeld als Kassenvorrat und verwandten sie nach und nach zu den verschiedensten Zahlungen, namentlich zur unmittelbaren Bezahlung neu erworbener Grundstücke.

„Durch diese Operation", schreibt A. E. v. Holsche 1807, „sind mehr als 50 Millionen Taler in Umlauf gebracht; der Wert der Güter ist verdoppelt."

Das Glück der schlesischen Grundherren ließ die übrigen nicht schlafen. Bei den Vorverhandlungen zur Gründung der zweiten landschaftlichen Selbsthilfebank, der märkischen Ritterschaft, sprachen die märkischen Stände immer wieder aus, daß sie ein Pfandbriefsystem nach Art des schlesischen haben wollten, um dadurch eine vermehrte Menge von „numeraire", eine neue Sorte von „signe de valeur" (Wertzeichen) in den Markt bringen. In den betreffenden Verhandlungen aus dem Jahre 1774 heißt es: „Die Umschreibung der Einzelschulden in Pfandbriefe wird die signes de Valeur (Wertzeichen) vermehren; bei den Pfandbriefen läßt sich kein Discredit denken, und sie werden allemal lieber als bares Geld in Zahlung genommen."

Die märkischen Stände schlugen vor, für vier Millionen

Taler märkische Pfandbriefe, auf den Inhaber lautend, zu schaffen. „Diese Papiere erhalten dadurch, daß der Vorzeiger allemal als der rechtmäßige Besitzer angesehen wird, die Qualität des baren Geldes. Man kann sie bei aller Bedürfnis statt baren Geldes ausgeben. Es sind alle Credit-Plans, die nicht auf die Vermehrung des Numerairen (Zahlungsmittel) gehen, unstandhaft."

Ein Beamter der schlesischen Landschaft selbst berichtet, „daß auf einmal eine Menge von Hypotheken, Wechseln und Obligationen in Pfandbriefe, welche das Recht der Inhaberpapiere hatten, umgeschrieben, und diese zu den größten Zahlungen gebraucht wurden."

Ueber die Wirkung der schlesischen Pfandbriefe auf die Landgüterpreise schreibt der Minister v. Struensee 1776: „Das Geld verliert seinen jetzigen Preis, und der Zahlwert der Landgüter steigt in eben diesem Verhältnis, alles zu offenbarem Vorteil der dermaligen Güterbesitzer, zumal wenn sie Schulden haben. Dieser Vorteil trifft aber nur die ersten Besitzer der Landgüter; denn es mag nun das Gut vererbt oder verkauft werden, immer wird es nach dem höheren Zahlwert angeschlagen." Darum hatte ja Büring, um dieses „Unglück" zu verhüten, die rechtzeitige Zurückziehung der Pfandbriefe als notwendig bezeichnet.

In den Pfandbriefverhandlungen der märkischen Ritterschaft heißt es über diesen Punkt: „In Schlesien ist durch Creierung (Schaffung) neuer Signes de valeur (Wertzeichen) der Wert der Güter über ein Drittel gestiegen, und der zuvor nichts Eigenes an seinem Gute mehr zu haben selbst glaubte, findet anjetzo, zu seiner Verwunderung, daß er noch ein Drittel davon frei, und darauf Credit habe."

Eine Abhandlung aus dem Jahre 1794 berichtet: „Jetzt ist es so weit gekommen, daß die adligen Besitzungen vielmehr als noch einmal so hoch als vor und nach dem siebenjährigen Kriege bezahlt werden."

Dazu bewirkten die Pfandbriefe noch auf einem Umwege eine Vermehrung des umlaufenden Geldes. Eine Menge von Leuten, welche vorher ihr Geld aus Aengstlichkeit und Vorsicht hatten im Kasten liegen lassen, machten dieses nunmehr dem Bodenkredit zugänglich, als der Staat mit seinem Ansehen sich hinter die Pfandbriefe stellte. So

sind zum Beispiel aus einem einzigen Bauerndorf an 10,000 Reichstaler auf Pfandbriefe bestätigt worden, die vorher im Winkel geschlummert hatten. *)

Die Steigerung der Güterpreise wurde natürlich von den verschuldeten Besitzern begrüßt, von einsichtigen Männern aber — wie schon von Büring mitgeteilt — als unheilvoll bedauert. Der Güterhandel nahm in dieser Zeit gewaltigen Umfang an. Es heißt, daß in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in Schlesien mit Landgütern fast wie mit Pferden gehandelt worden sei. Harthausen berichtet, daß in Ostpreußen mit Landgütern ein Handel wie mit holländischen Blumenzwiebeln geherrscht habe, seitdem man diese Pfandbriefe kenne. Friedrich der Große, der dieses Treiben mit Mißfallen sah, schrieb 1780: „Statt daß die Bürger ihre Gelder in Handel und Gewerbe anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen." Soweit Rudolf Hoffmann. („Freiwirtschaft", Erfurt.)

Die kriegerischen Verwicklungen der Jahrhundertwende wurden den Pfandbriefen jedoch zum Verhängnis. 1810 wurden sie nur noch auf 55% ihres frühern Wertes berechnet.

Die Assignaten.

Von allen Pfuschereien im Geldwesen hat — vor 1914 — die Assignatenwirtschaft in Frankreich den größten Eindruck gemacht. Mit Unrecht. Es war freilich eine Zeit der tiefsten Verwirrung; aber sie war kurz, gewalttätig und ging ohne nachhaltige Wirkung vorüber. Wer sie erlebte, litt freilich stark, aber sie blieb ohne einen bleibenden Einfluß. Der Notendruck in den heutigen Vereinigten Staaten von 1693 ab, die Einstellung der Notenausgabe für Europa nach 1720—1768 oder der Uebergang der meisten europäischen Länder zur Goldwährung in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist geschichtlich bedeutsamer und wichtiger geworden als die Notenwirtschaft der französischen Revolution.

Assignaten, d. h. Anweisungen (Assignats) nennt

---

*) „Versuch über das Steigen der Preise der Landgüter in Hinterpommern." 1798. Ohne Verfassernamen.

man jenes Papiergeld, dessen Ausgabe am 1. April 1790 von der Nationalversammlung in Paris zur Tilgung der französischen Nationalschuld beschlossen wurde. Es bestand anfänglich in Anweisungen auf die eingezogenen geistlichen Pfründen, später auch auf die königlichen und die Emigrantengüter, bei deren Verkauf die Assignaten an Zahlungsstatt genommen werden sollten. Bald wurde den Assignaten Zwangskurs verliehen; jedermann mußte sie wie Geld annehmen. Zuerst wurden für 400 Mill. Fr., nach einigen Monaten, vor allem auf Mirabeaus Betreiben weitere 800 Mill. Fr. und nach und nach für 45,578 Mill. Fr. Assignaten ausgegeben. 1796 galten sie kaum noch 1% gegenüber ihrer anfänglichen Kaufkraft. Im Februar 1796 wurden sie außer Kurs gesetzt und im März im Verhältnis zu 30 gegen 1 ausgetauscht gegen ein neues Papiergeld, die Mandaten (Mandats territoriaux), die selbst nach etwa einem Vierteljahr 97% ihrer Kaufkraft eingebüßt hatten, weil man davon 2400 Mill. Fr. in Verkehr setzte. Am 21. Mai 1797 wurden alle noch nicht gegen Mandaten umgetauschten Assignaten als ungültig erklärt. Im Februar 1797 wurde auch der Zwangskurs der Mandaten aufgehoben; sie hatten jetzt noch den viertausendsten Teil ihrer anfänglichen Kaufkraft.

Die Assignatenwirtschaft hatte ein Vorbild in den Vereinigten Staaten. Wie das revolutionäre Frankreich, so bestritten beinahe 20 Jahre vorher — 1775 — die heutigen Vereinigten Staaten ihre Ausgaben aus der Notenpresse. Sie schufen 1775 6 Mill. Dollars aus dem Nichts, in den beiden folgenden Jahren 13 und 19 Mill., im Jahre 1778 63,5 Mill., endlich 140 Mill. im Jahre 1779, zusammen also 241,5 Mill. Dollars. Als das Papiergeld auf diese Weise entwertet war, hatten auch die Amerikaner Anleihen aufgenommen und Schulden gemacht, wie dies später die Franzosen taten: 1790 belief sich die äußere Schuld der Union auf 11,7 Mill. Dollars, die innere auf 42,4 und die der Einzelstaaten auf 25 Mill. Dollars.

Wie die Summe der Assignaten in der zweiten Hälfte ihres Daseins verdreifacht wurde, so waren auch die amerikanischen Noten 1779 in verdreifachter Menge herausgegeben worden. Und wie die Summe der im Verkehr befind-

lichen Assignaten bei ihrer Nichtigerklärung ungefähr 1000 Franken auf den Kopf der französischen Bevölkerung betrug, so hatten auch die 451 Mill. Dollars der Vereinigten Staaten 1790 auf die 3 Mill. weißen Einwohner ungefähr 1000 Fr. auf den Kopf ausgemacht. Wie die Assignaten sich gradweise im Verhältnisse zum Edelmetall entwerteten, so hatten sich auch die Dollars entwertet.

Für einen Golddollar zahlte man in Papier

1777	Januar	1,05
	Juli	1,25
1778	Januar	3,25
	Juli	4,25
1779	Januar	7,42
	Juli	14,77
	Oktober	20,30
	Dezember	25,93
1780	Januar	29,34
	Februar	33,22
	März	37,36
	April	40

Wie dann die Assignaten im März 1796 gegen Territorialmandate im Verhältnis 30:1 ausgetauscht wurden, so waren 1780 die alten Dollar-Noten gegen neue im Verhältnis 40:1 ausgetauscht worden. Aber wie später die Territorialmandate, so haben auch die neuen Dollarnoten früher ein neues Sinken ihrer Kaufkraft erfahren.

„Gleich wie im revolutionären Frankreich, erzeugte auch in den Vereinigten Staaten von Amerika die Geldvermehrung eine Teuerung, die sie durch Preisfestsetzungen und Höchstpreisgesetze zu bekämpfen suchten. Die Armeen wurden untaugliche Werkzeuge, weil der Sold sich entwertete. Und gleich wie Dubois Crancé dem Convent eine Steuer in Naturalien vorschlug, so setzte auch der Kongreß der Vereinigten Staaten eine Abgabe in Waren fest, um damit die Armee zu unterhalten."

„Wie in Frankreich, so triumphierten auch in den Vereinigten Staaten die Wucherer, trotz aller Klagen. Washington schrieb, er möchte „in jedem Staat einen Galgen sehen, an dem hundert mal höher als an Omans Galgen, die Schieber und Aufkäufer hängen würden."" (Despaux.)

In einem nur zeichneten sich die Amerikaner vor den Europäern aus: John Hamilton, der Sekretär der Finanzen, legte am 5. August 1790 dem Kongreß ein Gesetz vor, das die Schulden der Union und zwar die innern und äußern zu ihrem vollen Werte anerkannte, was die Schuldscheine der Union sofort von 15 auf 50% heraufschnellen ließ. — So weit brachte es Deutschland nicht einmal im Jahr 1925.

Die Assignaten wurden erstmals ausgegeben als Versprechen auf den Besitz, den man der Kirche und dann den Adeligen abgenommen hatte. Sie waren also „gedeckt" durch die nationalisierten Güter. Aber es zeigte sich auch hier, daß für die Kaufkraft eines Geldes nicht ausschlaggebend ist, was hinter dem Geld als Deckung liegt, sondern was vor dem Geld, auf dem Markte, an Gütern vorhanden ist und in welcher Menge das Geld diesen Gütern gegenübergestellt wird. Die Assignaten verloren an Kaufkraft, je mehr ihrer in Umlauf gebracht wurden. Und als die fünfundvierzigste Milliarde ausgegeben war, da waren alle Preise und damit auch die Landpreise gestiegen, so daß die Deckung „vollwertig" war — aber die Kaufkraft der Assignaten hatte eben doch abgenommen und war auf einen Bruchteil der früheren gesunken.

Wie bereits angedeutet, ist die Auswirkung der Assignaten auf die Geschichte vielfach übertrieben worden. In der Schweiz sagte man zum Beispiel in der gesetzgebenden Versammlung in Aarau: „Wir wollen kein Papiergeld, die Assignaten brachten in Frankreich die Höchstpreise (das „Maximum") und die Höchstpreise brachten die Guillotine." Die Schweiz behalf sich infolge dieses heiligen Schreckens vor der Notenpresse mit dem kümmerlichen Reste des Geldes, den ihr die französischen Eroberer übriggelassen hatten. „Die Franzosen hatten die öffentlichen Kassen bis in die letzten Winkel hinein ausgeraubt; Bonapartes Zug nach Aegypten ward zum großen Teil mit den Plündergeldern aus der Schweiz bestritten. Die Generale und revolutionären Kommissionäre im Lande wetteiferten, sich zu bereichern; Soldaten und Offiziere waren schamlos in Erpressungen und Gewalttätigkeiten. So war das Land bereits erschöpft und verarmt, als es zum Tummelplatz des großen

europäischen Krieges wurde und österreichische, russische und französische Heere sich auf Schweizerboden ihre Schlachten lieferten", schreibt Schmidt in seinem Werke: Die Schweiz und die europäische Handelspolitik (Zürich 1920).

Von der Assignatenwirtschaft besitzen wir eine Reihe von Darstellungen. Wir entnehmen einer solchen von Hippolyte Taine, die Anfänge des gegenwärtigen Frankreichs, Teil II Band III folgende Bilder und Ueberlegungen. Sie zeigen uns neuerdings wieder, daß wir aus der Geschichte leider nichts lernen wollen und ersparen uns, auf den Zeitabschnitt 1914—1920 eingehend einzutreten!

„Bei jedem Unternehmen setzt die Ernte voraus, daß die Bearbeitung und die Saat vorangegangen sei; man muß in der Lage sein, Auslagen zu machen. Aber die Vorauslagen werden nur unter zwei Bedingungen geleistet: Erstens muß derjenige, den es angeht, sie machen können, d. h. er muß den Ueberschuß zur Verfügung haben, zweitens muß er sie auch machen wollen, also er muß nicht einen Schaden, sondern einen Vorteil dabei finden.

„Wenn das Unternehmen für mich nicht zum Gewinn, sondern zu Verlusten führt, wenn die Ohnmacht oder die Ungerechtigkeit des Gesetzes zu den gewöhnlichen Risiken noch neue außerordentliche Risiken hinzufügt, wenn das Ergebnis meiner Arbeit die Beute der Regierung oder den Räubern wird, wenn ich gezwungen werde, meine Genußmittel oder meine Waren für die Hälfte dessen zu verkaufen, was sie mich kosten, wenn ich nur unter Verzicht auf allen Vorteil und mit der Gewißheit, meine Vorauslagen nicht wieder zu erhalten, produzieren, einführen, transportieren oder verkaufen kann, dann will ich nicht mehr unternehmen. Das sind die Stimmungen und das ist die Lage aller Besitzer von Vorschußmitteln zu einer Zeit des Sozialismus, wo der Staat, anstatt das Privateigentum zu schützen, es zerstört oder an sich reißt, gewaltsam Anleihen macht und gewaltsam Requisitionen ausübt, wo er für Lebensmittel und andere Waren eine Taxe vorschreibt, die niedriger ist, als die Herstellungs- oder Ankaufskosten, wo er den Fabrikanten zwingt, mit Verlust zu fabrizieren, und den Kaufmann, mit Verlust zu verkaufen, wo die Grund-

sätze, die er durch seine Tat vertritt, dartun, daß er von der teilweisen Konfiskation zur allgemeinen Konfiskation fortzuschreiten gedenkt. Die Gefährdung, die Verstümmelung und die Unterdrückung des Eigentums vermindern immer mehr die verfügbaren Werte und den Mut, sie an ein Geschäft zu wagen, sie vernichten zu gleicher Zeit das Mittel und den Willen, Vorauslagen zu machen; in Ermangelung der Vorauslagen kranken die nützlichen Unternehmungen, gehen zugrunde oder werden gar nicht angefangen. Infolgedessen wird die Erzeugung, die Heranschaffung und der Verkauf der unentbehrlichen Objekte verlangsamt, unterbrochen und stillgelegt. Beim Kolonialwarenhändler gibt es weniger Seife, weniger Zucker und Kerzen, beim Holzhändler gibt es weniger Scheite und weniger Kohlen, auf dem Fleischmarkt weniger Ochsen und Hammel, beim Metzger weniger Fleisch, und in den Hallen weniger Korn und Mehl, beim Bäcker weniger Brot. Wie die ersten Bedürfnisse selten werden, werden sie auch teurer; da man sich um sie reißt, erhöht sich die Ueberteuerung, der Reiche ruiniert sich, um sie zu bekommen, der Arme bekommt sie überhaupt nicht mehr, und dem täglichen Bedürfnis fehlt das Nötigste."

Taine wendet sich hier weniger gegen den Notendruck als gegen die Einrichtung der Höchstpreise.

„Aber wenigstens ist das grundlegende Nahrungsmittel der Franzosen noch vorhanden, es steht da auf dem Halm, auf den Feldern, oder es liegt in Garben in seinen Scheunen; im Jahre 1792—93 und selbst noch 1794 findet sich in Frankreich Getreide genug, um für jeden Franzosen das tägliche Brot zu liefern.

„Aber das genügt nicht, denn wenn jeder Franzose täglich sein Stück Brot haben soll, so muß das Getreide auch in genügender Menge in die Markthallen kommen, die Bäcker müssen Mehl genug haben, um hinreichend Brot zu backen. Außerdem muß das Brot, welches in den Bäckereien zum Verkauf steht, nicht mehr kosten, als die Mehrheit der Verbraucher anlegen kann. Nun ist aber als unabweisliche Folgerung aus dem neuen Regiment keine von diesen beiden Bedingungen erfüllt. Der Bauer denkt nicht daran, seine Ware hinzubringen, und er hat durchschlagende Grün-

de, um sich dessen zu enthalten. Auf den Straßen und am Eingang der Städte werden die vollen Karren von Vagabunden und hungrigen Leuten angehalten und geplündert. Auf dem Markt und auf dem öffentlichen Platz schneiden die Frauen mit Scheren die Säcke auf, oder die vom Volk gezwungene Stadtverwaltung taxiert die Kornfrüchte zu erniedrigten Preisen. Je größer eine Stadt ist, desto mehr Mühe hat sie, ihren Markt zu füllen; denn aus desto größerer Entfernung muß sie ihre Lebensmittel beziehen. Jedes Departement, jeder Kanton hält seine Kornfrüchte für sich zurück, teils durch Requisition in gesetzlicher Form, teils mit brutaler Gewalt. Den Großkaufleuten ist es unmöglich, ihr Geschäft zu betreiben, man nennt sie „Hamster“, „Lebensmittelwucherer“, „Aufkäufer“, der Pöbel stürmt ihre Magazine und hängt sie mit Vorliebe. Die Regierung hat ja auch öffentlich ausgesprochen, daß ihre Spekulationen „Verbrechen“ sind, sie wird ihren Handel untersagen und sich an ihre Stelle setzen. Aber durch diese Substitution wird die Not noch größer. Die Städte mögen Sammlungen veranstalten, ihre reichen Leute brandschatzen, Anleihen abschließen und sich weit über ihre Hilfsmittel hinaus belasten, sie machen das Uebel nur schlimmer. Indem die Munizipalität von Paris täglich 12,000 Francs ausgibt, um das Mehl in ihren Hallen billig zu verkaufen, vertreibt sie die Mehlhändler, die ihr Mehl nicht zu so niedrigen Preisen liefern können. Es gibt in den Hallen nicht mehr Mehl genug für die 600,000 Mäuler von Paris. . . .

„Ein Schweizer schreibt aus Paris: „Der Handel ist vernichtet.“ Am 27. Juni 1793 schließt der Konvent die Börse, am 15. April 1794 unterdrückt er die Finanzgesellschaften, unter welchem Namen es auch sei. So ist das große Geschäft unterbunden, und dann kommen die kleinen an die Reihe.

„Man verbietet den Landwirten, anderswo als auf dem Markte zu verkaufen. Jeder von ihnen soll gezwungen sein, einen bestimmten Anteil, soundso viel Sack per Woche, auf die Märkte zu bringen. Es werden militärische Streifzüge veranstaltet, um sie zur Lieferung ihres Anteiles zu

nötigen. Buissart schreibt an seinen Freund Maximilian Robespierre die charakteristischen Zeilen: „Mitten im Ueberfluß sterben wir vor Hunger; ich glaube, man muß die kaufmännische Aristokratie umbringen, wie man die des Adels und der Geistlichkeit umgebracht hat. Die Gemeinden müssen allein zum Handel zugelassen werden auf Grund der Bestände von Lebensmitteln und Waren. Wenn dieser Gedanke gut entwickelt wird, läßt er sich ausführen, dann würde der ganze Vorteil vom Handel der Republik, d. h. dem Käufer und dem Verkäufer zufallen.“ Die Kramladenbesitzer erhalten den Befehl, die zum Leben erforderlichen Waren und Genußmittel, welche in ihrem Besitz sind, täglich und öffentlich zu verkaufen, ein Höchstpreis wird festgesetzt, über den hinaus die folgenden Gegenstände nicht verkauft werden dürfen: Brot, Mehl und Korn, Gemüse und Früchte, Wein, Essig, Apfelwein, Bier und Branntwein, frisches und gesalzenes Fleisch, Speck, Vieh, getrocknete, gesalzene, geräucherte oder marinierte Fische, Butter, Honig, Zucker und Speiseöl, Brennöl, Kerzen, Brennholz, Holzkohle und Steinkohle; Salz, Seife, Soda und Pottasche, Leder, Eisenwaren, Stahl, Gußeisen, Blei und Kupfer, Hanf, Flachs, Wollwaren, Leinenwaren und Stoffe, Holzschuhe, Schuhe und Tabak; wer mehr als das für seinen eigenen Bedarf Erforderliche für sich behält, begeht das Verbrechen des Lebensmittelwuchers und wird mit Todesstrafe bedroht; enorme Strafen, Gefängnis, Pranger treffen den, der zu höheren als zu den festgesetzten Preisen verkauft. Ein Apotheker wird mit 15,000 Francs bestraft, weil einer seiner Kommis 2 Unzen Rhabarber und Manna für 2,70 Francs verkauft hat. Ein Kneipenbesitzer, der einen Schoppen Wein für 1 Franc verkauft hat, wird zu einer Geldstrafe von 40,000 Francs verurteilt, wird gefangen gesetzt, bis er die Summe bezahlt hat und dann am Pranger ausgestellt mit einem Schild um den Hals, auf dem geschrieben steht: „Entwerter des nationalen Geldes“ usw. Das Haus eines Kürschners wird dem Erdboden gleich gemacht, weil der Mann den Höchstpreis überschritten hat. Das sind die direkten und einfachen Hilfsmittel, deren sich die revolutionäre

Regierung bedient, und das sind die ihr eigentümlichen Maßnahmen, ganz ähnlich denjenigen des Wilden, der den Baum umhaut, um die Frucht zu pflücken. Denn nach der ersten Anwendung des Höchstpreises kann der Kleinkrämer seinen Handel nicht mehr fortsetzen: Angezogen durch die plötzlich erzwungenen, niedrigen Preise sind die Kunden in Massen hereingekommen und haben in den ersten Tagen seinen Laden entleert. Da er seine Waren für die Hälfte dessen, was sie ihn gekostet haben, verkaufen mußte, hat er nur die Hälfte seiner Auslagen zurückerhalten. Infolgedessen kann er seine Vorräte nur zur Hälfte, ja weniger als zur Hälfte erneuern, denn er hat seine Einkäufe nicht mehr bar bezahlen können und sein Kredit schwindet, weil die Vertreter der Regierung ihm sein bares Geld, sein Silberzeug und den Rest seiner Assignaten abgenommen haben. *Demgemäß finden die Käufer im nächsten Monat auf seinem Ladentisch nur noch Restbrocken und Abfälle.*

„Parallel dazu weigert sich der Bauer nach der Proklamation der Höchstpreise, seine Erzeugnisse auf den Markt zu bringen, und das Heer der Revolution ist nicht überall zur Stelle, um sie ihm mit Gewalt abzunehmen. Er läßt seine Ernte so lange wie möglich in den Garben und klagt, daß er keinen Drescher findet, nötigenfalls gräbt er seine Körnerfrüchte ein oder füttert sein Vieh damit. Oft gibt er sie im Tauschhandel gegen Holz, gegen einen Schinken oder gegen eine Tagesarbeit hin. *Bei Nacht macht er aber Meilen, um sie nach einem benachbarten Distrikt hinzuführen*, wo der lokale Höchstpreis etwas besser steht. Er weiß, welche Privatleute in seiner Umgebung noch klingende Taler haben und *verproviantiert sie unter der Hand.* Vor allen Dingen verheimlicht er seinen Ueberfluß und spielt den Notleidenden wie früher. Er verständigt sich mit den Dorfbehörden, mit dem *Bürgermeister* oder den *nationalen Agenten, die ebensoviel Interesse daran haben, das Gesetz zu umgehen, wie er selbst.* Er schmiert da, wo es am Platze ist. Schließlich läßt er sich sogar verfolgen und ins Gefängnis stecken, durch seine Hartnäckigkeit ermüdet er die Bemühungen der

Verwaltung, und so kommt von Woche zu Woche weniger Mehl, weniger Korn, weniger Vieh auf den Markt, und das Fleisch beim Metzger sowie das Brot beim Bäcker wird immer seltener.

„Aus Lyon schreibt Collot d'Herbois am 6. November 1793: „Hier sind nicht Lebensmittel genug für zwei Tage." Und am folgenden Tage meldet er: „Die Bevölkerung beläuft sich auf wenigstens 130,000 Seelen, es ist nicht Nahrung genug für drei Tage vorhanden." Und abermals am folgenden Tage: „Unsere Lage ist, was Nahrungsmittel angeht, verzweifelt." In der Nachbarschaft, im Bezirk von Montbrison, ist im Februar 1794 keine Nahrung mehr für das Volk vorhanden, alles ist requiriert und fortgeschafft, sogar das Saatkorn, so daß die Felder brach liegen. *In Marseille fehlt seit der Einführung des Höchstpreises alles*, sogar die Fischer fahren nicht mehr aufs Meer hinaus, und zum Unterhalt fehlt die Unterstützung durch die Fische. In Cahors essen die Einwohner ein Mischbrot, von dem ein Fünftel aus Weizen, der Rest aus Gerste und Hirse besteht. In Nimes erhalten die Bäcker und die Käufer den Befehl, das Mehl nicht mehr zu sieben, sondern die Kleie darin zu lassen und das Mühlenprodukt so, wie es ist, zu kneten und zu backen.

„Und so überall. Man hört Leute sagen, daß sie ihr Korn lieber an das Vieh verfüttern, als es nach der vorgeschriebenen Taxe verkaufen. In Rouen gibt es pro Tag und Kopf ein viertel Pfund Brot, in Bordeaux schläft die Bevölkerung vor der Türe der Bäcker, um ein Stück schlechtes Brot zu erhalten, welches zum Teil aus Häfer und Bohnen besteht. Man hilft sich mit Saubohnen, Reis und Kastanien, aber auch die sind nur in geringer Menge zu bekommen. Die Metzger haben nichts mehr zum Schlachten und die Läden sind leer. Ganze Familien haben wochenlang kein Brot, sie revoltieren aber nicht, sie bitten nur „mit Tränen in den Augen" und strecken die Hände aus.

„So sieht es in der Provinz aus. Paris ist weniger geduldig. Deshalb opfert man ihm den Rest des Landes. Sechs Departemente müssen ihm Getreide liefern, 26 das Schweinefleisch (zum Höchstpreise requiriert), *auf Weigerung oder Verheimlichung steht Gefäng-*

nis oder Todesstrafe. Und nun wollen wir sehen, wie man in Paris lebt und was man daselbst ißt.

„Erschreckende Volksansammlungen bilden sich vor der Tür der Bäcker und Metzger und der Kaufleute, in den Hallen, auf dem Kai — darauf laufen alle Polizeiberichte hinaus, und das hält ohne Unterbrechung während der 14 Monate der Revolutionsregierung an. Man bildet Kette für Brot, Fleisch, Oel, Seife und Lichter, Milch, Butter, Holz, Kohle, überall. Sie bilden sich von 3 Uhr, von 1 Uhr morgens, von Mitternacht ab und wachsen von Stunde zu Stunde. Man stelle sich die Reihe dieser elenden Männer und Frauen vor, wie sie bei schönem Wetter auf der Erde liegen, bei schlechtem auf ihren steifen und zitternden Beinen stehen, mit dem Rücken im Regen, mit den Füßen im Schnee, während langer Stunden in den dunkeln, übelriechenden, kaum beleuchteten und mit Schmutz bedeckten Straßen. Das Durcheinander, die gegenseitige Berührung, die Langeweile des Abwartens und die Nacht entzügeln die groben Instinkte, besonders im Sommer wird der menschlichen Bestialität und der Pariser Frechheit freier Lauf gelassen...

„Vergeblich bemüht sich die Regierung, ihre Requisitionen für Paris durchzusetzen, jedes Departement, jeder Bezirk, jeder Kanton, jede Gemeinde hält zurück soviel sie kann, und speziell auf dem Dorf sind die Bürgermeister und Stadträte, selbst Bauern, nicht eilig, wenn es sich darum handelt, sich und ihre Gemeinden zum Nutzen der Hauptstadt auszuhungern. Sie deklarieren weniger Getreide als vorhanden ist, sie betrügen und bestechen den Nahrungsmittelkommissar, der die Verhältnisse nicht kennt und selbst Not leidet, man füttert und tränkt ihn, und er läßt halbe und Viertelsbeträge von schlechten Qualitäten durchgehen.

„Vergeblich macht der Staat den Bäcker, den Metzger und den Kolonialwarenhändler zum bloßen Kommis und Depositär und gestattet ihnen nur 5 oder 10 Prozent Gewinnaufschlag beim Kleinverkauf der Nahrungsmittel, die er ihnen en gros liefert, und schafft auf diese Weise auf Kosten des übrigen Frankreich in Paris eine künstliche Baisse. Das Brot, welches dank der Staats-

unterstützung in Paris 3 Sous kostet, wird heimlich aus Paris in die Bannmeile gebracht, wo man 6 Sous dafür bezahlt. In ähnlicher Weise schleichen auch die anderen Nahrungsmittel nach außen, auch in Paris selbst; „die Kolonialwarenhändler lassen ihren Zucker, ihre Kerzen, ihre Seife, ihre Butter, ihre trockenen Gemüse, ihre Mehlwaren und das übrige unter dem Mantel in Privathäuser tragen, die jeden Preis dafür zahlen“. Der Metzger reserviert seine großen und seine besten Fleischstücke für die großen Restaurateure und für seine reichen Kunden, die zahlen, was er verlangt. *Wer ein Amt und die Macht hat, benutzt sie, um sich selbst zunächst reichlich zu verproviantieren.* Die Komitees, die überwachenden Beamten und Agenten nehmen vorweg, und nachdem Rationen für jeden Mund festgesetzt sind, läßt sich jeder Potentat für seinen einzigen Mund mehrere Rationen ausliefern.

„Und nun sagen die Jakobiner: Wenn die Not so groß ist, so liegt es daran, daß die Dekrete gegen den Lebensmittelwucher und über den Verkauf und den Höchstpreis nicht buchstäblich ausgeführt werden. Der Egoismus der Bauern und die Profitgier des Kaufmannes werden nicht hinreichend durch die Furcht gezügelt. Die Delinquenten entgehen zu oft der gesetzlichen Strafe. Wir wollen also diese Strafe in voller Strenge eintreten lassen, wir wollen sie verschärfen, wir wollen den Schraubstock der Zwangsmaschine noch schärfer anziehen. *Eine neue und genaue Aufnahme der Lebensmittel wird vorgenommen. Man veranstaltet Haussuchungen, konfisziert die Privatvorräte*, die für zu groß gehalten werden.

„Vom April 1794 ab sieht man die Bauern truppweise in die Gefängnisse einziehen; die Revolution hat auch sie getroffen und mit traurigem, verbittertem Gesicht irren sie in den Gängen umher und verstehen den Lauf der Welt nicht mehr. Man hat gut ihnen auseinandersetzen, daß „ihre Ernte das Eigentum der Nation ist, und daß sie dieselbe nur in Depot haben“; dieser neue Grundsatz geht in ihr hartes Gehirn nicht hinein und wird nie hineingehen, aus Gewohnheit und Instinkt stemmen sie sich immer da-

gegen. Also wollen wir sie dieser Versuchung entziehen; nehmen wir ihnen die Ernte aus den Händen und holen sie für uns; der Staat soll in Frankreich der einzige Depositär und Verteiler der Kornfrüchte sein, er allein soll kaufen, und er allein soll alle Körner zum festgesetzten Preise verkaufen.

„Alle Bürger werden aufgefordert, ihre Vorräte an Korn, Mehl, Weizen, Mischmehl, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse zum Höchstpreise in die Speicher abzuführen. Niemand darf mehr bei sich behalten, als den Vorrat für einen Monat, 50 Pfund Mehl oder Korn auf die Person. So wird der Staat, der den Schlüssel zu den Speichern hat, die heilsame Gleichmachung der Lebensmittel durchführen können, von Departement zu Departement, von Distrikt zu Distrikt, von Gemeinde zu Gemeinde und von Individuum zu Individuum.

„Etwas Unerhörtes trägt sich zu, eine Sache, die in Europa noch nicht dagewesen ist, und die demjenigen, der den französischen Bauer und seine Anhänglichkeit an die Arbeit kennt, fast unglaublich erscheint. Er hat sein Feld mit eigenen Händen und mit vieler Mühe gepflügt, gedüngt, geeggt, besät und gejätet, die wertvolle Ernte, die seine Ernte ist, und die er seit sieben Monaten mit heißhungrigen Augen beobachtet, ist reif, und *er will sich nicht die Mühe geben, sie einzuheimsen.* Das wäre eine Mühe, die er sich für einen anderen gäbe; denn die gegenwärtige Ernte gehört der Regierung, also mag auch die Regierung die letzten Kosten dafür tragen, sie mag es auf sich selbst nehmen, zu mähen, die Garben zu binden, zu transportieren und zu dreschen. Man muß es gesehen haben, um zu glauben, wieviel Getreide in manchen Landesteilen vernachlässigt wird und wie es unter dem Unkraut erstickt. Was macht da die republikanische Polizei? Sofort nach Eingang dieses Befehls sollen die Munizipalbeamten einer jeden Gemeinde die Bürgerinnen im Tempel des Ewigen versammeln und ihnen im Namen des Gesetzes einschärfen, daß sie sich an die Erntearbeit machen. Die Frauen, welche diese patriotische Pflicht nicht erfüllen, sollen von den Versammlungen und von den nationalen Festen ausgeschlossen werden, und die guten Bürgerinnen werden

aufgefordert, sie von ihrem Hause auszuschließen. Die guten Bürger werden ersucht, diesem ländlichen Fest den sentimentalen Charakter zu geben, der ihm zukommt. Und das wird ausgeführt. Bald in idyllischer Form, bald als Frohndienst.

„Der Konvent entläßt vorläufig die bäuerlichen Arbeiter, die Taglöhner, die Mäher, die Handwerker aus den Landbezirken, den Flecken und den Gemeinden von weniger als 1200 Einwohnern, die als verdächtig eingesteckt waren, aus den Gefängnissen. Kurz, der Zwang des Naturgesetzes hat die alberne Theorie zum Schweigen gebracht, man mußte vor allem die Ernte hereinbringen und die unentbehrlichen Arme zur Verfügung stellen. Die Leiter Frankreichs sind zum Bremsen gezwungen, wenn auch nur für einen Augenblick vor der unmittelbaren und direkten Hungersnot. Daß Frankreich ihr nicht sofort unterliegt, ist ein Wunder.

„Im letzten Augenblick traten gleichzeitig vier glückliche Zufälle ein, die das Schlimmste verhindern. Erstens war der Winter sehr milde, die Gemüse sproßten reichlich, und die Ernte wurde um drei Monate verfrüht. Zweitens kam eine große Getreidezufuhr auf 116 kornbeladenen Schiffen aus Amerika. Drittens waren die siegreichen Armeen Frankreichs ins feindliche Land eingedrungen und nährten sich von Requisitionen in Belgien, in der Pfalz, in den Grenzprovinzen von Italien und Spanien, und viertens endlich wurden am 28. Juli 1794 die Jakobiner mit Grundsätzen, Robespierre, Saint-Just, Couthon usw., guillotiniert, und mit ihnen fällt der autoritäre Sozialismus, das Jakobinische Gebäude stürzt allmählich zusammen. In der Tat wird der Höchstpreis nicht aufrechterhalten; Ende Dezember 1794 schafft der Konvent ihn rechtlich ab. Die Landsleute verkaufen nach ihrem eigenen Willen und zu zweierlei Preis, je nachdem man in Assignaten oder in bar Geld zahlt. Sie säen wieder, und sie werden wieder ernten. Der Beweis ist hinreichend geliefert, was aus der Arbeit wird, und wie wenig sie erzeugt, wenn sie durch staatliche Manöver, durch Verwaltungstruppen, durch humanitäre Automaten ausgeführt wird. Der Versuch wurde schon einmal im 11. Jahr-

hundert vor Christi in China gemacht, grundsätzlich, während langer Zeit und regelmäßig, von einem allmächtigen und gut ausgerüsteten Staat, dem die arbeitsamsten und nüchternsten Menschen der Welt zu Gebote standen, und diese Menschen waren zu Zehntausenden wie Fliegen gestorben. Wenn die Franzosen nach dem Ende des Jahres 1794 nicht wie die Fliegen gestorben sind, so liegt das daran, daß die Jakobinischen Regierungsgrundsätze noch eben rechtzeitig entspannt wurden.

„Aber die Nachwirkung hielt noch lange an. Der Bauer rächte sich. Er verkauft an Privatleute und an die Städte auf Grund gegenseitig festgestellter Bedingungen so teuer wie möglich. Was er an der Regierung verliert, verdient er wieder an den Privatleuten. Er hat seinen Vorteil dabei und deshalb arbeitet er wieder, aber die ganze Last dieses Verhältnisses fällt schließlich wieder auf den Käufer. Die Munizipalität von Troyes schreibt: Es sieht aus, als hätte das Land gegen die Städte einen Bannfluch ausgesprochen, ehemals kam das schönste Getreide an, das minderwertige blieb beim Bauer und wurde in seinem Hause verbraucht, jetzt ist das Gegenteil und noch schlimmeres der Fall.

„Natürlich tut die Regierung alles, was eine absolute Herrschaft durch physischen Zwang tun kann, um die Hauptstadt zu versorgen; denn da hat der Konvent seinen Sitz, und wenn die Not noch um einen Grad weiter steigt, wird er zu Boden geworfen. Zweimal wird er in der Tat durch eine Explosion des Volksunwillens auf einige Stunden gestürzt, aber er hält sich, indem er den Bedürftigen ein Stück Brot oder wenigstens die Hoffnung auf ein solches zukommen läßt. Paris muß Korn haben, einerlei von welcher Art, einerlei mit welchen Mitteln, einerlei zu welchem Preise; nicht für die nächste Woche, nicht für übermorgen, sondern für morgen und heute; denn wenn der Hunger auch alles kaut und verschlingt, warten will er nicht. Nachdem das Korn hereingekommen ist, bleibt noch die Aufgabe, seinen Preis den Geldbeuteln anzupassen; zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreis aber besteht ein enormer Unterschied, der immer größer wird, je mehr die Assignate sinkt, und die Regierung bezahlt die-

sen Unterschied. Dubois Crancé sagt am 16. Floréal des Jahres III: „Ihr gebt das Brot zu 3 Sous und es kostet euch 4 Francs; da Paris täglich 8000 Zentner Getreide verbraucht, kostet euch das allein jährlich 1200 Millionen.“ Sieben Monate später, wo der Sack Mehl 1300 Francs kostet, beläuft sich dieselbe Ausgabe monatlich auf 546 Millionen; so wird Paris zu einem kolossalen Parasiten, der mit seinen 600,000 Saugnäpfen die Umgebung austrocknet und in einem Monat das ganze Einkommen des Staates verzehrt. Seitdem der Höchstpreis abgeschafft ist, liegt das Uebel nicht am Mangel, sondern an dem übermäßig hohen Preis der Lebensmittel. Die Läden sind wieder gefüllt, und der Reiche kann noch kaufen, wenn er ganze Bündel von Assignaten zahlt oder seinen letzten Louisdor aus dem Verborgenen hervorzieht. Sie können auch aus früherem Besitz ihre Edelsteine, ihre Uhren, ihre Möbel, ihre Wäsche verkaufen. Die Klasse, die über alles Maß hinaus leidet, das sind die kleinen Beamten und Rentiers, die Masse der Arbeiter und der städtische Pöbel, der aus der Hand in den Mund lebt, der im Herzen Jakobiner ist, der die Revolution gemacht hat, um sich besser zu befinden und der sich schlechter befindet. Er macht noch einen Versuch, die Tuilerien zu stürmen, wird aber zurückgeschlagen; weil die Arbeiter von Paris Usurpatoren und Tyrannen gewesen sind, sind sie zu Bettlern geworden. Sie haben die Eigentümer und die Kapitalisten ruiniert, und diese können ihnen keine Arbeit mehr geben. Sie haben den Staatsschatz ruiniert, und der Staat kann ihnen nur noch ein Scheinalmosen reichen, deshalb hungern sie alle, viele sterben und manche töten sich.“

Ist es nötig, die Zeit von 1914—1920 angesichts dieser Schilderung zu beleuchten? Kaum. Aber die Frage sei nochmals gestattet: wo bleiben die Menschen, die aus der Geschichte lernen?!

Immerhin hat Napoleon etwas gemerkt. Er schrieb am 26. April 1906: „Ich will, daß die Bank in meinen Händen sei; ... ich schreibe die letzte Krise der falschen Diskontpolitik der Bank zu.“

Deutschland und Frankreich im 18. Jahrhundert.

Es stellt sich hier naturgemäß die Frage, warum denn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland ein derartiges Aufblühen von Kunst und schönem Schrifttum möglich gewesen sei, während in Frankreich die wirtschaftlichen Verhältnisse zum blutigen Volksaufstand trieben?

Die Antwort darauf gibt Werner Sombart in seiner „Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert", wo er diese verschieden laufenden Entwicklungen erklärt:

„Just wie ein Menschenalter später, ist es großenteils französisches Geld gewesen, mit dem Deutschlands Volkswirtschaft (im 18. Jahrhundert) belebt wurde.... Wir müssen an die Subsidien denken, die verschiedene deutsche Staaten während der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Auslande bezogen. Ein guter Kenner (Gustav von Gülich) berechnet, daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als Subsidien und Bestechungsgelder von Frankreich an deutsche Fürsten, deutsche Staatsmänner und Gelehrte 137,226,152 Livres, von England als Subsidien 46,696,567 Pfund gezahlt worden seien. Das wäre in unserem heutigen Geld mehr als eine Milliarde Mark; ein für die damalige Zeit enorm hoher Betrag, dessen relative Höhe wir aus dem Umstande zu ermessen vermögen, daß er, nach Ansicht desselben Gewährsmannes, nicht erheblich hinter dem Werte des gesamten Exportes zurückstand. So daß wir dem Urteile Gülichs werden zustimmen müssen: „überhaupt nahmen die Geldmassen in Norddeutschland ungeheuer zu.""

Daß die Schweiz Frankreich um die gleiche Zeit ebenfalls große Summen Geldes entzog, wissen wir u. a. auch aus jenem Gespräch zwischen dem französischen Unterhändler für neue Schweizer Soldtruppen und dem Schweizer Gesandten: „Mit dem Gelde, das wir Euch Schweizern für Söldner zahlen müssen und schon gezahlt haben, könnte man einen Kanal von Paris nach Bern mit Dukaten füllen." — „Und mit dem Blute, das Schweizer für Frankreich vergossen, einen Kanal von Bern nach Paris", erwiderte schlagfertig der Vertreter der Schweiz.

Dieser andauernde Entzug von Geld durch das Ausland bewirkte, daß Frankreichs Bürger und Bauern in die Krise und damit in die Revolution getrieben wurden, während Deutschlands Mittelstand einen Goethe hervorbrachte.

Das 19. und 20. Jahrhundert.

Die Betrachtung des 19. Jahrhunderts zeigt von 1800 bis 1815 politisch das Bild der Zerrüttung, wie sie die napoleonischen Kriege mit sich brachten, und ihr entsprach auch das wirtschaftliche Bild dieser Zeiten. Diese schlimmen Jahre waren aber mit dem Untergang Napoleons durchaus nicht beendet. Im Gegenteil! Die wirtschaftlichen Kämpfe, besonders die zollpolitischen, begannen erst recht mit dem Anfang der Zwanzigerjahre. Ein Vergleich der Goldfunde mit den wirtschaftlichen Aufstiegs- und Niedergangszeiten zeigt in gewohnter Weise den Zusammenhang der beiden Erscheinungen. Mit dem Jahr 1848 setzt die Zeit des Aufschwungs ein, die 1874 für 20 Jahre unterbrochen wird, als die Goldfunde zurückgingen. Von 1893 an begann die aufsteigende Preisbewegung neuerdings und dauerte, nur durch die Krisen von 1900 und 1907 unterbrochen, bis 1912. Hier nahm die Goldausbeute nicht mehr in der alten Weise zu; das Ergebnis war die allgemeine Gedrücktheit von 1913 und 1914, die den Weltkrieg nicht nur in Deutschland als eine „Erlösung“ betrachten ließ, als die ihn Ernst Jäckh, der Vorsteher der Hochschule für Politik in Berlin in einer Flugschrift bezeichnete.

Von 1817—1867 ist jedes Siebnerjahr ein ausgesprochenes Krisenjahr. Von 1873 bis 1893 herrschte eine Dauerkrise, und von da an folgten sich allgemeine Wirtschaftskrisen alle 6—7 Jahre.

Die Erklärung für diese Erscheinung liegt auf der Hand. Je besser die Naturkräfte ausgenutzt wurden durch Dampfmaschinen, durch Benzinmotoren und durch die Dynamomaschine, desto eher war das Angebot von Zinstragendem so hoch gestiegen, daß der Zins dafür gedrückt

wurde. Dann setzte jeweilen das Geld aus; es streikte, und die Folge war die allgemeine Absatzstockung, die Wirtschaftskrise. Von 1873—1893 hatte man das Geld durch staatliche Eingriffe andauernd vermindert — siehe den betreffenden Abschnitt — und erst mit den australischen Goldfunden von 1893 setzte die übliche Entwicklung wieder ein, die aber schon 1900 durch eine Krise unterbrochen wurde, dann 1907 durch die von Morgan künstlich verstärkte und schon 1913 wieder durch die Dauerkrise, die den Krieg auslösen half. Denn, sagt Moltke in seiner Geschichte des Deutsch-französischen Kriegs: „Es ist nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind Stimmungen der Völker, das Unbehagen über einen Zustand, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden.“ Und dieses Unbehagen erzeugten die Währungsschwankungen und die Zinslasten andauernd.

Die Ausbeutung durch den Zins in seinen verschiedenen Formen (Bodenzins, Unternehmungszins oder Dividende, Darlehenszins) nahm durch die sich immer weiter ausbreitende Geldwirtschaft andauernd zu. Bei den Ausgebeuteten fand jede Lehre Eingang, die ihnen Erleichterung dieser Lasten versprach. Fast gleichzeitig traten Marx und Proudhon auf. Die unglaubliche Unverfrorenheit, mit der Marx seinen ihm an Einsicht weit überlegenen Gegner Proudhon abtat, verschaffte dem Marxismus trotz seiner vollständigen wissenschaftlichen Unhaltbarkeit und der Unmöglichkeit seiner Durchführung doch den Sieg. Es brauchte den Beweis für seine Unhaltbarkeit am Wirtschaftskörper Rußlands und zum Teil auch Deutschlands, um den Lehren Proudhons, wie sie von Silvio Gesell seit 1891 vertreten wurden, neuen Anhang zu verschaffen.

Die Sozialisten und das Geldwesen.

Die Wirtschaftslehren der Sozialisten sind außerordentlich widerspruchsvoll. So sagt Marx z. B. richtig, daß das erste und ursprünglichste Kapital das Kaufmannsgeld gewesen sei, läßt aber den Zins dann doch in der Produk-

tion entstehen. (Vergl. meine Schrift: Der große Irrtum der Sozialdemokratie, Bern 1922.)

Oder Lassalle schreibt im „Arbeiterprogramm“: „Fragen Sie mich, welche Ursachen es gewesen waren, welche die Entwicklung der Industrie und den dadurch hervorgerufenen Reichtum der Bourgeoisie ermöglicht hatten, so kann ich Ihnen hier nur kurz die allerwesentlichsten derselben aufzählen: die Entdeckung Amerikas und der hierdurch auf die Produktion geübte unermeßliche Einfluß; der durch die Umschiffung des Kaps der „Guten Hoffnung“ entdeckte Seeweg nach Indien; die Erfindung der Magnetnadel und des Kompasses; die im Innern der Länder angelegten Wasserstraßen, die Kanäle und auch die Chausseen; die größere bürgerliche Sicherheit des Besitzes, die geordnete Justiz, die Erfindung des Pulvers und das infolge dieser Erfindung eingetretene Brechen der kriegerischen Feudalmacht des Adels durch das Königtum; die Zerstörung der adligen Burgen, die Entlassung der Landsknechte, denen nun nichts anderes übrig bleibt, als Aufnahme im Arbeitsatelier zu suchen — alle diese Ereignisse ziehen an dem Triumphwagen der Bourgeoisie.

„Alle diese Ereignisse und noch viele andere, die man Ihnen aufzählen könnte, fassen sich inzwischen in die eine Wirkung zusammen: durch die Eröffnung großer Absatzgebiete und die damit verbundene Verminderung der Produktions- und Transportkosten die Produktion in Masse, die Produktion für den Weltmarkt hervorzurufen; hierdurch wieder das Bedürfnis der billigen Produktion zu schaffen, welches wiederum nur durch eine immer weiter getriebene Teilung der Arbeit befriedigt werden kann, und hierdurch wiederum seinerseits eine Produktion in immer größerem Maßstabe hervorruft.“

Mit Recht bemerkt Gesell dazu:

„Das, was Lassalle hier sagt, hätte auch Marx schreiben können. Bei Marx allerdings ist es der Dampf, der die moderne Geschichte gemacht hat. „Alte Weiber prophezeien aus dem Kaffeesatz, Marx prophezeit aus dem Dampf.“ So sagte Landauer, als er noch nicht von den durch die Berliner Marxisten gehetzten Banditen erschlagen worden war.

„Lassalle weiß nichts vom Einfluß der Währung auf die

Geschichte der Völker. Er erwähnt die Währung überhaupt nicht, wie auch Marx von diesem Einfluß nichts zu sagen weiß. Lassalle versuchte hier etwas zu erklären, was überhaupt keiner Erklärung bedarf. Nicht die Wiederaufnahme der Arbeitsteilung und des Handels um die Zeit vor und nach der Entdeckung Amerikas bedarf der Erklärung, sondern die Tatsache, daß die Arbeitsteilung und der Handel im Mittelalter wieder eingeschlafen waren, nachdem sie im babylonischen, im ägyptischen und Römerreich schon eine so hohe Entwicklung angenommen hatten. Entdeckungen und Erfindungen hat es zu allen Zeiten gegeben. Aber nicht zu allen Zeiten fanden die Entdecker und Erfinder die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Ausbeutung der Entdeckungen und Erfindungen. Wenn das Geld für den Absatz der Produkte der Arbeitsteilung fehlte, dann schlummerte auch mit dem fehlenden Absatz der Entdecker- und Erfindergeist. Und dann ging auch die Arbeitsteilung, von der schließlich alles abhängt, wieder ein. So z. B. erwähnt Lassalle den Kompaß. Aber den Kompaß benutzten schon die Kreuzfahrer; tausend Jahre früher erfanden ihn die Chinesen. Wer weiß, ob wir noch heute über dieses merkwürdige Instrument verfügen würden, wenn die Arbeitsteilung nicht durch die Zufuhr neuen Geldes einen neuen Impuls bekommen hätte! Lassalle erwähnt auch das Pulver, durch das die Raubnester von den Höhen weggeputzt werden konnten. Aber das Pulver ist eine alte Erfindung. Moses bediente sich des Pulvers in ausgiebigster Weise. Die Erfindung ging jedoch wieder verloren. Auch die Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung war nichts, was der Arbeitsteilung wieder auf die Beine hätte helfen können. Ja, genau betrachtet, mußte diese Umschiffung den Handel mit dem Orient erleichtern, und *über diesen Handel klagten die Römer, daß er sich als eine Drainage des Geldmarkts auswirkte.* Die Inder brachten Waren nach Europa und schleppten das in Zahlung erhaltene Silber nach Hause, da Europa keine für den indischen Markt brauchbare Ware erzeugte. Mit der von Lassalle erwähnten Entdeckung Amerikas verhält es sich in dieser Beziehung umgekehrt. Amerika *lieferte* Silber in stetig wachsenden Mengen, und darum

brach mit der Entdeckung Amerikas, trotz der durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien verstärkt einsetzenden Silberdrainage das neue Zeitalter an, d. h. dank dem mit dem amerikanischen Silber hergestellten Geld konnte die Arbeitsteilung wieder aufgenommen werden — und das und nichts anderes erklärt den Umschwung. Die Römer, Babylonier und Aegypter hatten eine weitentwickelte Arbeitsteilung, einen starken Handel und eine hochentwickelte Industrie. Sie kannten aber weder die Magnetnadel, noch den Seeweg nach Indien (?), noch kannten sie Amerika. Beweist das nicht, daß die Erklärung, die Lassalle gibt, nicht ausreicht? Afrika, das ohne Kompaß, ohne Seeweg ums Kap erreichbar und stark bevölkert war, lieferte alles, was Europa an Kolonialprodukten brauchte. Warum, so frage ich, bedarf eine so nützliche Einrichtung, wie es die Arbeitsteilung ist, des Anreizes immer neuer Entdeckungen und Erfindungen?

„Den Auf- und Abstieg der Völker vermag eine technische und geographische Entdeckung nicht zu erklären. Man behilft sich mit anderen, vielleicht weniger guten Mitteln. Um Völker zu stürzen, muß schon die Wurzel angegriffen werden, die Wurzel, die das Ganze ernährt. Und diese Wurzel ist die Arbeitsteilung. Diese Wurzel aber erkrankt und stirbt schließlich ab, wenn das Geldwesen erkrankt. Wer die großen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit ausreichend erklären will, muß vor allem diese Wurzel bloßlegen."

Auch im Kleinen waren die Sozialisten in ihren Geschichtsandeutungen nicht glücklich. So hat Friedrich Engels 1882 eine Schrift herausgegeben (Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft), worin er den „Nachweis" erbrachte, daß der Kleinbauer verschwinden und der Großgrundbesitz zunehmen müsse. Die Entwicklung von 1873 bis 1882 hatte ihn zu dieser Auffassung führen müssen: es war die Zeit des Preisrückganges nach der Ausschaltung des Silbers und der Verminderung des Goldes. Aber die Entwicklung nach 1893 nahm die entgegengesetzte Richtung; die Großgrundbesitzer nahmen eher ab, die Kleingrundbesitzer jedenfalls zu, weil die nunmehr steigenden Preise erlaubten, neues Land unter

den Pflug zu nehmen. Es ist ergötzlich, zu sehen, wie nun im Jahr 1907 Karl Kautsky im Vorwort zu einer neuen Auflage den Fehler des Genossen Engels zu entschuldigen und zu erklären versucht. „Zur Zeit, so schreibt Kautsky, als Engels seine Abhandlung schrieb, herrschte in Europa eine allgemeine industrielle Depression. Und sie war von so langer Dauer, daß man vielfach begann, anzunehmen, die kapitalistische Produktionsweise sei bereits in eine Periode chronischer dauernder Ueberproduktion (mit dieser sozialistischen Annahme vergleiche die Not der Achtzigerjahre — siehe den betr. Abschnitt! — Der Verfasser.) mit bloß kümmerlichen und seltenen Ansätzen zu einem lebhafteren Geschäftsgang eingetreten. Aber diese Periode, die von der Mitte der Siebzigerjahre bis zum Ende der Achtziger dauerte, war bloß die Vorbereitung zu einem neuen gewaltigen Aufschwung des Kapitalismus. — Nun, nach einer Depression von anderthalb Jahrzehnten, begann mit dem Anfang der Neunzigerjahre eine Aera noch gewaltigerer Industrialisierung, die der gesamten Welt."

Karl Kautsky merkt nichts vom Zusammenhang zwischen der umlaufenden Geldmenge, der Preisbewegung und dem Wohlergehen der Landwirtschaft. So erlaubt er sich folgende eigene Voraussage — man bemerke, daß es das Krisenjahr 1907 ist, in dem er schreibt —: „So geht auch die neue Konjunktur in der Industrie und damit auch in der Landwirtschaft ihrem Ende entgegen.... So wird die Voraussage wieder zu Ehren kommen, mit der Engels seine Abhandlung über die Landwirtschaft schloß."

Die Schuldenabschüttelung der Landwirte in der Zeit steigender Preise und ihr daher rührendes wirtschaftliches Erstarken ist einem sozialistischen Büchergelehrten also noch 1907 nicht faßbar gewesen.

Auch Bebel überblickte diese Zusammenhänge nicht. So sprach er 1893, gerade am Schluß der großen Krise im Reichstag das berühmt gewordene Wort vom „großen Kladderadatsch", den er nach der wirtschaftlichen Lage „noch vor Ende des Jahrhunderts erwarte".

Die australischen Goldfunde mit der darauf folgenden wirtschaftlichen Blüte haben auch seine Hoffnungen zu Schanden werden lassen.

Aber Marx selber erkannte die Ursachen der wirtschaftlichen Schwankungen nicht. So ließ er im Frühjahr 1850 die „Neue Rheinische Zeitung“ erscheinen, als 1848 die Goldfunde in San Franzisko die neue Blütezeit der Volkswirtschaft ermöglicht hatten. Als er in diesem Blatt zur sozialen Revolution aufforderte, stieß er auf vollständige Gleichgültigkeit. Im gleichen Sommer schon mußte er das Blatt aus Mangel an Bezügern eingehen lassen. Im November erschien eine nachträgliche Doppelnummer, worin er die Verhältnisse, die zum Mißlingen seines Unternehmens beitrugen, folgendermaßen schilderte: „Bei dieser allgemeinen Prosperität, worin die Produktivkräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickeln, wie dies innerhalb der bürgerlichen Verhältnisse überhaupt möglich ist, kann von einer wirklichen Revolution keine Rede sein. Eine Revolution kann nur kommen im Gefolge einer neuen Krise, sie ist aber auch so sicher wie diese. „Wenn dies zuträfe, könnte überhaupt nie eine Revolution kommen, denn seither sind sechs große Krisen über uns eingebrochen, aber keine brachte die Revolution. Es ist eben so, wie Dr. E. Dick in seiner Schrift: „Das Geldwesen und der Weg zum sozialistischen Staat“ (Bern 1921) schreibt:

„In Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges geht immer zuerst die Organisation des Proletariats aus den Fugen. Das erlebte man bei der Krise der 70er Jahre, unter deren Wirkung die sozialistischen Parteien in allen Ländern zurück- oder eingingen, die erste, hoffnungsvoll begonnene Internationale sich rasch und unaufhaltsam auflöste. Das erleben wir gegenwärtig wieder. Die sozialistische Organisation versagt; nirgends vermag sie die Arbeiter vor Entlassung und Lohnkürzung zu bewahren. Die Führer sind ratlos und gehen auseinander, befehden sich; das Heer ist kampfunfähig geworden. Die Spaltungserscheinungen, die Uneinigkeit in der Sozialdemokratie sind Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise; was für Erklärungen man dafür auch geben mag, dies ist die einzige, die Stich hält. So wird es immer sein, solange das Geldsystem, das wir jetzt haben, bestehen bleibt. Immer zerstört die Wirtschaftskrise zuerst die Sozialdemokratie, und der Kapitalismus, der

den letzten Schnauf behält, wird folglich immer die Sozialdemokratie überleben — unter dem gegenwärtigen Geldsystem."

So bleibt es den Freiwirtschaftern mit ihrer neuen und stichhaltigen Erklärung der Ausbeutung überlassen, die Volkswirtschaft vor dem Untergang zu retten, dem sie entgegentreibt, wie ihm die alten Wirtschaften verfallen waren, die die Lösung nicht fanden.

Das Zeitalter der Reaktion: 1815—48.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ging die Gold- und Silberproduktion überall langsam zurück. Während die durchschnittliche jährliche Goldgewinnung von 1781 bis 1800 noch 17,790 kg betrug, sank sie im Jahrzehnt 1801 bis 1810 auf 17,778 kg und fiel in den Jahren 1811 bis 1820 auf den tiefsten Punkt, den sie je in der neueren Zeit innegehabt hat, 11,445 kg. In dem folgenden Jahrzehnt besserte sich die Lage etwas, weil die sibirische Goldproduktion einsetzte. Die durchschnittliche Förderung stieg auf 14,216 kg. Die Steigerung hielt weiter an, so daß von 1831—1840 20,289 kg gefördert war.

Die Produktion des Silbers zeigte eine ähnliche, allerdings nicht ganz gleichlaufende Entwicklung. Von dem Höhepunkt, den während der Jahre 1800—1810 die jährliche Gewinnung von 894,150 kg erreichte, ging sie zurück auf 540,770 kg. 1811—1820, und auf 460,560 kg 1821 bis 1830. Dann trat allmählich eine Besserung ein. 1831 bis 1840 wurden durchschnittlich jährlich 596,450 kg gefördert und 1841—1850 sogar 780,415 kg.

Die Folgen dieser Geldmetallverminderung zeigten sich nicht in allen Ländern gleichmäßig, weil sie neben dem Edelmetall auch Noten ausgaben. Durch diese konnten sie unter Umständen die Wirkung der Edelmetallverminderung aufheben.

Betrachten wir z. B. England, so haben wir hier folgende Entwicklung.

Preisbewegung in England nach Jevons:
(Durchschnittspreis von 1768—1772 = 100.)

1790	100	
1793	93	
1796	125	
1797	110	(Hier war die Notenmenge am kleinsten: 9,7 Mill. Die Schulden betr. 389 Mill.)
1701	153	Notenmenge: 16,2 Mill. Schulden: 517.
1802	119	(Friede von Amiens.)
1808	149	
1810	164	Blockade durch Napoleon!
1811—13	148	
1814	153	
1816	109	„après la crise" (Despaux).
1818	135	
1820	106	
1821	94	(„nach der Deflation, welche viele Sorgen verursachte" schreibt Despaux.)
1818—27	111	
1827—37	93	

Wenn man sich diese Zahlenreihe betrachtet, dann wird einem klar, warum England die Früchte seines Sieges über Napoleon nicht genießen und seine Vormachtstellung in Europa nicht ausnützen konnte: seine Geldverminderungspolitik nach dem Siegen von 1815 hat das Land in eine starke Krise gestürzt, aus der es geschwächt hervorging, während die andern Staaten, die — man ist versucht zu sagen *leichtsinniger* waren und ihre Geldausgabe nicht zu mindern trachteten, das auf den Schlachtfeldern siegreiche England später im Handel schlugen. England war von 1815—1847 nie mehr in der Lage, seine politische Ueberlegenheit auszunützen, weil ihm die wirtschaftlichen Schwierigkeiten über den Kopf zu wachsen drohten.

Es war ein Glück für England, daß das mit ihm siegende *Deutschland* selber unter ähnlichen Bestrebungen litt. Dort fiel der Weizenpreis von 1817—1825 auf den dritten Teil, und mit ihm die Preise für Roggen, Gerste, Hafer und Vieh. Die Gutsbesitzer konnten trotz größter Anstrengungen ihre Schuldzinsen kaum mehr aufbringen. „Laut erhob sich ihr Klagegesang, die eintönige

Wiederholung der Strophe: „Schutz dem bedrohten Grundeigentümer, der Säule des Staates!“ Aber kein großer Friedrich war zur Stelle, der die Druckerpresse für sie laufen ließ wie 1760. Der Strom des Geldes floß matter; das Geld verkroch sich, von Kriegsfurcht gepackt, in die Kästen und Kisten, oder es wandte sich den Staatspapieren zu, die damals infolge der kriegerischen Ereignisse außerordentlich billig wurden und deshalb bei einem Zinsfuß von 5%, eine wirkliche Geldverzinsung von 7% abwarfen. Nicht weniger als 80% der Rittergutsbesitzer im Osten fielen bis 1830 der Lage zum Opfer, wie ein im Jahr 1851 im Abgeordnetenhause erstatteter Bericht auf Grund einer genauen Untersuchung besagt. Erst nach 1830 fing der Preisbogen an, sich wieder nach oben zu wenden.“ (Rud. Hoffmann.)

Fritz Reuter weiß auch aus diesen Zeiten zu erzählen: „As de Schepel Weiten, grot Mat, virtwis up de Landstrat för sößteihn Gröschen an de Daglöhners tau Swinfauder uthaekert, un ne ganze Fuhr Hawern tau Rostock gegen en Haut Zucker ümtuscht würd — ach, dunn was't slimm in Land Meckelnborg“ (Ut mine Stromtid, I. Teil). Dr. H. Westphal berichtet (in seiner Schrift: Die Agrarkrisis in Mecklenburg in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts): „Eine Erhöhung der Edelmetallpreise zeigt sich zu Anfang der Krisis in Europa infolge des geringen Angebots von Edelmetallen wegen der Unruhen im spanischen Amerika. Die Geldmenge in Europa, die bisher in überreicher Fülle mit der spanischen Silberflotte aus den mexikanischen Bergwerken fließt, nimmt ab, als sich das spanische Amerika frei macht und als sich der größte Teil dieser Provinzen im Insurrektionszustande befindet.“ Ricardo schätzt die Zunahme der Kaufkraft des Geldes infolge seines verhältnismäßigen Mangels auf ungefähr 10%.

Welche Folgen diese stetige Aussicht auf fallende Preise hat, schildert (nach Westphal) sehr anschaulich das Distriktsprotokoll des meckl. patriot. Vereins vom Jahr 1826. Dort heißt es: „Alle Staaten, von der Idee eines unbezwinglichen Ueberflusses beseelt, fahren fort, sich gegen Getreide wie gegen ein schädliches Ding zu verwahren; alle vernich-

ten dadurch die Spekulation in Getreide und entwerten durch diesen Erfolg dasselbe bei sich und andern; denn die vom Staate ausgesprochene Idee eines drohenden Ueberflusses beseelt auch jeden einzelnen; kein Konsument, nicht einmal der Bäcker und Brenner denkt mehr daran, sich einen Vorrat bis zur nächsten Ernte zu sichern; überzeugt, daß der Getreidehandel ihm nicht zuvorkommt, betrachtet er den Boden und die Scheune des Landmannes als seine Vorratskammer. Er nimmt gerade für heute, wäre der Preis auch ein Spottpreis, denn er hofft, morgen noch wohlfeiler zu kaufen und in der Tat sind seine Hoffnungen gerecht, denn wenn der Staat wegen Getreide gewarnt und es dahin gebracht hat, daß der Landmann nur für den nächsten Tagesbedarf verkaufen kann, so ist seine Lage durch längere Entbehrung der Einnahme so erschwert, daß die Not ihn zwingt, zu jedem Preise loszuschlagen." Und dies trotzdem William Jacob in einem Bericht an die englische Regierung feststellt, daß er auf seiner Besichtigungsreise im Nordosten Europas im Jahr 1825 überall nur geringe Getreidevorräte gefunden habe, während „allgemein die Ansicht von einer Ueberfülle derselben vorherrschte." Auch Roscher in seiner Schrift über „Kornhandel und Teuerungspolitik" hebt hervor, daß man sich über die Menge des angebotenen Getreides gegenwärtig falsche Vorstellungen mache. Der Glaube an kommende noch tiefere Preise verursachte die Absatzstockung, und diese erzeugte die Ansicht von großen Vorräten. Und dies, obwohl von berufener Seite (Gülich und Roscher) ausgerechnet wurde, daß die Vorräte nur ganz gering seien. Die Nachfrage seitens der Geldbesitzer war eben noch geringer, und gerade auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage kommt es an.

Das Sinken des Geldertrages in der Landwirtschaft führte naturgemäß dazu, daß die Landflucht einsetzte. Wakefield berichtet (in Levy, die Not der engl. Landwirtschaft zur Zeit der hohen Getreidezölle), daß 1821 den Grundbesitzern in der Nähe von Pennshurst 3240 ha Land von den Pächtern aufgekündigt und im Stich gelassen worden sei, und über die Grafschaft Essex berichtet Wakefield: „Es gibt Bezirke mit armem, kaltem, schwerem Tonboden,

für die außerordentlich schwer Pächter zu finden sind, zu welchem Pachtzins es auch sei."

Uebrigens zeigt der Titel der Schrift von Levy wieder sehr gut, wie nutzlos die Zollpolitik ist. „Die sinkende Tendenz der Getreidepreise vermögen die erhöhten Schutzzölle nicht aufzuhalten" bemerkt Westphal, und er fügt ein Zitat aus Conrads Aufsatz (in Schönbergs Handbuch) bei, wo dieser bekannte Volkswirtschafter bemerkt: „Die Weltkonjunkturen zeigen sich stärker." Aber Levy geht dann doch wieder viel zu weit, wenn er bemerkt, daß mit dem Aufheben der Getreidezölle um die Vierzigerjahre die Erwerbsmöglichkeiten für die Landwirtschaft wieder gestiegen seien. Nicht wegen der Aufhebung der Getreidezölle, sondern wegen der steigenden Preise ging es der Landwirtschaft besser, und diese sind abhängig von Angebot und Nachfrage, also von der umlaufenden Geldmenge und ihrem Verhältnis zur Warenmenge.

Aehnlich wie in England und in Deutschland standen die Dinge auch in der Schweiz. Dändliker in seiner Geschichte der Schweiz berichtet, daß nach den schlechten Erntejahren „große Wohlfeilheit kam, welche drückend auf den Ackerbau wirkte."

„Von 1803—1811 wurden für mehr als 2 Mill. Scheidemünzen ausgeprägt.... das übermäßige Scheidemünzenprägen konnte nicht eingestellt werden, weil die Tagsatzung zu schwach war, einen bezüglichen Beschluß durchzusetzen. So darf man annehmen, daß anfangs der zwanziger Jahre bei 8½ Millionen in Scheidemünzen in der Schweiz zirkulierten." ... So berichtet Platel in Furrers Lexikon.

Aus diesen Zeilen geht hervor, daß man um 1816 bis 1817 eine ständige Geldvermehrung hatte, die eine Preissteigerung mit sich brachte, welche sich beim eintretenden Lebensmittelmangel besonders fühlbar machen mußte. Die Hungersnot wurde wohl hervorgerufen durch den Mißwachs; die ungeheure Preissteigerung, welche dann einsetzte, hatte ihre Ursache in der unvernünftigen Geldvermehrung, die mit Recht bekämpft wurde, und die ihre unheilvollen Folgen im ungünstigsten Augenblick zeitigte.

„Im Jahre 1819 wurde eine Kommission aufgestellt, welche die gröbsten Mißstände neuerdings nachwies, und es

wurden keine Anstrengungen gescheut, um der noch fortdauernden Scheidemünzenfabrikation Einhalt zu tun."

„Im Jahre 1824 gelang es endlich, ein Abkommen zwischen sechzehn Ständen zustande zu bringen, nämlich: Zürich, Bern, Luzern . . ., die sich entschlossen, während 20 Jahren die Prägung von Scheidemünzen einzustellen."

„Allein schon im Jahre 1825 sah man ein, daß mit dieser Maßregel dem Uebel nicht genug abgeholfen war, und besonders waren es die helvetischen Münzen, die niemand annehmen wollte. So ward ein Münzkonkordat errichtet zwischen den Ständen Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Aargau und Waadt, welche sich verpflichteten, gemeinschaftlich zur Einziehung des einen jeden unter ihnen treffenden skalenmäßigen Anteils der helvetischen und überdies einer halben Million eigener Scheidemünzen zu schreiten. Der normale Scheidemünzbedarf wurde zu 5 Fr. per Kopf der Bevölkerung angenommen und so ergab sich ein Uebermaß von 1,600,000 Fr., wovon wirklich 500,000 eingezogen wurden . . ."

„Endlich im Jahr 1828 faßte die Tagsatzung den für die damaligen Verhältnisse wirklich großartigen Beschluß, daß die bereits im Jahre 1819 grundsätzlich beschlossene Vernichtung der helvetischen Scheidemünzen auszuführen sei, und der Tagsatzung von 1830 wurde die Liquidationsrechnung vorgelegt. Die Ausprägung hatte 470,000 Fr. betragen. Eingebüßt wurden für den Nennwert von 464,758.50 Fr. Der realisierte Mehrwert betrug 328,770.45 Fr., also Verlust . . . 135,988.05 Fr."

„Mit diesem Werke war nun wenigstens die Last der Scheidemünzen erleichtert; man kann füglich annehmen, daß in den Jahren 1820—1825 eine Masse von 6 Millionen Franken oder 3 Schweizerfranken per Kopf der Bevölkerung zirkulierte." —

So sehen wir denn von 1815—1830 überall sinkende Preise mit allen ihren Folgen für das wirtschaftliche und auch für das geistige Leben. J a c o b nimmt an, daß 1830 die Geldmenge von Europa und Amerika ein Sechstel weniger betrug als um 1809. Kein Wunder, daß sich auf allen Gebieten eine Einschränkung der Lebensäußerungen zeigte — die Zeit der Reaktion.

Die Zeit von 1830—1848 wird, in der Schweiz wenigstens, als die Zeit der Regeneration bezeichnet. Und was berichtet P. H. Schmidt in seinem Buche „Die Schweiz und die europäische Handelspolitik“ (Zürich 1914) über diese Jahre? „Noch immer kamen erhebliche Summen ins Land für früher geleistete Kriegsdienste im Auslande; .... die Zahl der Fremden, die in die Schweiz kamen, nahm von Jahr zu Jahr zu und damit der Goldregen, der sich durch sie über einzelne Gebiete ergoß ...“. „Der Aufschwung der schweizerischen Industrie erregte das Erstaunen der Geschäftswelt.“

Nebenbei sei bemerkt, daß damals „die Industriellen fast ausschließlich Freihändler“ wurden. Das wurde jedoch anders, als die Krise von 1847 einsetzte. „Damals erschienen, so berichtet Schmidt, in den Städten fast alle Berufe überfüllt. Die Absatzkrisen in den Ausfuhrindustrien, die Sperrzölle der Nachbarstaaten, der Niedergang ganzer Gewerbezweige, die wachsende Arbeitslosigkeit, der mit zunehmendem Verkehr unerträglich werdende Zollwirrwar im Innern des Landes — gegenüber all diesen Nöten mußte, das war offenbar, eine durchgreifende Aenderung erfolgen. ... entweder mußte die Schweiz sich einer entschiedenen Handelsvertragspolitik zuwenden und vor Kampfzöllen nicht zurückscheuen, oder sie mußte sich an das Handelssystem eines Nachbarstaates anschließen.“

So wechselten mit den Währungsverhältnissen auch die Ansichten der Schweizer über Freihandel und Schutzzoll. Eine „schutzzöllnerische Flugschriftenliteratur schoß empor.“ (Schmidt.)

Die Wirkung der Goldfunde in San Franzisko 1848.

Ueber die Jahre von 1830—1848 schreibt Werner Sombart in seinem Werke: „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“:

„Es war eine Zeit schleppender Wirtschaftsführung, eine müde Zeit. Die Preise fast aller Artikel sanken oder hielten sich doch höchstens auf ihrem früheren Niveau. Allenthalben hörte man über Geldmangel klagen. Allein in den Jahren 1821/22 führte die Bank von England aus dem

europäischen Festlande 30 Millionen Pfund Sterling Bargeld aus. Also förmliche Blutentziehungen. So verfiel denn die deutsche Volkswirtschaft begreiflicherweise in einen Zustand von Anämie.

Doch selbst in England machte sich die Goldverminderung bemerkbar. So berichtet Flürscheim in der Schrift „Not aus Ueberfluß" (Leipzig 1911) daß die Preise gerade 1847 an der englischen Börse „enorm gefallen" seien. „Von einem Tag auf den andern wurde bis 1¼ % Diskont bezahlt, was einem Jahreszinsfuß von 450 % entspricht."

Mit den Goldfunden von 1848 änderte sich aber das ganze Bild. Werner Sombart schreibt:

„Durch ein wunderbares Zusammentreffen fielen in dieses denkwürdige Jahr drei Entdeckungen, die bestimmt sein sollten, eine neue Epoche der Weltgeschichte einzuleiten: die Entdeckung der reichen Goldschätze in den Gebirgen Kaliforniens und in Australien, sowie die Entdeckung der ergiebigsten Quecksilberminen in Mexiko, was einer entsprechenden Hebung der Silberproduktion gleichkam.

„Die gewaltigen Mengen von Edelmetallen, die dadurch dem Weltmarkte zugeführt wurden, strömten zunächst nach den Vereinigten Staaten und England ab; von hier gelangten sie dann auf dem Wege des Handels zu uns. Zunächst noch ohne genutzt zu werden. Vielmehr sorgte das Mißtrauen, das als Folge der politischen Wirren der vergangenen Jahre noch in der Geschäftswelt zurückgeblieben war, dafür, daß sie in Kellern und Truhen eingeschlossen wurden. Sie wagten sich anfangs sogar nicht einmal in die Banken. Erst im Jahre 1851 begannen sie diesen zuzuströmen, dann freilich so plötzlich, daß sie die Tresors der Banken förmlich überfluteten.

„Endlich war die Zeit wieder gekommen für das Erwachen des Erwerbsstrebens, der Gewinnsucht, des Unternehmungsgeistes. In einer Weise, wie noch nie, ergriff der Taumel die gesamte Kulturwelt Europas.

„Sich eine quantitative bestimmte Vorstellung von der schöpferischen Leistung jener Jahre zu bilden, ist unmög-

lich. Nur an einigen Symptomen vermögen wir die enorme Zeugungskraft jener Zeit zu ermessen. Vor allem an den uns bekannten Ziffern der neu angelegten Aktienkapitalien. . . ." (hier folgt eine seitenlange Aufzählung!) und weiter:

„Die Jahre vom Ende des sechsten Jahrzehnts (1859) bis nach dem Deutsch-Französischen Kriege sind Jahre ruhiger Sammlung, stiller Beschaulichkeit, emsiger Arbeit, in denen das gefestigt wird, was die stürmischen letzten Jahre geschaffen hatten. Es sind die 1850er und 1860er Jahre die Zeit, in der sich die moderne rationelle Landwirtschaft ihre Stellung in Deutschland erobert, in der die großen Standartindustrien: Montan- und Textilindustrie ebenfalls ihren modernen Charakter annehmen, in der endlich das Eisenbahnnetz in Deutschland in seinen Hauptlinien wenigstens ausgebaut wird."

Wie Sombart, so schreibt auch Lassar-Cohn der Entdeckung des Goldes in Kalifornien den größten Einfluß auf die Geschichte des 19. Jahrhunderts zu. Er führt aus (in „Gold und Papiergeld", Leipzig 1922 S. 46):

„Meiner Meinung nach hat die gewaltige zweimalige Vermehrung des Goldbesitzes der Kulturwelt ihr zwei ungeheure Fortschritte ermöglicht... Mit dem Aufkommen des kalifornischen und australischen Goldbergbaues setzte auch der Bau der Eisenbahnen und Dampfschiffe ein, und nur dieses neue Gold ermöglichte den schnellen Ausbau der Eisenbahnen, der sich sonst aus Mangel an Mitteln viel langsamer vollzogen hätte, und in gleicher Weise hat der südafrikanische Goldbergbau die Mittel zum Ausbau der Elektrizitätsanlagen in der ganzen Welt geliefert. Jetzt, wo die Goldgewinnung leider so stark zurückgeht, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß die Welt noch einmal ähnliche Aufschwungsperioden wie die genannten beiden Zeiten sehen wird."

„Neuerdings (so fährt Lassar-Cohn fort) zeigt sich ein recht unerfreulicher Rückschritt in der Goldproduktion der Erde, was sicherlich mit Rücksicht auf die Möglichkeit des Wiederhochkommens von Europa, das dazu so viel Gold nötig hat, recht bedauerlich ist."

Lassar-Cohn irrt sich, indem er Gold gleich Geld setzt, Geld als Tauschmittel genommen. Was die Volkswirtschaft hebt, ist der genügend starke Geldumlauf und nicht die Goldproduktion. Diese begünstigt den Gang der Wirtschaft nur insoweit, als das Gold zu umlaufendem Geld wird. Und das ist der Fall, wenn es in größerer Menge gefunden und durch die so hervorgerufene Senkung seines Preises in Umlauf gebracht wird. Goldfunde setzen durch ihren Einfluß auf den Goldpreis selbst altes, verschatztes Gold in Bewegung und bringen einen neuen Antrieb in den Warenumsatz. Diese Beobachtung veranlaßte die Engländer, bei den Türken ihrer Kolonien auf die Beseitigung der Zinsverbote zu dringen, wie sie der Koran enthält. Sempronius schrieb darüber in der „Monatsschrift für christliche Sozialreform" (1904): „Prof. Ruhland berichtet, daß Lord Cromer sich in das Studium der mohammedanischen Religionslehren vertiefte und es zu einem in der Welt des Islams angesehenen orthodoxen mohammedanischen Gelehrten brachte. Dessen Studium soll nun den Zweck haben, das Zinsgebot des Korans lockern zu helfen. Gelingt es, den Mohammedanismus zu einer laxen Auffassung des Zinsnehmens zu bringen, so werden Milliarden von Goldmengen frei, welche heute die Reichen unter den Mohammedanern einfach thesauriert, d. h. in den Schatzkammern und Schatzkämmerlein liegen haben. Lord Cromer soll es in Kairo auch schon so weit gebracht haben, daß seine intimen Freunde unter den führenden mohammedanischen Gelehrten mit sich reden lassen. Gelangt er zum Ziele, so hofft man sich in London eine Blütezeit wie nach der Entdeckung der großen kalifornischen Goldfelder!"

Diese Bemerkung zeigt, wie 1904 diese Zusammenhänge vielen klar gewesen sein mußten.

So wurde auch die Geschichte des 19. Jahrhunderts die Geschichte seines Geldumlaufs. In der „Zeittafel zur Wirtschaftsgeschichte" von A. Sartorius von Waltershausen (Halberstadt 1924) finden wir folgende Angaben: „1853 und 1860: Vollendung des Freihandels. Aufhebung der Fabrikzölle. Industrieerstarkung." „1854: Aufgabe der Navigationsakte." — „1861: Ziemlich gleich-

zeitig mit der Handels- wird auch die Kolonialpolitik im liberalen Sinne umgeformt. Beseitigung der Differenzzölle."

Das sind die Jahre nach den Goldfunden und zwischen den großen Krisen. Diese entstanden durch das Streiken des Geldes, das die Waren nicht mehr in den wirtschaftlichen Kreislauf aufnahmen, sobald dem Handelskapital der Zins gedrückt oder gar gefährdet wird.

Sehr treffend hat Gustav Freytag in „Soll und Haben" den Ausbruch der Krise geschildert. Er schreibt: „Der Verkehr stockte, die Werte der Güter und Waren fielen, jeder suchte das seine zu retten und an sich zu ziehen, viele Kapitalien wurden gekündigt, große Summen, welche in kaufmännischen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Lust zu neuer Tätigkeit, hunderte von Bändern wurden geschnitten, welche die Menschen zu gegenseitigem Nutzen durch die Jahrhunderte verbunden hatten. Jede einzelne Existenz wurde unsicherer, isolierter, ärmer. Ueberall sah man ernste Gesichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langsam rollte das Geld, dies Blut des Geschäftslebens, von einem Teil des großen Leibs zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, sich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erschien plötzlich verhängnisvoll, schwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem schweren Gewitter." In ähnlicher Weise wird eine Krise der Achtzigerjahre von Gottfried Keller im Roman „Martin Salander" beschrieben.

Die von 1850 an großen Goldfunde vermochten eben die Krisen nicht zu verhindern, soweit diese auf den Druck zurückgehen, den die gesteigerte Herstellung von Verzinslichem auf den Zinsfuß ausübte. Das Geld wurde von den Kaufleuten einfach in den Banken liegen gelassen. So „betrug der Barvorrat der Bank von Hamburg am 2. Juli 1857, bei hohen Preisen und lebhaftem Verkehr, 10,631 Mill. M." (Nasse in Schönbergs Handbuch I 371), ein sicherer Beweis für den bei sinkendem Zins sofort einsetzenden Streik des Kaufmannsgeldes.

Abgesehen von diesen unvermeidlichen Folgen des Edelmetallgeldes waren die Jahre von 1850 bis 1873

Jahre eines wirtschaftlichen Aufschwungs, wie man sie seit dem 18. Jahrhundert in Deutschland nicht mehr erlebt hatte.

Mit dem Jahr 1873 setzte der Umschwung ein. Es folgt, sagt Werner Sombart, „eine lange Periode der Ernüchterung, die für alle Zweige des deutschen Wirtschaftslebens zu einer rechten Prüfungszeit wird: die beiden Jahrzehnte von Mitte der 1870er bis Mitte der 1890er Jahre, die mit Ausnahme einiger Monate während der Jahre 1889 und 1890 ohne Enthusiasmus, ohne lyrischen Schwung, ohne einen spekulativen Rausch verlaufen."

Die bösen Siebziger- und Achtzigerjahre.

In diese Zeitspanne greifen alle Geschichtsschreiber zurück, die den Ursachen des Krieges von 1914—1918 nachgehen. Mit vollem Recht. In der Schutzzollpolitik, die in dieser Zeit einsetzte, in dem Kampf um Kolonien und Einflußgebiete („Interessensphären"), der damals einen vorher nie bekannten Umfang annahm, in den Bündnissen und Staatsverträgen der damaligen Zeit müssen zweifellos die Vorbereitungen des Weltkrieges gesucht werden.

Wir betrachten nun die Rolle des Geldes in der damaligen Zeit, um dann die Auswirkungen der Währungspolitik zu verfolgen.

Der Ausbruch des Krieges von 1870/71 hatte die üblichen Folgen: „Jeder suchte soviel Barschaft an sich zu ziehen als ihm seine Verhältnisse erlaubten. Im gleichen Maße wie das Mißtrauen zunahm und die Schwierigkeiten wuchsen, steigerte sich auch das Bedürfnis nach Barschaft. Hunderte von Geschäften, die sonst auf dem Kreditwege abgewickelt wurden, erforderten jetzt zu ihrer Begleichung bares Geld; hunderte von Personen, die sonst keinen Kassenbestand hatten, legten sich nun einen solchen an, und wer sich sonst mit einem Barvorrat von 10,000 Franken befriedigte, hielt nun eine drei- oder vierfache Kasse und so weiter im Verhältnis. Zu allen diesen außerordentlichen Bedürfnissen gesellte sich weiter noch das große Barschaftsbedürfnis der Eidgenossenschaft für Verpflegung und Besoldung einer plötzlich ins Feld gestellten Armee von ca. 37,000

Mann. Nicht zu vergessen endlich der private Bedarf der an die Grenze ziehenden Mannschaften für sich selber und die zurückbleibende Familie.

Die Folge war, daß allenthalben die Diskontobanken mit Diskontobegehren überstürmt wurden, daß bedeutende Summen an Depositen zurückgezogen oder wenigstens abgekündigt wurden, und daß die Banken sich in der größten Verlegenheit sahen, wie sie allen diesen Ansprüchen gerecht werden sollten. Bezeichnend ist, daß eine Anzahl von Banken sich nicht im Stande sah, dem Bunde die deponierten Summen zurückzuzahlen". *)

Da das Geld zurückgehalten wurde, mußten die Preise allgemein sinken. Einzig für die notwendigsten Lebensmittel stiegen sie. Für Fettkäse, einen Luxusartikel, betrug aber z. B. der Durchschnitt der Preise von 1868 und 1869 Fr. 73.—, für 1870 und 1871 bloß Fr. 71.50. (Jöhr, S. 55.)

Die Geldhamster brachten die schweizerische Landwirtschaft, die Industrie, den Handel und damit die Verkehrsanstalten in eine schlimme Lage. Der Käsepreis sank von Fr. 75.— im Jahr 1869 auf Fr. 66.— im Jahr 1870. Die Industrie konnte ihre Erzeugnisse weniger leicht absetzen als die Landwirtschaft. Preisrückgänge von 30% waren im Juli 1870 nichts seltenes. Der Handel stockte unter diesen Umständen sofort. Wer wollte Waren kaufen, die augenblicklich niemand verlangte und die vielleicht schon morgen billiger zu erhalten waren? Die Verkehrsmittel wurden überflüssig, weil der Warenaustausch stockte. Die Aktien und Obligationen der Schweizerbahnen, die damals noch nicht im Besitz des Bundes waren, sanken daher im Kurs um 10—20—30 und mehr Prozent!

Der Kampf gegen die Geldhamster, d. h. der Kampf für die Aufrechterhaltung des schweizerischen Wirtschaftslebens wurde geführt durch die Notenbanken, den Bundesrat und die Kantonsregierungen. Die Banken gaben neue Noten heraus, der Bundesrat erklärte englische und amerikanische Goldmünzen als in der Schweiz umlaufberechtigt. „Die schweizerischen Kreditinstitute .... beeilten sich, eng-

*) So berichtet Jöhr in seinem Werke: „Die Volkswirtschaft der Schweiz im Kriegsfall." (Zürich 1912. S. 26.)

lisches Gold aus London kommen zu lassen; am 8. August zeigten sich die ersten englischen Goldstücke in Basel. Anfänglich wurde die importierte Barschaft aber vielfach in Erwartung noch schlimmerer Zeiten eingeschlossen.“ Die Kantonsregierungen endlich ließen Darlehenskassenscheine herausgeben, um aus der Geldklemme herauszukommen.

„Das meiste zur Ueberwindung der Krise, das darf man sich nicht verhehlen, trugen die rasch sich folgenden deutschen Siege bei, welche der lähmenden Ungewißheit ein Ende machten und der Schweiz die Furcht nahmen, daß sich der Krieg nahe an ihren Grenzen oder sogar auf ihrem eigenen Gebiete abspielen werde.“ (Jöhr S. 31.)

Der Geldhamster durfte seine Schätze wieder ausgehen lassen. Die Nachfrage war wieder da, die Hemmung gehoben. „Vorsichtshalber“ gab der Bundesrat einem typographischen Institut in Leipzig den Auftrag, Papier für eine Emission von 20 Millionen Franken für Bundesnoten anzuschaffen, um der Vernichtung der Volkswirtschaft durch die Geldhamster in Zukunft besser entgegentreten zu können. „Mancher wird aufatmen, wenn es heißt, daß der Bund den Mangel an Metallgeld durch sein Kreditgeld (Banknoten) ausfüllen wolle. Wie aber das Aufatmen beginnt, da erscheint auch das Leben. Mit dem erscheinenden Kreditgeld kehrt der Kredit selbst wieder“, meint der solothurnische Finanzmann Simon Kaiser. (Jöhr S. 32.)

Die Zeit des Preisfalls im Juli und August 1870 war nun also beendet. Warum stiegen die Preise wieder? 1. Infolge der Sicherheit des Erwerbs und des Besitzes, als man sah, daß die Schweiz vom Kriege verschont blieb. Das Geld wurde ausgegeben, seine Umlaufsgeschwindigkeit nahm zu und mit ihr stieg die Nachfrage. 2. Einzelne Waren waren knapp geworden, das Angebot war kleiner. 3. Die Geldmenge war vermehrt worden durch die Notenbanken. — Vermehrtes Geld, vergrößerte Umlaufsgeschwindigkeit und verringertes Warenangebot trieben so von 1871 an die Preise wieder in die Höhe.

Was tut der Unternehmer, wenn die Preise steigen? — Er beeilt sich, noch zu den heutigen, niedrigen Preisen den Schuppen fertigzustellen, in den er seine Rohmaterialien unterbringen möchte; er mietet einstweilen Räume, um sie

mit noch rasch angekauften Stoffen zu füllen. Er stellt mehr Arbeiter ein, um den Abnehmern rasch die bestellten Erzeugnisse zu liefern, billiger als ein Konkurrent, der vielleicht am folgenden Tag das Rohmaterial schon teurer bezahlen muß. „Jetzt ists gut, frisch an die Arbeit", sagt sich der Unternehmer und mit dieser Losung wurden in der Zeit der steigenden Preise in Deutschland *in einem Jahr über hundertmal mehr Aktiengesellschaften gegründet als in derselben Zeit in der Periode der sinkenden Preise.*

Der Kaufmann seinerseits sucht die Waren ebenfalls so schnell als möglich in seinen Besitz zu bringen. Er findet unter seinen Kunden vielleicht einen neuen Abnehmer, den Schieber, der die Ware in der Hoffnung auf noch höhere Preise ankauft. Der Tauschhandel der Schweiz zeigte denn auch 1870 eine Vermehrung von 25 % gegenüber dem Vorjahr, 1871 eine solche von gar 300 % und 1872 noch immer ein Mehr von 50 % gegenüber dem letzten Jahr vor dem Krieg.

Nach der Ueberwindung des Rückschlags der Käsepreise und Milchpreise im Sommer 1870 hatte auch die Landwirtschaft goldene Zeiten. Zählt man die in Luzern bezahlten Durchschnittspreise für 1 kg Brot, 1 kg Kernen, 1 l Milch, ½ kg Ochsen- und ½ kg Kalbfleisch zusammen, so erhalten wir folgendes Bild:

	Obige Artikel	Käsepreis
1869:	2,96 Franken	75 Franken
1870:	3,53 „	66 „
1872:	4,31 „	82 „
1871:	3,66 „	77 „
1873:	4,69 „	?

Die Steigerung der Lebensmittelpreise zieht rasch die Steigerung der Landpreise nach sich. Wenn der Bauernsohn auch nicht sicher ist, daß die hohen Preise von Dauer sind, so sieht er sich doch oft geradezu gezwungen, ein Gut zu kaufen und tröstet sich dabei, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse noch einige Zeit hoch bleiben, ja vielleicht überhaupt nicht mehr sinken. So wurden auch Mitte der Siebzigerjahre für die damalige Zeit unerhörte Preise für Bauerngüter bezahlt.

Solange die steigende Tendenz der Preise anhielt, war es jedermann möglich, seine Schuldzinse aufzubringen. Die Konkurse waren daher selten.

So nahm das Vertrauen in den guten Geschäftsgang noch immer zu. Mancher, dem man vielleicht lange Zeit mißtraut hatte, erhielt nun Kredit. Er konnte Rohstoffe oder Waren beziehen und trat so als Käufer auf, während ihm das in kritischen Zeiten nicht möglich gewesen wäre. Mit den schon ohnehin steigenden Preisen nahm also der Kredit auch noch zu, brachte damit neue Nachfrage auf und trieb die Preise deshalb noch höher.

Infolge der Unternehmungslust, der lohnenden Arbeit in der Landwirtschaft, der Belebung von Handel und Verkehr war die Arbeitslosigkeit und die Auswanderung gering, das politische Leben ruhig. Die Leute hatten Arbeit und Verdienst, und was kümmert man sich um Staatsform und Politik, solange es einem gut geht?

Einzig die Festbesoldeten waren unzufrieden. Da ihre Besoldungen nicht so rasch den Preissteigerungen folgen können, wie die Löhne der Arbeiter, so geraten sie in solchen Zeiten regelmäßig in eine schwierige Lage. Doch war ihre Zahl in den Siebzigerjahren nicht so groß wie heute, und sie kamen daher auch nicht zur Geltung. Ihre Besoldungen konnten bei dem guten Geschäftsgang auch leicht erhöht werden. Alle andern arbeitenden Stände hingegen konnte ihre Schuldzinsen mit einem kleinen Teil ihrer Arbeit bezahlen. Wenn die Kartoffeln von 5 auf 10 Franken stiegen, so brauchte der Bauer statt 10 nur mehr 5 q zu pflanzen, um einen Zins von 50 Franken zu bezahlen, und wenn der Preis der Möbel im gleichen Verhältnis zunahm, so genügte auch die Hälfte der Arbeit, um den Zins des vom Handwerker geschuldeten Kapitals zu begleichen. Die allgemeine Preissteigerung erleichterte allen verschuldeten Leuten den Zinsendienst, sie entlastete und bereicherte alle freierwerbenden Stände.

Den Schaden hatten die Gläubiger. Obschon der Zins infolge der großen Nachfrage nach Leihgeld stieg, reichte das Steigen des Geldzinses nicht hin, um gutzumachen, was dem Rentner die sinkende Kaufkraft des Geldes für Einbußen brachte. Im Jahr 1869 erhielt er von Fr. 100.—

vielleicht nur Fr. 3.50 Zins, 1872 dagegen Fr. 5.—. Trotzdem erhielt er aber für die Fr. 5.— nicht so viel Waren wie er 1869 für Fr. 3.50 erhalten hatte. Die Abnahme der Kaufkraft des Geldes war größer als die Zunahme der Geldeinnahme durch die Zinsfußerhöhung. Daher ging es dem Zinsbezüger (Rentner) schlecht, dem Zinszahler (Arbeitenden) gut. Der hohe Zinsfuß war bei den höhern Preisen viel weniger drückend als der tiefe zu den alten.

Die Zeit von 1871—1873 war somit eine Zeit der stärksten wirtschaftlichen Tätigkeit. Man nennt daher heute diese kurze Spanne die „Gründerjahre", andere nennen sie sogar die Periode des „Gründerschwindels". Denn nach einer kurzen Zeit der Blüte kam 1873—1874 plötzlich und unerwartet der Umschlag. Die Preise fielen, und damit zeigte sich von 1874 an das Gegenteil aller Erscheinungen, die man von 1871—1873 beobachtet hatte.

Welches waren die Ursachen des Preisfalls seit 1874? In erster Linie die Verminderung des Geldes, sodann die Verminderung seiner Umlaufsgeschwindigkeit und drittens die Vermehrung des Angebots infolge der rüstigen Arbeit während der Periode der steigenden Preise. Endlich bewirkte das geringste Nachlassen der Preissteigerung sofort ein Zurückziehen des Kredits, damit eine weitere Verminderung der Nachfrage und so ein erneutes Fallen der Preise. Der Kredit steigt und fällt eben mit der Geldmenge und den Preisen; statt für fehlendes Geld einzuspringen oder bei reichlich vorhandenem Geld diesem Platz zu machen, kommt und geht er mit ihm, verstärkt also sowohl die Preissteigerung wie auch den Preissturz.

Die Goldausbeute hatte von 1848 an ununterbrochen zugenommen bis zum Beginn der Siebzigerjahre. „Im Jahre 1848 wurden in Kalifornien Goldfelder entdeckt, deren Reichtum alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließ. Im Jahre 1851 wurden ähnliche reiche Fundstätten in Australien (Viktoria und Neusüdwales) aufgeschlossen. In den Sechzigerjahren folgte die Entdeckung von Goldfeldern und Goldbergwerken von großer Ergiebigkeit in einer Reihe anderer Staaten des westlichen Nordamerika (Colorado, Dakota, Montana, Nevada). Ende der Fünfzigerjahre begann die Goldgewinnung in Neuseeland, Ende

der Sechzigerjahre in Queensland. So berichtet Helfferich in seinem Werke: „Das Geld.“ (Leipzig 1919. S. 99.) „Insgesamt betrug die Goldgewinnung des Jahrzehnts 1851—1860 im Jahresdurchschnitt etwa 200,000 kg im Werte von etwa 560 Mill. Mark, und das folgende Jahrzehnt hielt sich mit 190,000 kg im Werte von etwa 530 Mill. Mark nahezu auf dieser Höhe. Die durchschnittliche Produktion dieser zwei Jahrzehnte war nahezu 18 mal stärker, als diejenige des Jahrzehnts 1811—1820 gewesen war; die gesamte Produktion der beiden Jahrzehnte lieferte nahezu ebensoviel Gold, wie die vorausgegangenen 250 Jahre von 1600—1850 zusammengenommen.“

Mit dem Beginn der Siebzigerjahre trat aber ein Rückschlag ein. „Die Weltproduktion von Gold verringerte sich von 195,000 kg im Durchschnitt des Zeitraumes 1851 bis 1870 auf 148,600 kg im Jahr 1883. Damit war der tiefste Punkt erreicht, aber eine entscheidende Besserung brachten die nächsten Jahre noch nicht. Es hatte damals den Anschein, als ob die reichsten Goldlager der Erde unaufhaltsam ihrer gänzlichen Erschöpfung entgegengingen ...“

Während dieses Rückschlags in der Goldgewinnung erfolgte jedoch eine gewaltige Zunahme der Silberausbeute. Sie stieg von 1½ Mill. auf 5 Mill. kg und ermöglichte so im Verein mit Noten die allgemeine Preissteigerung anfangs der Siebzigerjahre. Diese Preissteigerung wurde eingeleitet durch die Verminderung des Warenangebots infolge des deutsch-französischen Krieges und verstärkt (nach der Ueberwindung des ersten Schreckens — siehe oben) durch die Vermehrung der Noten in allen Ländern Europas. Es waren beispielsweise auf den Kopf der Bevölkerung Banknoten ausgegeben (in Franken umgerechnet, nach Simon Kaiser, Dichtung und Wahrheit oder der Banknotenspektakel im Herbst 1879. Zürich 1879.):

	1871	1873
Schweiz	9	18
Deutschland	27	40
England	33	34
Belgien	39	65
Frankreich	56	77
Niederlande	91	95

Es kam hinzu der Zufluß der französischen Milliarden in Deutschland mit der Folge, daß Frankreich durch uneinlösbare Banknoten und vor allem durch Prägung von Silbergeld das abgegebene Tauschmittel ersetzte. 1872 hatte es bloß ca. 390,000 Franken prägen lassen, 1873 jedoch für 154 Millionen! Das billige Silber lockte auch andere Staaten, z. B. Belgien, zu reichlichen Prägungen, und in den Ländern der sog. lateinischen Münzunion betrugen 1873 die Prägungen an Silber schon über 300 Millionen Fr.

So wäre es gut möglich gewesen, den Ausfall an Gold, der doch jährlich von 1871—1880 bloß etwa 100 Mill. Fr. ausmachte und auch von 1880—1885 nicht über 190 Mill. Franken stieg, durch Silber zu ersetzen. Dann wären die Preise im Durchschnitt hoch geblieben, wenn nicht gar noch höher getrieben worden durch eine zu starke Vermehrung der Nachfrage (des Geldes).

Dagegen setzten sich diejenigen zur Wehr, die ein Interesse an s i n k e n d e n Preisen hatten. Das waren die Gläubiger, die aus den Zinsen lebten, die Rentner.

Der Hauptschlag gegen die steigenden Preise war der Uebergang Deutschlands zur G o l d w ä h r u n g im Jahre 1871. Die französische Kriegsentschädigung machte es ihm möglich, das Silber aus dem Verkehr auszuschalten. Der Goldschatz der preußischen Bank war von 86,3 Millionen im Jahre 1870 auf 223,6 Millionen im Jahre 1873 gestiegen und entsprechend stieg auch die Notenausgabe: von 163,3 auf 290,5 Millionen Taler. Dem Beispiel Deutschlands folgten 1872 Schweden, Norwegen und Dänemark, 1873 Holland und die Vereinigten Staaten; Belgien schränkte in dieser Zeit die Silberprägung von 300,000 Fr. auf 150,000 Fr. täglich ein und Frankreich ging nun auch mit seinen Prägungen von 750,000 Fr. täglich auf 280,000 Franken zurück. Auf Anregung der Schweiz trat 1874 eine Konferenz der lateinischen Münzunion zusammen; hier verlangten die Schweizer geradezu die v ö l l i g e Einstellung der Silberprägung; glücklicherweise ging die Konferenz nicht so weit, sondern schrieb bloß eine beschränkte Menge vor: 1874 rund 140 Mill. 1875: 146 Mill. 1876: 105 Mill. 1877: 39 Mill. 1878: 11 Mill. 1879: rund 20 Mill. Fr.

So mußte denn im Jahr 1873 der Umschlag kommen.

Die Großhandelspreise von 45 Artikeln (sog. Indexziffern) stiegen von 96 im Jahre 1870 auf 111 im Jahre 1873, um dann, mit Ausnahme der Jahre 1880, 1888 und 1889—1891 immer zu sinken bis 1896, wo sie mit 61 auf ihrem tiefsten Stand anlangten. (Siehe Preistabelle S. .) Die Krisis begann anfangs Mai in Oesterreich und verbreitete sich mit der Schnelligkeit des Telegraphen und der Zeitungen über ganz Mittel- und Westeuropa. Sie leitete eine Zeit des Preisfalles ein, die infolge Fortdauer ihrer Ursachen bis 1895 fast ununterbrochen anhielt. Gottfried Keller schildert den Ausbruch der Krise besonders schön in „Martin Salander". (S. 304, 329, 342.)

In denjenigen Ländern, in denen neben oder für Gold Silber unbeschränkt ausgeprägt werden konnte, war während der gleichen Zeit ein Steigen aller Preise zu verzeichnen, weil die Silberproduktion zunahm und zudem das Silber aus den Goldwährungsländern in die Silberwährungsländer abfloß. Während die Indexziffern von 1873 bis 1896 in Europa und Nordamerika von 111 auf 61 sanken, stiegen sie in Indien gleichzeitig von 107 auf 140, wobei noch bemerkt werden muß, daß sie hier seit 1893 schon wieder gesunken waren, nachdem die Engländer auf Anfang 1893 die Ausprägung des Silbers verboten hatten. In Japan, das ebenfalls die Silberwährung beibehielt, stiegen die Indexziffern von 104 auf 133 und in China von 1874—1893 von 100 auf 109. So berichtet Irving Fisher. (Die Kaufkraft des Geldes, Berlin 1916, S. 197 f.) Auch in Argentinien brachte man innerhalb dieses Zeitraumes die Preise hoch, von 1887 bis 1893, hier durch die Ausgabe von Papiergeld. Die Preise sanken wieder, nachdem man mit dem Noteneinzug begonnen hatte. Dasselbe zeigte sich in der Union 1893.

Kurzsichtige Leute glauben, (auch heute noch), was es für ein besonderes Glück sei, wenn „alles billiger" werde. Dieses Glück hat man von 1873 bis 1896 gründlich kennen gelernt.

Als 1873 das allgemeine Sinken der Preise einsetzte, wollte ohne Zweifel jeder Käufer warten, bis die Preise noch mehr gesunken wären. Kein Unternehmen war, so

möglich. Während im Kanton Bern von 65 Berufen in dem Jahrzehnt des Aufschwungs 1870—80 (das doch kaum zur Hälfte wirklich gut war), 50 an Zahl zu und nur 15 abnahmen, war von 1880—1890 nur bei 20 eine Zu-, bei 45 dagegen eine Abnahme festzustellen. (Diese und die folgenden Angaben nach Mühlemanns Untersuchungen über die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur und die Güterverteilung im Kt. Bern. Mitteilungen des Bern. Stat. Bureaus, Jahrgang 1908, Lieferung II.) Jeder schränkte sich ein und viele Handwerker wurden so arbeitslos.

	1860	1870	1880	1888
Berufstätige in %	37,4	39	41,3	37,3

„Die intensivste Entwicklung im Kanton Bern machte sich um die Mitte der Siebzigerjahre geltend; es war dies die bekannte Aufschwungs- und Gründerperiode, auf welche zu Ende der Siebziger- und Anfang der Achtzigerjahre ein Rückschlag mit einer wirtschaftlichen Krisis erfolgte, von welcher sich Handel, Industrie und Gewerbe nur langsam erholte", bemerkt Mühlemann, (recht ungenau).

Mit den sinkenden Preisen nahmen auch die Konkurse zu. In den Jahren 1878—1882, der Zeit des größten Tiefstandes, betrugen sie bei der Landwirtschaft 1,4 ‰, bei andern Gewerben 3—4 ‰, beim Handel 5,6 ‰, beim Baugewerbe und bei der Lebensmittelfabrikation 6,2 ‰, bei den Verkehrsgewerben 8—8,5 ‰ und bei den Kostgebern und Wohnungsvermietern gar 14,8 ‰, die Gesamtkonkursziffer betrug für die vier Jahre 2,71 ‰. (Mühlemann S. 97.) Von 1880—1885 gerieten im Kanton Zürich 900 Landwirte in Konkurs, und etwa sechs bis sieben mal soviel entgingen ihm nur mit größter Mühe.

Ueber die Landwirtschaft in dieser Zeit vernehmen wir weiter aus dem Protokoll des schweiz. landwirtschaftlichen Vereins vom 19. Mai 1883:

„Wenn in der letzten Zeit Landwirte oder Freunde der Landwirtschaft zusammen kamen, so bildete die Notlage dieser letztern ein ständiges Thema. Verwundert darf man ob dieser Erscheinung nicht sein, denn wo so viele und so mächtige Faktoren zusammenwirken, um das alte bäuerliche Gewerbe aus den Fugen zu heben, wie sie in den letzten

Jahren zusammengewirkt haben mit übermächtiger, fast erdrückender Gewalt, da pressen sie manch einem einen Schmerzensruf aus über seine verlorene oder doch bedrohte Existenz, ein Schmerzensruf, der weiter und weiter klingt und nicht bloß ängstliche Seelen mit bangen Ahnungen erfüllt."

Die Ursache der Not waren die sinkenden Preise, nicht etwa die Unfähigkeit der Bauern. Sie steigerten vielmehr in diesen Jahren die Erträge des Landes bedeutend, aber mit welchem Erfolg? Darüber berichtet uns Nationalrat Hermann Greulich:

1874 war der Ertrag an Heu je ha 47 Ztr. in Geld Fr. 461
1886 war der Ertrag an Heu je ha 72,7 Ztr. in Geld Fr. 457

Oder der Ertrag an Kartoffeln je ha:

im geringen Erntejahr 1877 Fr. 643
im guten Erntejahr 1885 Fr. 559

Er bemerkt dazu:

„Die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse vermag selbst den Natursegen guter Erntejahre in seiner ökonomischen Bedeutung für den Landwirt fast auf Null herabzudrücken, indem sie die Preise der Produkte so herunterdrückt, daß der Geldertrag einer guten Ernte unter denjenigen einer geringen Ernte herabsinken kann." Aehnliches beobachteten ja auch schon die Römer, siehe S. 102.

Daß die Schulden des Bauernstandes unter diesen Umständen drückender wurden, ist selbstverständlich. Wenn der Bauer bei einem durchschnittlichen Preis von 10 Fr. für seine Produkte 100 q verkaufen muß, um den Zins aufzubringen, so muß er 111 q herausarbeiten und verkaufen, wenn der Durchschnittspreis auf 9 Fr. sinkt usf. „Mit Bangen sieht der Bauer Martini herannahen, Geld ist nicht viel vorhanden, aber die Schulden häufen sich; am Munde muß abgespart werden, um noch länger ein ehrlicher und stimmfähiger Bürger verbleiben zu können, und bei spärlicher Kartoffel-Branntwein- und Kaffeesurrogatkost sollten Kräfte gesammelt werden zu angestrengter physischer Arbeit? Die Resultate der Rekrutenaushebungen sind sprechende Beweise der zu schlechten und ungenügenden Ernährung eines großen Teiles unserer Landleute und der Fabrikbevölkerung." So schreibt O. Brunner in einem Bericht über die Aus-

wanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas. (Aarau 1883.)

Dazu waren diese Schulden in der gewöhnlichen Weise gestiegen, d. h. je kinderreicher eine Familie war, desto stärker. Den steigenden Produktenpreisen waren von 1850 an auch die Landpreise gefolgt und entsprechend auch die Grundsteuerschatzungen. 1856 Grundsteuerschatzung: 605 Mill. Schulden: 181 Mill. (30 %). 1883 Grundsteuerschatzung: 992 Mill. Schulden: 414 Mill. (42 %).

War es ein Wunder, wenn unter diesen Umständen die Landleute auswanderten? Während von 1890—1904 bloß 1,82 ‰ der Bevölkerung fortzog, wanderten in den Achtzigerjahren durchschnittlich jährlich 4,76 ‰ aus, wovon die Hälfte Landwirte (Mühlemann S. 98), während diese seither nur etwa ⅓ der Auswanderung ausmachen. Von 1880—1888 stieg die Bevölkerungsdichtigkeit jährlich nur um 0,15, von 1900—1910 dagegen um 0,88. Die Trauungen gingen von 1882 auf 1891 um 0,42 ‰ zurück, (von 7,35 auf 6,93) die Zahl der Geburten von 18,108 auf 17,560, während die Sterbefälle beinahe gleich blieben, so daß der Geburtenüberschuß von 11,06 ‰ vor- und 12,64 ‰ nachher auf 9,97 ‰ für diesen Zeitraum sank.

Alle diese Rückschläge sind durch den Aufschwung seit 1896 wieder gutgemacht worden. Die Siebziger- und Achtzigerjahre stehen so in der Schweizergeschichte da wie die Zeit eines großen blutigen Krieges.

Sogar die Kulturfläche des Kantons Bern sank, während sie vor- und nachher gestiegen ist. Die „helvetische Wüste", eine Erscheinung des Preisrückgangs im Römischen Reiche, begann sich wieder auszudehnen. Das kultivierte Land betrug 1851 erst 66,6 % der Gesamtfläche, stieg jedoch bis 1885 auf 78,9 %, sank aber mit den Preisen bis 1895 auf 77,6 %, um dann wieder, parallel mit den Preisen, auf 81,14 % im Jahr 1900 zu steigen.

In einem Ueberblick über die Geschichte unserer Landwirtschaft schreibt Dr. E. Laur im Handwörterbuch der Schweiz. Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Band I:

„Die nächsten Jahrzehnte nach 1848 bildeten eine Periode stillen ruhigen Schaffens der landwirtschaftlichen Kreise. Landwirtschaftliche Vereine und landwirtschaftliche Schulen entstunden. Der Betrieb wurde umgestaltet und die Produktivität der Landwirtschaft machte ungeahnte Fortschritte. Ihren Höhepunkt erreichte die aufsteigende Bewegung der landwirtschaftlichen Lage anfangs der siebziger Jahre. Von da an trat aber ein Rückgang der Preise landwirtschaftlicher Produkte ein. Die Bodenverschuldung fing die Leute an zu drücken, und Mitte der achtziger Jahre spricht man landauf, landab von einer Notlage der Landwirtschaft.

Ein Bundesbeschluß vom Jahre 1884 ermächtigte den Bundesrat zu Maßnahmen zur Förderung der Landwirtschaft. Die kantonalen Regierungen und die landwirtschaftlichen Vereine unterstützten diese Bestrebungen des Bundes. Die Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik verbreiteten sich unter ihrer Führung rasch im ganzen Lande. Doch die Preise erholten sich nicht,*) die Ausgaben und Betriebskosten der Bauern stiegen. Trotz höherer Roherträge fehlte die Rentabilität. Doppelt schlecht war derjenige bestellt, dem das Betriebskapital, die Bildung und die Kenntnisse fehlten, um die Neuerungen richtig auszunützen. Wohl kamen den einzelnen Schwachen die Genossenschaften zu Hülfe, aber das hinderte nicht, daß die Lage des ärmeren, weniger gebildeten Kleinbauern besonders bedrückt war. Mit Mißtrauen betrachteten diese Kreise die Tätigkeit des Bundes und der Vereine zur Hebung der Landwirtschaft und es brauchte nur einen Anstoß, um den geheimen Unmut zum öffentlichen Ausdruck zu bringen.

Ein zürcherischer Landwirt namens K. Keller, verfaßte eine Flugschrift, betitelt: „Die Bauernsklaverei der Neuzeit, oder die Bauern im Kampfe mit den Federhelden". Sie fordert zum Kampf gegen die Bureaukratie und zur Gründung eines schweizerischen Bauernbundes auf. Jeder, welcher nicht Landwirt ist, sowie jeder Landwirt, welcher eine staatliche Besoldung von über 500 Fr. bezieht, soll ausge-

---

*) Das wäre allerdings etwas sonderbar gewesen, wenn durch verbesserte Technik, d.h. durch Vermehrung der Produktion, also des Angebots, die Preise gestiegen wären!

schlossen sein. In 49 Postulaten werden die öffentlichen Einrichtungen („die neuen Schöpfungen des Federheldentums") kritisiert und alles das, was dem Gefühle des Bauern in unserer modernen Zeit widerspricht, mit scharfen und oft bitteren Worten gegeißelt. Es ist kein Philosoph, kein tiefer logischer Denker, aber ein ehrlicher, von der Richtigkeit seiner Auffassung überzeugter Bauer, der zu uns spricht. Manches mutet einem ganz mittelalterlich an.

Der Grundton geht überall dahin: Wir Bauern müssen uns sorgen und plagen und die „Federhelden" nehmen in Form von Zinsen, Gebühren und Steuern dem Bauer das Erworbene weg und verbrauchen dasselbe in schlecht angewendeter Weise. (Typisch ist das Titelbild der Schrift. Eine Schar von Bauern zieht eine Equipage, auf deren Bock einige Federfuchser die Peitschen schwingen, auf den Polstern sitzen einige befrackte Herren, die einen Geldsack für Besoldungen und Pensionen bei sich haben. Hinten ist ein Karren angehängt, auf dem übermütige Arbeiter sich vergnügen, und der ein Plakat „8 Stunden Arbeit und billige Lebensmittel" trägt. Auf der Deichsel sitzt ein Vorstandsmitglied der landwirtschaftlichen Vereine.) Die praktischen Vorschläge beziehen sich auf Verweigerung der Vermögensbesteuerung für landwirtschaftliche Liegenschaften auf dem Rechtswege, Vereinigung der Bauern und Entfernung der Bureaukratie aus den landwirtschaftlichen Vereinen, das bäuerliche Erbrecht, die bäuerlichen Steuerverhältnisse und Ersparnisse im Bundeshaushalte, die Zollpolitik, die Hypothekenbanken und den Eisenbahnverkehr, die Herbeiführung von Einfachheit und der Veredlung des Volkscharakters.

Keller hat dem, was ein großer Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung dachte, in einer den Bauern entsprechenden Form Ausdruck gegeben. Hierauf beruht sein Erfolg. In den Kantonen Zürich, Thurgau, Aargau, Schwyz, St. Gallen, Bern und Baselland entstunden Bauernbünde, und diese vereinigten sich zu einem schweizerischen Bauernbunde. Das von Keller aufgestellte Prinzip des Ausschlusses aller „Federhelden" wurde zwar nicht streng durchgeführt, aber die ganze Bewegung blieb doch eine rein bäuerliche

Auch der Bauernstand schloß sich also gleich dem Gewerbestand in diesen Jahren zu einer Interessengemein-

schaft zusammen. Und „es brauchte nur einen Anstoß, um den geheimen Unmut zu öffentlichem Ausdruck zu bringen"! Wer denkt da nicht an den Bauernkrieg von 1653!

Die Lage der Festbesoldeten war in diesen Jahren eine sehr gute, da ihre Einnahmen gleich blieben, die Ausgaben zurückgingen. Aber mit der Zeit wurde der Zudrang zu ihren Stellen so groß, daß alle unbeliebten unter ihnen ersetzt wurden. Manch einer, der vielleicht die sinkenden Preise ersehnt und gelobt und damit die Bauern geärgert hatte, sah sich dann bei der nächsten Wahl auf die Straße gestellt und bei dem Zudrang zu diesen Stellen außerstande, wieder irgendwo unterzukommen. Der Neid der geplagten Freierwerbenden vergällte auch den Festbesoldeten die Freude an dem unverkürzten Einkommen. Die Schrift Kellers (siehe oben) ist zweifellos eine für die Stimmung typische Erscheinung.

Die Lage der Arbeiter war nach 1873 eine schlimme geworden durch die gewaltigen Arbeiterentlassungen, die infolge des fehlenden Absatzes allerorts notwendig wurden. „Heute irren der Arbeits- und der Brotlosen viele Tausende im Lande umher, denen nur die Wahl bleibt, zu betteln, zu stehlen, oder zu verhungern." — „Letzten Winter sind sie dutzendweise an einem Tag an unsern Türen erschienen, teils in schrecklich verkommenem Zustande, teils trotzig und barsch." So schreibt J. C. Brunner, ein Aargauer Fabrikant, 1880 in seiner Schrift: Schutzzoll und Freihandel.

„In der Schiffbauindustrie fiel der Gesamttonnenwert der Produktion von 1,250,000 im Jahre 1883 auf 473,000 im Jahre 1886." „Tausende hochgelernter Arbeiter wurden entlassen und in die äußerste Not versetzt. Der älteste und mächtigste Gewerkverein Englands, derjenige der Maschinenbauer, der in diesem Jahre (1886) fast 1½ Mill. Mark für Arbeitslosenunterstützung ausgegeben hatte, sah sich dicht vor dem Bankerott." (F. W. Förster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Berlin 1898.) In den Vereinigten Staaten wurden an einem einzigen Tag 15,000 Eisen- und Stahlarbeiter entlassen. (Monatsschrift für christliche Sozialreform, Luzern 1904. S. 554.) Grauenhaft war das Elend in diesen Jahren.

(Die großartigste Darstellung dieser Zustände enthält der soziale Roman von J. H. Mackay, Die Anarchisten, erstmals erschienen Berlin 1893.) Wenn auch die einzelnen Löhne nicht im gleichen Maße sanken wie die Lebensmittelpreise, so sank doch die Lohnsumme, (die an die gesamte Arbeiterschaft ausbezahlten Löhne), weil die Arbeitslosigkeit eine so entsetzlich große war. —

Gegen den Kapitalismus und gegen die Herrschenden überhaupt richtete sich daher der Zorn der Arbeitenden und der Bauern. Die Arbeiter schlossen sich zusammen zur sozialdemokratischen Partei. Die Verbände der Gewerbetreibenden und Bauern haben wir bereits kennen gelernt. In Deutschland, wo die Entwicklung infolge der französischen Milliarden am stärksten gewesen war, empfand man auch den nachfolgenden Niedergang am schwersten. Attentate auf den deutschen Kaiser wurden von Hödel und Nobiling versucht — als ob der Kaiser eine Ahnung gehabt hätte, wie aus der schwierigen Lage herauszukommen wäre — und offen sprach es Bebel 1893 im Reichstag aus, daß er angesichts der Entwicklung der letzten Jahre den Zusammenbruch des bisherigen Wirtschaftssystems, den „großen Kladderadatsch", noch vor Ende des XIX. Jahrhunderts erwarte. Friedrich Engels (Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Siehe besonders S. 6 ff.: Vorrede von Karl Kautsky), einer der Begründer des Sozialismus, glaubte ebenfalls, daß der kleine wie der große Betrieb der Landwirtschaft Europas vollständig ruiniert werde, und zu seiner Rettung nichts anderes übrig bleibe als der Sozialismus. Aehnliche Stimmen kamen aus Frankreich, England und Amerika.

Wie jede Zeit einer langanhaltenden Baisse, so drohte auch diese in einer Revolution der durch den Zinsbezüger ihrer Arbeitserzeugnisse beraubten Arbeitenden aller Stände sich zu entladen.

Von der Kolonialpolitik.

In dem vorzüglichen Werke von Professor Dr. E. Schneider: „Vom Geschichtsunterricht in der Volks-

schule und von historischer Bildung" (Klinkhardt, Leipzig 1919) wird in einer Uebersicht gezeigt, wie auf Zeitabschnitte ruhiger Wirtschaftsentwicklung solche der innern Unrast und des Dranges nach außen folgen, der sogenannten „Expansion". Dieser Drang nach der Fremde kann sich ruhig und friedlich auswirken, er kann aber auch kriegerisch und feindschaftlich werden. Das erstere geschieht, wenn Zeiten des Ueberflusses und der gedeihlichen Entwicklung herrschen: Zeiten langsam anziehender Preise. Der Drang ins Große, ins Freie wird dagegen gehässig, kleinlich oder kriegerisch, wenn wirtschaftliche Nöte ein Volk zwingen, über seine Grenzen hinauszugehen. Ruhig und friedlich geht dagegen der Kaufmann über die Grenzen des Landes, solange die Geschäfte blühen. Von staatlichem oder militärischem Schutz will er nichts wissen: „Die Menschen sind nie so unangenehm, als wenn sie Soldaten spielen", sagt der Kaufmann in Freytags „Soll und Haben". Aber wenn die Preise sinken, wenn der Absatz stockt und die Zollschranken sich allerorts erheben, da ruft der Kaufmann zur Wahrung seiner Geschäfte die Hülfe des Staates an. Interessensphären", „Schutzgebiet" und Kolonien sind das Ergebnis staatlichen Schutzes, Kolonialtruppen und Kriegsschiffe dessen unentbehrliche Begleiterscheinungen.

Deutlich geht der Zusammenhang zwischen Preisbewegung und Kolonialpolitik neuerdings wieder hervor aus dem eben erschienenen Werke von Maximilian von Hagen über „Bismarcks Kolonialpolitik". (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.) Man sieht hier klar, wie sich die Kaufleute gegen den staatlichen Schutz wehrten, „da sie aus Freihandelsgründen jeder Bevormundung mißtrauten, weshalb sie sogar eine Kriegsflotte für handelsgefährlich hielten." (S. 19.) Aber es kam anders mit den schlimmen Siebziger- und Achtzigerjahren, als sich die Kaufleute mehr und mehr durch die wachsende Absatzstockung und die steigenden Zollschranken bedrängt fühlten. Im Jahr 1879 gab N. Grünewald eine Schrift heraus, worin er (nach v. Hagen) „richtig voraussah, daß mit dem Umschwung der Wirtschaftspolitik die Zeit zu aktiver Kolonialpolitik gekommen sei". Und tatsächlich folgte auf den Preisabbau „eine ständig sich steigernde Kolonialbegeisterung". Indem

im Inlande durch den schwindenden Geldumlauf Armut, flauer Geschäftsgang und allgemeine Bedrücktheit entstand, strebten nun viele über die engen Grenzen des Landes hinaus. Bis 1885 hatte sich nach Poschingers Aussage eine dreißigbändige Aktensammlung über die Kolonialfrage im Auswärtigen Amt zu Berlin angehäuft — im gleichen Amte, dem der ehemals so kolonienfeindliche Bismark vorstand, der in Gesprächen mit Roon „sich mit stark manchesterlich gefärbten Argumenten über den Nutzen staatlicher Kolonialpolitik ausließ und sich auch während der folgenden Jahren mannigfaltigen Anregungen zahlreicher Inland- und Auslanddeutscher beim preußischen Handelsarchiv gegenüber weiterhin ablehnend verhielt." — „Auch die Gelegenheit, französische Kolonien ohne Anstrengung zu übernehmen, ließ Bismark ungenutzt."

Doch langsam aber sicher wurde der „Realpolitiker" Bismark anderen Sinnes. Männer, „die seit der Wirtschaftskrisis von 1873 eifrig auf der Landkarte nach Kolonien geforscht hatten", wie v. Hagen, unsere Ansicht über die treibenden Kräfte staatlicher Kolonialpolitik trefflich bestätigend, schreibt, vermochten doch nach und nach den Kanzler umzustimmen, der ihnen erwiderte, „er studiere schon seit langer Zeit die Kolonisationsfrage in der Ueberzeugung, daß eine Nation wie die deutsche der Kolonien auf die Dauer nicht entbehren könne; aber ohne entsprechende Vorarbeit und ohne den nötigen Impuls aus dem Volke scheue er sich bei der Schwierigkeit der Aufgabe an ihre Verwirklichung zu gehen, da ohne eine tiefgehende Bewegung, (von der er noch keine Spur sehen wollte) der Reichstag zur Bewilligung der erforderlichen Mittel nicht bereit sein würde." Schließlich machte er ihnen Hoffnung, daß die Frage „bei veränderter innerer und äußerer Situation" — also unter dem Druck der wirtschaftlichen Schwierigkeiten — „in acht bis neun Jahren für ihn spruchreif sein könnte."

Die Zeit, in der Bismark umlernte, war jedoch rascher verstrichen als er selber glaubte, und zwar verursacht durch die überall einsetzende Schutzzollpolitik. Kusserow, so zeigt v. Hagen, gebührt das „Verdienst", Bismark nach und nach umgestimmt zu haben, indem er ihn zum „Kurs-

wechsel von der Politik der offenen Tür — einem letzten Rest seiner damals eben noch keineswegs konsequent überwundenen Freihandelspolitik — zur aktiven Kolonialpolitik" brachte, worauf „Bismark selbst seit dem Beginn seiner neuen Zollpolitik (die eine Frucht des Preisabbaues war), Schutz und Bevormundung von seiten des Staates immer mehr auf alle Teile des Ganzen erstreckte." So sehen wir, wie sich auch hier der wirtschaftliche Druck in die staatliche Vormundschaft umwandelte.

Ganz augenfällig wird der Zusammenhang zwischen staatlicher Kolonialpolitik und Krise im Jahr 1878 durch den Zusammenbruch des Welthandelshauses Godeffroy. „Durch eine erfolgreiche Entwicklung ihres Südseegeschäftes zur Beteiligung an industriellen Unternehmungen in Deutschland, die mißglückten, verlockt, war dieses Welthaus plötzlich in Zahlungsschwierigkeiten geraten." So gelangte man mit dem Gesuch an den Reichstag, dieses Geschäft zu übernehmen. Aber dagegen machten sich „philiströse Bedenken oder prinzipielle manchesterliche Opposition" geltend und die Vorlage wurde abgelehnt. Und ganz ähnlich ging es später mit Lüderitzland.

Man könnte so das ganze Buch von Maximilian von Hagen abdrucken und darin den Zusammenhang zwischen Preisbewegung und Kolonialpolitik zeigen. Die angeführten Beispiele mögen genügen, um für unsere Weltwirtschaft die Notwendigkeit einer Geldausgabe darzulegen, die zwischen Preissteigerung und Preisfall glücklich die Mitte einhält. Sie allein vermag die Zollgrenzen überflüssig zu machen, „die Politik der offenen Tür" zu ermöglichen und dem Auswanderer die ganze Welt ohne Hemmungen zu eröffnen.

Der Sezessionskrieg und die Greenbacks.

Benjamin Franklin äußerte sich einmal: „Papiergeld hat große Vorzüge vor Gold und Silber, da es leichter und bequemer in der Handhabung großer Summen und nicht der Gefahr unterworfen ist, seinen Vorrat durch den Export vermindert zu sehen. Keine Methode ist bis jetzt gefunden worden, mittelst welcher ein Tauschmittel ge-

schaffen werden könnte, welches in allen seinen Vorteilen Kreditnoten gleichen könnte, die zum allgemeinen, gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht worden sind."

Abraham Lincoln schrieb im Dezember 1864 an Oberst Taylor: „Chase hielt es für ein gewagtes Ding, aber wir brachten es schließlich fertig und gaben dem Volk der Republik den größten Segen, den es je hatte — sein eigenes Papier, um seine eigenen Schulden zu bezahlen."

Dieses Papiergeld waren die Greenbacks, d. h. Grünrücken (weil ihre Rückseite grün war).

Dieses Geld erfüllte seine Aufgabe, soweit und solange es in vernünftiger Weise, das heißt in einer solchen Menge in Verkehr gebracht wurde, daß seine Kaufkraft nicht abnahm. Um Silber nach Indien zu senden, mit dem man dort während des Krieges die Baumwolle zahlen mußte, hat man „aus allen Spalten Silber zusammengesucht" Ohne das Papiergeld wären die Nordstaaten deshalb von einer verhängnisvollen Krise heimgesucht worden. So jedoch konnte sie verhindert werden.

Nach dem Kriege dagegen setzte der Kampf der Goldwährungsnutznießer gegen das Papiergeld sofort ein. Die Noten mußten aus dem Verkehr zurückgezogen werden und die Folge der Geldverminderung bei der wieder einsetzenden Warenerzeugung war eine große Krise in den Vereinigten Staaten. Lincoln wehrte sich umsonst gegen die Preissenkung. Vergeblich nannte er die Staatsmänner, die eine Erhöhung der Kaufkraft des Geldes durchsetzen, solange das Volk noch Staatsschulden zu tilgen hat, die in kaufkraftschwachem Gelde eingegangen worden sind, Verbrecher. Der Rückzug der Noten wurde durchgesetzt und die Krise kam.

Heute ist es so, daß als Ursache der Krise die Ausgabe der Greenbacks angegeben wird, während diese die wirtschaftliche Vernichtung der Nordstaaten verhindert hatten und einzig ihr Rückzug es gewesen ist, der die Krise verschuldete.

Die Aufhebung der Sherman-Bill und ihre Folgen.

Nach dem Gesetz vom 14. Juli 1890 (der sog. Sherman-Bill) trat an die Stelle der Silberausprägung in den Vereinigten Staaten der Ankauf von monatlich 4½ Mill. Unzen Silber, für welche jeweilen eine dem Kaufpreise entsprechende Summe in Noten mit gesetzlicher Zahlkraft ausgegeben wurde. Durch ein Gesetz vom 1. Dezember 1893 wurde dieses erste aufgehoben. Jedoch blieb dem Schatzsekretär die Befugnis, das aufgekaufte Silber in Verkehr zu bringen und dafür die Noten zurückzuziehen.

Dies scheint er getan zu haben. Die Folgen blieben nicht aus: es waren die einer Geldverminderung, weil das Silber eher verschatzt wurde als die Noten und daher weniger kaufend auftrat. Hinzu kam natürlich noch, daß die vorherige, jährliche Vermehrung des umlaufenden Geldes, wie sie die gesetzlich vorgeschriebenen Silberankäufe mit der nachfolgenden Notenausgabe mit sich gebracht hatten, aufhörten, während die Warenvermehrung weiter ging.

Wir haben für die Folgen dieses Preisabbaues von der Geldseite her in Amerika einen ganz unvoreingenommenen Zeugen in Montana Warn, einem Schweizer, der 1908 in einem Hefte des „Vereins für Verbreitung guter Schriften" seine „Erinnerungen eines Ostschweizers aus Amerika" veröffentlichte (Zürich 1908) und dort schrieb:

„1893 war die von den Deutschen unterstützte demokratische Partei am Steuerruder in Washington und beging einen unvorsichtigen, ja gerade rücksichtslosen Streich. Die sogenannte „Shermanbill", welche die Vereinigten Staaten zwang, jedes Jahr ein Quantum Silber zu kaufen und zu münzen, wurde ohne vorausgehende Warnung aufgehoben. Die Wirkung des Staatsstreiches war unheilvoll. Sofort stellten die allermeisten Silberwerke den Betrieb ein, und dadurch wurden in den westlichen Staaten Millionen von Arbeitern verdienstlos und wandten sich nun in voller Verzweiflung den ackerbautreibenden Präriegegen-

den und dem Osten zu. Es entstand ein heilloser Wirrwarr. Die Folge war eine allgemeine Gedrücktheit.

„Jowa als ackerbautreibender Staat besaß zwar genug Lebensmittel, die man aber gar nicht oder bloß nur zu Schleuderpreisen verkaufen konnte, und dies hatte eine allgemeine Entwertung des Grundeigentums zur Folge. Das Geld wurde versteckt; nur Silber und Banknoten zirkulierten noch, und auch diese wurden mit der Zeit immer seltener. Man mußte zum Tauschhandel greifen. Da man gar keine Garantie mehr hatte, die Erzeugnisse auch für Geld loszuwerden, trat allgemeine Energielosigkeit ein. Die in diesem Lande so notwendigen warmen Kleider waren zwar spottwohlfeil; aber ohne klingende Münze konnte man sie schließlich doch nicht kaufen. Fettes Rindvieh und mittelgroße Schweine brachten noch ein wenig Geld ein. Bei dem elenden Zustand der Zäune aber brachen die Tiere aus und kehrten nicht mehr zurück. Ein Nachbar beschuldigte den andern des Diebstahls, und bösen Worten folgten Tatlichkeiten. Auch die Politik spielte eine große Rolle, und man kannegießerte mit einer Erbitterung ohnegleichen. Statt bloß mit dem Revolver in der Hosentasche, spazierten die Leute nun ganz ohne Scheu mit geladenen Schrotflinten umher.

„1896 kam dann die republikanische Partei wieder ans Ruder, die Nation atmete erleichtert auf.

„Ein Hauptzweck des Krieges mit Spanien, den vielen Arbeitslosen Verdienst zu verschaffen und durch Lieferungen aller Art an die Armee der Industrie aufzuhelfen, wurde erreicht. Die Nation fühlte ihre Kraft, und die republikanische Partei hatte trotz ihrer schauderhaften Stümpereien das allgemeine Vertrauen erlangt. Man wußte nach der Niederlage Spaniens und dem beginnenden Kriege gegen die Filipinos nun so ziemlich was man wollte. Die Geldleute öffneten ihre Gewölbe, und die Räder der ganzen Maschine drehten sich wieder, von frischer Kraft getrieben.

„Ich meinerseits war auch froh, denn sofort stiegen die Lebensmittel und auch das Land im Preise, und man hatte Gelegenheit, etwas bares Geld zu bekommen.“

Aehnlich wie Montana Warn schätzt auch Cornelius in seinem Werke „Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus“ (München 1925) die Ursachen dieses Krieges ein, wenn er schreibt: „Der spanisch-amerikanische Krieg war schon bloß mehr eine Börsenaktion.“

Die Zeit von 1893 bis 1907.

„Das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne noch einmal eine Periode stärkster spekulativer Färbung erlebt zu haben. Das letzte Jahrfünft bringt auch und gerade für Deutschland zu guter Letzt eine Zeit blühender Hausse auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens.

„Seit Beginn der 1890er Jahre beginnt die Goldproduktion stark zu steigen. 1890 hatte sie noch 464 Millionen Mark betragen, das heißt nicht mehr oder sogar weniger als all die Jahre hindurch seit der Mitte des Jahrhunderts. Nun aber schnellte sie, dank vor allem der Erschließung neuer Goldfelder in Transvaal und Kanada, aber auch infolge gesteigerter Produktion in Australien, plötzlich in die Höhe.

„Gerade wie in den Jahren 1848—1851 sammelte sich das frisch gewonnene Gold zunächst, ohne zu neuen Taten anzuregen, in den Tresors der europäischen Banken an.

„Diese Geldplethora fand natürlich in einer entsprechenden „Geldflüssigkeit“, d. h. in einem niedrigen Diskontsatze ihren Ausdruck. Der Durchschnitt des offiziellen Diskontsatzes der Reichsbank ging von 4,52 % im Jahre 1890 auf 3,12 % im Jahre 1894 und 3,14 % im Jahre 1895 zurück. Aber weit unter diesem offiziellen Satze hielt sich der „Privatdiskont“ der Reichsbank, in dem ja der Stand des Geldmarktes erst zum richtigen Ausdruck kommt. Das Jahr 1894 hat an 346 Tagen Privatdiskont, dessen durchschnittliche Höhe 2,064 % war: der niedrigste Stand während des Bestehens der Reichsbank. Diese exorbitante Niedrigkeit des Diskontsatzes hielt dann bis zur Mitte des Jahres 1895 an: noch bis August schwankte der Marktdiskont in Berlin zwischen 1½ und 1⅝ % und die Reichsbank diskontierte während des ganzen Monats zu einem Privatsatze von 2 %.

„So war alles vorbereitet, um bei dem leisesten Anstoß den zurückgedämmten Unternehmungsgeist zu machtvollem Hervorbrechen zu bringen.

„Ueberall sind es im wesentlichen wiederum dieselben Erscheinungen, nur abermals dimensional vergrößert, die uns in den 1850er und 1870er Jahren (zur Zeit der „Gründerjahre“) entgegentreten.“

Soweit wieder Werner Sombart.

Nachdem sich alles Verzinsbare wiederum, wie von 1850—1857, in starkem Maße vermehrt hatte, setzte wieder, diesmal schon nach ungefähr fünf Jahren, die Krise ein. Sie dauerte von 1900 bis 1902.

Woher kommt es, daß die Krisen sich von 1807 bis 1867 in Abständen von ungefähr zehn Jahren, seit 1895 aber in solchen von nur 5—6 Jahren folgen? Das Kaufmannsgeld streikt bekanntlich, sobald ihm seine Entschädigung, die von Gesell Urzins genannt wird, zu fehlen droht. Und dies tritt um so eher ein, je rascher die Erzeugung und Ansammlung von Zinstragendem möglich ist. Seit dem Aufschwung der Sechzigerjahre stellte man Motoren und Dampfmaschinen und später auch elektrische Anlagen in den Dienst der Gütererzeugung. Daher schuf diese auch viel rascher eine Gütermenge, die den Zinsfuß drückte und den Geldstreik auslöste.

Daher führt jede erfolgreiche Arbeit unter dem Edelmetallgeld schließlich zur Krise und zur Arbeitslosigkeit, zur Zersetzung des Volkes in Reich und Arm.

„Soziale Dyskrasie“ nannte Dr. Th. Christen in den „Annalen des deutschen Reiches“ (1917) diese Erscheinung. Aus den Angaben der Schrift von Helfferich „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913“ rechnete Dr. Christen aus, daß sich in Deutschland die Reichen vermindert, ihr Reichtum jedoch vermehrt, die Armen dagegen sich vermehrt hätten. Es fand also hier statt, was zum Untergang aller Kulturen geführt hat. „Aus den Zahlen Helfferichs findet man für das Jahr 1896 eine soziale Dyskrasie von 9,6, und für das Jahr 1913 eine solche von 12,1. Es hat also während dieser kurzen Zeitspanne von 17 Jahren kapitalistischer Entwicklung die Scheidung des Volkes in Reich und Arm eine Zunahme

von 26% erfahren", bemerkt Dr. Th. Christen in seinem tiefgründigen Werke: „Das Geldwesen ein dynamisches System." (Bern 1920.)

Die Krise von 1907.

Die Krise von 1907/8 wurde von J. P. Morgan und John Rockefeller künstlich herbeigeführt. Hier die Vorgeschichte, wie sie Duimchen in seinen „Monarchen und Mammonarchen" (Berlin 1908) und dann vor allen La Follette geschildert haben.

In einer Gegend Amerikas, die reich war an Kohlen, Kalk und Eisenerzen und wo willige Arbeiter sich in großer Zahl anboten, war ein Eisen- und Stahlunternehmen entstanden. Dieses Unternehmen war unabhängig von Morgans Stahltrusts und konnte mit ihm leicht in Wettbewerb treten.

Dieses schnell wachsende Unternehmen aber benötigte neues Geld. Zu diesem Zwecke hinterlegten seine Leiter Aktien und erhielten dafür Kredit. Wie das Morgan merkte, war sein Plan gefaßt....

Es war nicht möglich, diese Unternehmer zu erledigen durch Niederhalten der Preise für die Waren, welche Morgan und seine Gegner dem amerikanischen Volke lieferten; wenn Morgan das versucht hätte, so wäre es für sie ein Leichtes gewesen, mit den Preisen ebenfalls herunterzugehen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil auch seine Gegner sozusagen aus dem Nichts herausarbeiteten: es waren Geschenke des Bodens, wie Kupfer, Eisen und Kohlen, was sie gewannen. Durch das absichtliche Niederhalten der Preise hätte Morgan nur dem amerikanischen Volke ein Geschenk gemacht. Nicht von der Warenseite her, sondern von der Geldseite aus mußten seine Widersacher also vernichtet werden.

Es traf sich günstig, daß um die gleiche Zeit Rockefeller mit seiner Standard-Oil-Company über den Präsident Rosevelt sehr erbost war. Unter dessen Leitung war planmäßig gegen die Unternehmerverbände vorgegangen worden, und zwar mit sehr hohen Geldstrafen für jeden einzelnen Fall der Gesetzesverletzung. Am berühmtesten

wurde der Chicagoer-Prozeß gegen die Standard-Oil-Company, in dem die Gesellschaft zu einer Geldstrafe von 29,240,000 Dollars, also zu rund 150 Millionen Franken verurteilt wurde. Ja, schon wagte man davon zu reden, daß man sogar gegen Rockefeller persönlich seiner Meineide wegen vorgehen und ihn der Beamtenbestechung anklagen werde: Gefängnis und Zuchthaus drohten!

Die in ihrer Sicherheit bedrohten Mammonarchen traten im Juni 1906 in der Broadway Nr. 26 zum ernsten Kriegsrate zusammen. Die Regierung hatte gedroht, der Standard-Oil-Company 30 Millionen abzunehmen; dafür sollte sie und mit ihr das ganze Land büßen! Das war das Ergebnis dieser Beratung.

Rockefeller und Morgan fanden es für unvorsichtig, ihre Arbeiten in New-York anzufangen. Sie begannen den Rückzug des Geldes und damit die Einschnürung des Kredites für alle Unternehmungen in London, indem sie dort 125 Millionen Dollars abhoben und nach New-York verbrachten.

In welchem Maße Gold auch aus andern Ländern nach den Vereinigten Staaten gezogen wurde, zeigt die Tatsache, daß diese in den fünf Jahren von 1900—1905 einen Ausfuhrüberschuß an Gold im Betrag von 11 Millionen Dollar aufweisen, während sie im Jahr 1906 58 Millionen, 1907 63 Millionen und 1908 sogar 76 Millionen Gold mehr ein- als ausführten. Dies stellt M. Duclos in seiner Schrift „La crise monétaire générale“ (Paris 1917, S. 51) fest.

Welche Folgen hatte das? Die Goldwährungspolitik geht immer darauf aus, einer Verminderung des Geldes und damit des Kredites sofort eine weitere Verminderung folgen zu lassen. Für je 100 Pfund Sterling oder für je 100 Franken in Gold, die einer Notenbank entzogen werden können, muß nach ihren Gesetzen das 2½- oder gar 3fache an Noten zurückgezogen werden! Denn Gold und Silber ist die Deckung, und wo diese Deckung fehlt, dürfen auch keine Noten im Verkehr gelassen werden! — So hatte der Rückzug der Morgan'schen Millionen aus der Bank von England zuerst die Folge, daß das englische Kreditgebäude zum Einsturz gebracht wurde. Der Angst-

zins der englischen Unternehmer stieg auf nie gesehene Höhe. Kaufleute wurden zu Tausenden ruiniert und Zehntausende von Arbeitern in schwerste Bedrängnis gebracht.

Nachdem London in die Geldklemme gebracht worden war, galt die dortige Krediteinschränkung als genügende Entschuldigung für eine Krediteinschränkung auch in New-York, und die Kreditgeber schritten sofort dazu, ihre Darlehen zurückzuziehen und alle weiteren Kredite einzustellen.

Wie führte Morgan jetzt in den Vereinigten Staaten den Geldrückzug durch? Darüber machte Senator La Follette folgende interessanten Angaben. („The Public", Juli 1912, Chicago-Louis F. Post editor Ellswoth Building, South Dearbornstreet 537.) Morgan und die Standard-Oil- Company beherrschten die City-Banks of New-York. Vor der Kreditsperre in London hatten die amerikanischen Notenbanken sehr viel Noten ausgegeben, bis zum 22. August 1907 täglich durchschnittlich 1,300,000 Dollar. Die Morgan Banken lieferten hiezu einen größern Betrag als irgend eine andere Bankgruppe. Vor dem 22. August 1907 hatten die Morgan-Banken auch immer einen außergewöhnlich hohen Zinsfuß bezahlt, und es war ihnen dadurch gelungen, die Geldmittel der übrigen Banken anzulocken. Morgans Banken hatten am 22. August 1907 800 Millionen Dollar fremde Gelder in Verwahrung, und von dieser Summe gehörten nicht weniger als 200 Millionen Dollar zu den unentratbaren Barmitteln anderer Banken. Morgan hatte diese durch den hohen Zins an sich gelockt. Wahrscheinlich stellte er ihnen dafür Schuldscheine (Wechsel) aus, die alle erst nach dem 22. August fällig waren. Bis zu diesem Datum hatte er also freie Verfügung über dieses Geld. Er setzte es wieder in Umlauf, jedoch so, daß dessen Hauptmasse vor dem zum Krache bestimmten 22. August 1907 wieder bei Morgan zur Rückzahlung fällig wurde. Sobald dieses Geld eingelaufen war, wurde es dem amerikanischen Schatzamt zurückgegeben. Es waren 260 Millionen Dollar. Arglos wurden die Noten zurückgenommen und konnten nicht wieder in Verkehr gebracht werden, denn auch der amerikanische Staat hat, sowenig wie irgend ein anderer, das Recht, das Volk mit dem wich-

tigsten Verkehrsmittel zu versorgen, wenn die Banken streiken!

Um diese Noten seinerzeit ausgeben zu können, hatten Morgans Banken beim Schatzamt Staatspapiere hinterlegen müssen. Diese bekamen sie jetzt wieder zurück. Selbstredend wurden sie sofort gegen bar an der Börse verkauft und der Erlös dafür ebenfalls dem Verkehr entzogen! So hatte man 260 Millionen Dollar dem Schatzamt zurückgegeben, für 260 Millionen Dollar Staatspapiere erhalten, diese verkauft und den Erlös von ebenfalls 260 Millionen Dollar auch noch eingesperrt! Das machte eine Verminderung des umlaufenden Geldes von zusammen 520 Millionen. Außerdem hatten Morgans Banken noch 40 Millionen Dollar ausgeliehen, die auch unmittelbar vor dem 22. August fällig wurden. So hatten die City Banks of New-York auf den 22. August 1907 800 und 520 und 40 Millionen Dollar einfach aus dem Verkehr verschwinden lassen, insgesamt also 7,044,8 Millionen Fr. Der gesamte Geldbestand der Vereinigten Staaten wird von Stucki (Nationalökonomie, Bern 1919, S. 291) auf 9998 Millionen Fr. berechnet.

So vorbereitet konnte Morgan ruhig mit der Uhr in der Hand die Stunde des Kraches erwarten. Natürlich hatte er alles, was er an Aktien besaß, vor dem 22. August zu hohen Preisen gegen Bargeld verkauft. Diese hohen Preise hatte er durch die vorhergehende oben geschilderte große Geldausgabe selber herbeigeführt, und gerade diese große Geldausgabe hatte die Spekulation begünstigt und die Preise gesteigert.

Morgan hatte die Klugheit besessen, auch noch die Presse zu seinen Zwecken zu benutzen. Er hatte die Krise vorhergesagt und als dann an jenem 22. August wirklich einige Zahlungseinstellungen von Gesellschaften, die wohl eigens gegründet wurden, um Bankerott und Eindruck zu machen, eintraten, da halfen ihm Presse und Publikum getreulich! Der übliche Bankensturm setzte sofort ein. Die andern Banken hätten jetzt ihre Gelder aus Morgans Banken zurückbekommen sollen. Doch die Morgan-Banken weigerten sich, diese Gelder zurückzugeben — solange die Panik anhalte — dieselbe Panik, die sie durch das Zurückhalten

des Geldes verursachten! Eine Bank in Indiana hatte z. B. eine große Summe in Schecks an eine Morgan-Bank zum Einzug geschickt. Die Bank erhob auch das Geld, weigerte sich aber, es der Bank in Indiana auszuzahlen! Eine ganze Reihe solcher Dinge kamen vor.

Unter diesen Umständen war das Schicksal der Konkurrenzfirmen von Morgan besiegelt. Der gegnerische Ring, der, wie wir anfänglich gehört haben, Kredit erlangt hatte gegen Hinterlage seiner Aktien, erhielt natürlich die Kündigung für diesen Kredit, sobald die Aktien im Kurse zu sinken begannen und anderer Kredit war nirgends mehr erhältlich. Seine Aktien gingen zu einem so geringen Kurs an Morgan über, daß Morgan bei der später einsetzenden Hochkonjunktur daran 670 Millionen Dollar gewann! Ebenso ging es allen andern Unternehmungen. Worauf man früher eine Million Vorschuß bereitwillig bekommen hatte, waren bald nur noch 900, dann 800 und endlich nur noch 700,000 Dollar zu erhalten. Die Folge waren Nachschußforderungen der selbst bedrängten Banken, die Unmöglichkeit, diese Nachschüsse zu leisten, Zwangsverkäufe über Zwangsverkäufe und noch rascher sinkende Kurse.

Und nun fand man es an der Zeit, auf die Landesregierung loszugehen. Morgan hatte im Jahre 1904 150,000 Dollar an die Wahlkosten von Roosevelt beigetragen. Man erzählt sich, daß Morgan Roosevelt mit einer weiteren Reihe Bankerotte gedroht hätte und daß dieser seine Einwilligung zu einer Abschwächung des Antitrust-Gesetzes gab. Ja noch mehr. Morgan sandte ihm zwei seiner Mitarbeiter nach Washington und drohte ihm mit einer Panik. Es werde keine Bank in ganz Amerika geben, die sie nicht zwingen würden, ihre Zahlungen einzustellen. Der Präsident mußte gehorchen und „die Majestät des Staates und der Gesetze ist in den Kot gestampft unter dem goldgepanzerten Fuß eines meineidigen Zuchthäuslers" (Duimchen).

Jetzt konnte Morgan darangehen, die bis auf den untersten Punkt gesunkenen Aktien und Anteilscheine der Unternehmungen zusammenzukaufen. Er erwarb nachweisbar an e i n e m Tage 100,000 Stück Aktien, die er zum dreifach höheren Kurs vor 8 Monaten verkauft hatte!

Als er sich so verschafft hatte, was ihm begehrenswert schien, trat er als „Retter des Vaterlandes" hervor und verkündigte großartig den Wunsch „die Spannung zu lösen". Der Finanzminister mußte vorher den Morgan-Banken das Recht zu einer Ausgabe von 30 Millionen Dollar erteilen. So wurden die Mittel bereitgestellt, um die neue Preissteigerung durchzuführen. Am 24. Oktober 1907 wurden die ersten Darlehen ausgegeben, und zwar zu einem Zinsfuße von 20 und mehr Prozent. Für diese „Tat" wurde Morgan gepriesen, wie man früher selbst Washington nicht gerühmt hatte. (Näheres darüber in meiner Schrift: Morgan, der ungekrönte König von Europa. Bern, II. Auflage 1924.)

Der Erfolg der Spekulation von 1907 wird auf 3000 Millionen Dollar berechnet. Als „Nebenerscheinung" ging in den Jahren 1907 und 1908 infolge der gewaltigen Arbeitslosigkeit der Reichtum der Vereinigten Staaten um 30 Milliarden Dollar zurück, das ist das Achtfache des damaligen schweizerischen Volksvermögens.

Die Krise griff naturgemäß bald auf die andern Länder über. Was wir an die Amerikaner zu bezahlen haben, bezahlen wir normalerweise in Wechsel auf Amerika. Diese Wechsel entstehen so, daß unsere Banken die Wechsel kaufen, die unsere Ausfuhrhändler auf ihre amerikanischen Kunden oder deren Banken ausstellen. Diese Wechsel werden nach Amerika geschickt. Nun dauerte es 1907 nicht lange, bis die amerikanischen Banken fanden, daß sie für diese Wechsel in Amerika kein Geld mehr bekommen konnten. Morgan schloß eben ein, was durch seine Kassen ging, und die Folge war, daß die amerikanischen Banken bald keine Wechsel mehr annehmen wollten. Hier, in Europa, wurden daher Bankwechsel auf New-York knapp und folglich teurer: der Wechselkurs auf New-York stieg. Die europäischen Banken taten daher gut, Gold nach Amerika zu schicken, statt teure amerikanische Wechsel zu kaufen. So floß 1907 auch das Gold aus Europa ab, und die Krise griff so auch auf die andern Länder über.

Gegen Juni 1908 waren nach vorsichtiger Schätzung vielleicht 5 Millionen Arbeiter in den Vereinigten Staaten ohne Arbeit und konnten keine bekommen. Berichte der

Wohltätigkeitsorganisation aller Städte zeigten, daß alle Städte von Obdach- und Arbeitslosen überfüllt waren. Ueberall herrschte Mangel, und Fälle von Hungertod bei Männern, Frauen und Kindern waren häufiger als die amtlichen Berichte aufzudecken wagten. Die Gefängnisse überall im Lande waren mit Männern überfüllt, die, von der Arbeit vertrieben, für Landstreicher erklärt und verurteilt worden waren. Viele Obdachlose begingen absichtlich irgend eine Gesetzesübertretung, um ins Gefängnis geschickt zu werden. Dort bekamen sie wenigstens Obdach und Nahrung. Viele Städte faßten den Plan, die Arbeitslosen vorsichtig zu vertreiben. Ueberall nahmen die Verbrechen zu; viele Arbeiter, zu äußerster Not getrieben, stahlen und wurden natürlich ins Gefängnis befördert. Die Sozialethische Liga der Stadt New-York berichtete, daß im Zeitraum von sechs Monaten die Zahl der Verbrechen um 50% zugenommen habe.

Angesichts dieser Angaben verstehen wir, wenn Bagehot in seinem Buche „Lombardstreet" schreibt: „Wenn wir wünschen, sicher zu leben, müssen wir unser Geld- und Bankwesen studieren."

Der Einfluß der Kaufkraftschwankungen auf die Häufigkeit der Verbrechen.

„Wer von hoher Warte aus eine Gegend überblickt, erkennt leichter die großen Züge, in denen Berg und Tal angeordnet sind, als der im Tal befindliche, dem der weite Blick verbaut ist. So zeigt auch ein Rückblick auf lange Jahre die Höhen und Tiefen des gesellschaftlichen Lebens deutlicher und deckt ihre Ursachen besser auf als die Betrachtung des einzelnen Jahres es gestattet."

So schreibt Prof. Dr. G. Aschaffenburg in seinem Werke „Das Verbrechen und seine Bekämpfung". (Bibliothek der Kriminalistik, 3. Band, Heidelberg 1923.) In der nachfolgenden Untersuchung der Ursachen aller Verbrechen kommt er zum Schluß, daß einzelne Gruppen sehr stark schwanken. So übersteigen die Diebstähle im Jahr 1892 die des Jahres 1888 um 30,000. „In vier

Jahren können unmöglich 30,000 Menschen mehr ihre anständige Gesinnung so weit einbüßen, daß sie ohne gewichtige äußere Gründe sich dem Verbrechen zuwenden; fast noch auffallender ist dann die plötzliche Umkehr zum Guten, die im nächsten Jahr 19,762 Personen weniger wegen Diebstahls ins Gefängnis brachte! Woher kommen diese Schwankungen?" So fragt sich Aschaffenburg (S. 117).

Bei der Beantwortung dieser Frage betont er, wir müßten auch mit der Tatsache rechnen, „daß Krankheiten, Unglücksfälle und wirtschaftliche Krisen selbst den fleißigsten Arbeiter an den Bettelstab bringen können. Fest steht, daß ein großer Teil der Bevölkerung, besonders der mit reichlichem Nachwuchs gesegneten, auch in guten Zeiten nicht sehr viel mehr verdient, als nötig ist, um einigermaßen sein Leben fristen zu können. Jede Teuerung muß sich deshalb in einer Erschwerung der Lebensbedingungen geltend machen, die umso empfindlicher wird, je näher sich der Arbeiter und die Seinen dem Existenzminimum befinden. Das drohende Gespenst des Hungers und der Not aber vermag auch feste Grundsätze zu erschüttern." Er führt folgenden Satz aus v. Mayrs Arbeit über „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben" an, (München 1877, S. 346): „Es hatte in der Periode 1835 bis 1861 im bayrischen Gebiet diesseits des Rheins so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preise gestiegen ist, auf je 100,000 Einwohner einen Diebstahl mehr hervorgerufen, während andererseits das Fallen der Getreidepreise um einen Sechser bei der gleichen Zahl von Einwohnern je einen Diebstahl verhütet hat."

Seither hat sich herausgestellt, führt Aschaffenburg weiter aus, daß nicht mehr das Steigen und Fallen der Getreidepreise für die Häufigkeit der Verbrechen entscheidend ist, sondern „die allgemeine Lage des Erwerbslebens." Als Zeugen hiefür erwähnt er Heinrich Müllers „Untersuchungen über die Bewegung der Kriminalität in ihrem Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen". (Halle 1899.) Aschaffenburg sagt weiter, daß er die Nachforschungen über den Zusammenhang „zwischen wirtschaftlicher Lage und

Diebstahl" einstellen würde, wenn sie „undeutlich" wäre: „Wir werden aber sehen, daß das nicht der Fall ist."

Ueber die Verhältnisse in Oesterreich berichtet auch Herz („Die Verbrechensbewegung in Oesterreich in den letzten 30 Jahren in ihrem Zusammenhang mit wirtschaftlichen Verhältnissen"): „Diebstahl und Raub stehen in einem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnis von den Lebensmittelpreisen. Die den modernen Verhältnissen besser angepaßten Delikte, welche in ihrer Absicht ebenso verderbt, aber in den Mitteln zivilisierter sind, die an Stelle der Gewaltmaßregeln Lüge und Fälschung setzen, überwinden dieses primitive Abhängigkeitsverhältnis von den Lebensmittelpreisen und suchen auf dem komplizierten Markte modernen Wirtschaftslebens Gelegenheit zur Betätigung."

Die Richtigkeit dieser Auffassung von Hugo Herz haben die Jahre der ins Unermeßliche gesteigerten Geldausgabe und der damit verursachten Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse aufs Beste bewiesen.

Sodann führt Aschaffenburg auch die Studie von Lafargue an (Neue Zeit 1890), worin dieser den Zusammenhang zwischen Preisbewegung und Verbrechen in Frankreich nachgewiesen hat und schließt: „Auch die deutsche Statistik beweist die engen Beziehungen zwischen den Schwankungen der Getreidepreise und der Zahl der Diebstähle. Ebensowenig allerdings wie in Frankreich ist in Deutschland die absolute Höhe der Preise ausschlaggebend, sondern nur ihr Steigen und Fallen." (Von uns gesperrt!)

Dieser Satz ist außerordentlich wichtig. Denn, wie schon von Mayr richtig bemerkt hat, kommt es auf die absolute Höhe der Preise gar nicht an, sondern vielmehr auf das, was von Mayr „Produktionserfolg" nennt. Darunter versteht er das, was der Arbeiter für sein Arbeitsprodukt erhalten kann. Wieviel ist das? Die Antwort liegt auf der Hand: Den Arbeitenden bleibt, was Bodenzins und Kapitalzins übrig lassen. Damit ist nun keineswegs gesagt, ob dies bei steigenden oder bei sinkenden Preisen mehr sei. Es kann bei steigenden Preisen der „Pro-

duktionserfolg" des Arbeiters wachsen, indem die Nachfrage nach Arbeitern und damit ihr Lohn steigt und umgekehrt kann der Lohn der Arbeiter rascher sinken als die Preise.

„In dieser Richtung, (sagt Aschaffenburg), ist der Versuch Fornasari di Verces von besonderem Interesse, den Arbeitslohn und die Schwankungen der Nahrungsmittelpreise zusammen zu berücksichtigen. Er berechnete, wie viel Arbeitsstunden in jedem Jahr bei den durchschnittlichen Löhnen notwendig waren, um eine bestimmte Menge Getreide, 100 kg, zu erwerben. Die Zusammenstellung dieser Zahlen mit der Anzahl der einfachen und qualifizierten Diebstähle ergab für die untersuchten Jahre 1875—1885 einen deutlichen Parallelismus. Das gleiche fand Kurella in Deutschland für die Jahre 1880 bis 1888."

Aschaffenburg führt dann selber folgende Tabelle für Deutschland vor.

Einfache Diebstähle und Lebenshaltung.

Jahre	Für 100 Kg. Roggenbrot erforderliche Arbeitstage	Einfache Diebstähle auf 100,000 Bestrafte	Jahre	Für 100 Kg. Roggenbrot erforderliche Arbeitstage	Einfache Diebstähle auf 100,000 Bestrafte
1888	8,2	563	1896	7,7	556
1889	9,7	617	1897	7,7	575
1890	9,9	620	1898	8,3	589
1891	11,1	637	1899	7,9	553
1892	10,2	593	1900	7,4	565
1893	7,7	629	1901	6,9	573
1894	7,2	596	1902	6,8	576
1895	7,3	575			

Der Zusammenhang zwischen der Lebenshaltung und der Häufigkeit der Verbrechen ist augenfällig: steigt der „Produktionserfolg", so nehmen die Verbrechen gegen das Eigentum ab.

Gleiche Ergebnisse zeigen auch die „Daten aus der Kriminalität der Kantone Bern und Zürich." (Nach Zürcher in der Schweiz. Zeitschrift für Strafrecht Bd. XIX S. 425 ff.)

Jahrfünft	Bern		Zürich	Bern und Zürich zusammen
	Jährl. Durchschnitt der korrektionell u kriminell Verurteilten	Verurteilte auf 10000 Einwohner (Jährlicher Durchschnitt)	Verurteilte auf 10000 Einwohner (Jährlicher Durchschnitt)	
1854—1858	2739	61	72	133
1859—1863	2873	61.5	64	125,5
1864—1868	3532	72,4	59	131,4
1869—1873	4027	80	49	129
1874—1878	5227	100,9	58	158,9
1879—1883	5355	106,8	66	172,8
1884—1888	4970	92,9	56	148,9
1889—1893	4565	84,7	57	141,7
1894—1898	3871	68,6	64	132,6
1899—1903	3481	11,8	62	123,8

Zwischen 1854—58 liegt das Krisenjahr 1857. Es müßten damals also verhältnismäßig mehr Verbrechen vorgekommen sein als in den Jahren 1859—1863, wo der Aufstieg langsam vor sich ging und keine Krise herrschte. Tatsächlich: 133 Urteile gegen nur 125,5 in den guten Jahren 1859—1863!

Zwischen 1864 und 1868 liegt wieder eine Krise, die allerdings schwächer war als die von 1857. Und wieder steigt die Zahl der Verbrechen auf 131,4, ohne allerdings die Höhe von 1857 zu erreichen. Auch hier eine völlige Uebereinstimmung zwischen Krisen und Verbrechen!

Von 1869—1873 herrschte eine sehr gute Geschäftsstimmung, trotz des deutsch-französischen Krieges. Die Verbrechen gehen noch weiter zurück!

Es folgten die „bösen Siebziger- und Achtzigerjahre", wo man in Europa durch den Preisabbau und die Krise wieder zur Goldwährung zurückkehrte und damit Not und Elend über die Volkswirtschaft brachte. Die Zahl der Verbrechen, die vorher 133 nie überschritt, schnellt plötzlich auf 158,9 hinauf und steigt schließlich von 1879—1883 bis auf 172,8! Aber auch hier setzt mit dem vermehrten Geldumlauf wieder die Besserung ein: Von 1889—93 sinkt die Zahl wieder auf 141,7, bis 1898 sogar auf 132,6 und schließlich geht sie auf ihren tiefsten Stand, auf 123,8 zurück — wie immer in der Zeit der

ruhig fortschreitenden günstigen Geschäftslage, die bekanntlich Mitte der Neunzigerjahre einsetzte.

Welchen Einfluß auf die Verbrechenhäufigkeit eine feste Währung und die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen, unverkürzten Arbeitsertrag daher haben müßte, ist leicht einzusehen. „Die Unehrlichkeit ist ein ungemein empfindlicher Gradmesser für die wirtschaftliche Lage", sagt Aschaffenburg. Wer die Ursachen der Verbrechen angreifen und beseitigen helfen will, muß hier, bei der Verbesserung des Geldwesens einsetzen; er muß „Moral in die Geldausgabe und in den Geldrückzug durch unsere nationalen Notenbanken" bringen helfen, wie Irving Fisher dies verlangt. (Bern 1925.)

Die Krise von 1913.

„Die Schüsse von Serajewo waren für uns eine Erlösung." Mit diesen Worten gab Dr. Ernst Jäckh, heute Direktor der Hochschule für Politik in Berlin, der Stimmung unter der Geschäftswelt Ausdruck, wie sie bei Kriegsausbruch herrschte. Der allgemeine Preisfall seit 1912 hat den Krieg zur Auslösung gebracht, der durch das Aufkommen der ausgebreiteten Geldwirtschaft vorbereitet wurde.

Vom Kriege selbst zu reden und die Erscheinungen auf dem Gebiete des Geldwesens zu besprechen hat am Ende dieser Uebersicht keinen Zweck mehr. Wir würden nichts, gar nichts Neues finden. Was die Weltgeschichte uns bisher zeigte: die Teilung der Völker in Reich und Arm, Ausbeuter und Ausgebeutete und daraus sich ergebend an dauerndem Kampf gegen die Ausbeuter und für die Erhaltung des arbeitslosen Einkommens finden wir ja vor dem Kriege, und der Krieg selbst ist nur die Folge dieser Zersetzung der Völker. Die Störung der Wirtschaft durch ein Versagen des Geldumlaufes mußte die im Innern der Staaten schwelende Flamme über die Grenzen schlagen lassen, weil die verhaltene Glut der Empörung immer gegen das Ausland gerichtet wird, sobald sie sich Luft zu machen beginnt. „Das Ausland ist schuld an unserer schwierigen Lage." Die Grenzen werden abgesperrt, die Märkte

möglichst nationalisiert. Der Gedanke liegt nahe, den der Historiker Ch. L. Hartmann („Vor der Waffenruhe", Basel 1917) ausspricht:

„Bei einem für die ganze Welt bestehenden Freihandel, das heißt dem völlig uneingeschränkten Handelsverkehr aller Nationen sind Kriege ein Ding der Unmöglichkeit. Es würde sowohl der Grund wie der Anlaß hiezu fehlen. Sämtliche Kriege der Neuzeit sind wirtschaftlichen Interessen entsprungen; es waren Kämpfe um neue Märkte, erweiterte Absatzgebiete. Wird jeder Nation der freie Handelsverkehr mit der ganzen übrigen Welt gewährleistet, wird das Prinzip der offenen Tür zu einem für alle Staaten gültigen Grundsatz erhoben, dann fällt jede Ursache zum Kriege weg. Kolonien als ausschließlicher Besitz einer einzelnen Macht werden wertlos. Wie viel haben die Kolonialfragen zu der Genesis dieses Krieges beigetragen! Eine graduelle Parallelisierung der Völkerinteressen, welche zum Europäertum führen müßte, wäre die Folge.

Die Verwirklichung der Freihandelstheorie hätte uns damit auch den dauernden Weltfrieden gegeben. Darüber ist gar kein Zweifel möglich. Mit der Freiheit des Handels hängen die Freiheit der Meere und die Freiheit der Niederlassung zusammen. Was können die Nationen mehr verlangen? Die Staatsgrenzen, die Sprachgrenzen, die Religionsgrenzen können bestehen bleiben. Sie können niemals mehr den Anlaß zu Kriegen bieten, sobald die Nationen durch die universelle Freiheit des Handels sich gegenseitig durchdringen."

Aber Ch. L. Hartmann erkennt den Feind des Freihandels nicht: die Edelmetallwährung, die den ungestörten Geldumlauf und damit den ungestörten Warenumsatz nicht dauernd gewährleistet.

„Der große Krieg hat den Grundmauern unserer Zivilisation den allerschwersten Schlag versetzt: er hat das Geldsystem zerschlagen, zerschmettert, das der Vermittler, der Träger unseres ganzen wirtschaftlichen Lebens ist." So schreibt der englische Geschichtsschreiber H. G. Wells, ohne jedoch zu bemerken, daß uns dieses Geldsystem selber zum Ausgangspunkt des großen Völkermordens geführt hat.

Die Krise von 1920 bis 1922.

Auch hier wollen wir uns ganz kurz fassen. Die Krise brach da — und nur da — aus, wo der Geldumlauf im Verhältnis zum Warenangebot vermindert wurde. Ich verweise hier nur auf meine Schrift: „Die Mitschuld der Nationalbank an der Wirtschaftskrise" (Bern 1921), deren Anschuldigungen gegen die Schweizerische Nationalbank in der Folge von einer Veröffentlichung des Internationalen Arbeitsamtes, „La crise du chômage 1920—1922" (Genf 1924) in vollem Umfange unterstützt und für alle Länder als berechtigt und gültig hingestellt wurde. Da diese beiden Schriften leicht erhältlich sind, wird hier auf einen Auszug daraus verzichtet.

Nur auf eine bezeichnende Erscheinung im Geistesleben sei hier noch hingewiesen. Beobachtungen ähnlicher Art könnten leicht vermehrt werden.

Im Jahr 1918, in der Zeit der noch andauernden Geldvermehrung sprach Pfarrer Lejeune auf der Aarauer Studenten-Konferenz die folgenden Worte, die so recht deutlich die Stimmung der aufblühenden Wirtschaft zeigen, wie sie die Zeit der steigenden Preise immer zeitigt.

„Unsere Seelen sind erfüllt von der Ahnung eines Neuen, ja wir spüren bereits seine ersten Regungen und sehen vereinzelt erste Vorstöße desselben, wie sich uns denn auch die ganze Unruhe und Gährung der Zeit als ein Vorbote des Neuen darstellt.... Alles drängt auf Kämpfe und Entscheidungen, auf Gerichte und Katastrophen hin.... dahinter steht für uns ein werdendes Neues."

Das „werdende Neue" kam nicht, dafür die Zeit des Preisabbaues und mit ihr die „Reaktion", die alle Blütenträume verscheuchte.

Rückblick und Ausblick.

So stehen wir am Ende dieses Versuches, die Rolle des Geldes in der Geschichte der Völker zu erforschen — eines Versuches, der schon als „Revolutionisierung der Geschichtsschreibung" bezeichnet worden ist.

Eine große Zahl von Gelehrten aus allen Wissensgebieten haben, freiwillig oder unfreiwillig, ihr Urteil abgegeben: das Geld ist ein Segen für die Völker, aber es wird auch zu einem Fluch für sie. Ein Segen ist es, solange es als bloßes Tauschmittel dient, ein Fluch wird es, sobald es sich seiner Beschaffenheit oder Verwaltung nach auch als Schatzmittel verwenden lassen kann.

Hier ist der Ort, auf den großen Irrtum einiger Geschichtsschreiber hinzuweisen, daß nämlich nur seit Kriegsausbruch und höchstenfalls zur Zeit von Law und während der Assignatenwirtschaft das Geld Schaden angerichtet habe. Das ist falsch. Das Geld stiftet auch, ja besonders dann Unglück, wenn es in zu geringer Menge vorhanden ist. Wohl hat Guglielmo Ferrero recht, wenn er (im „Discours aux sourds") schreibt:

„Unter die teuflischen Einrichtungen, die die abendländische vom Tode betäubte Zivilisation erfunden hat, um sich vor den Jahrhunderten selber zu morden, muß man auch den bescheidenen Druckstock und seine Presse rechnen. Sie haben keine Dächer abgedeckt und keine Schiffe versenkt, sie haben Schlimmeres gemacht. Sie haben eine heilige Sache gefälscht, ein Maß: das Maß der menschlichen Arbeit. Denn dies ist, abgesehen von den schändlichen und frivolen Diensten, die das Geld der Menschheit leistet, die hohe Aufgabe des Geldes, durch die es in gewisser Beziehung an der göttlichen Natur teil hat. Das Geld verderben heißt uns selber verderben.

„Die Notenpresse hat das Maß der Arbeit verfälscht, und indem sie es fälschte, hat sie auch getötet, obwohl sie weder Frauen noch Männer oder Kinder mordete wie Bomben oder Torpedo. Sie hat in den Menschen die Arbeitslust, die Vorausberechnung, die Sparsamkeit und die Tugend, sich mit dem Seinen zu bescheiden, getötet. Sie täuscht, verwirrt und betrügt das ganze Menschengeschlecht mit neuen Tantalusqualen, mit dem Wunder eines Reichtums, der sich in dem Maße entfernt, indem sich die Hand nach ihm ausstreckt. Sie täuscht die Menschen und macht sie wild, indem sie, aufgeregt durch dieses verwünschte Spiel,

wütend werden, bereit, sich an jemand zu rächen für ihre Entbehrungen, gleichgültig an wem und wie.

„Dieses falsche Geld ist der Aussatz unserer Zeit. Bis wann wird er uns zerfressen; wenn wir uns nicht beeilen ihn zu vernichten? Als Sühne für das vergossene Blut sollte die Reinigung unseres Geldwesens folgen. Das ist nicht die Volkswirtschaftslehre, diese Wissenschaft ohne Herz, die das verlangt, sondern es ist die Wahrheit, das Recht und die Gerechtigkeit."

Aber es wäre nicht richtig, wenn man glauben wollte, die Notenpresse und die Art der Geldverwaltung habe erst seit 1914 Unheil angestiftet. In diesen Jahren haben wir die Folgen der Edelmetall- und der dieser nachgeäfften Papierwährung wie unter dem Vergrößerungsglas beobachten können. Diese Folge waren immer da! Aber wie der Löwe einen größern Eindruck macht als der Schwindsuchtserreger, so wird auch die Tätigkeit der Notenpresse mehr gefürchtet als die stille Arbeit, mit der das ewig streikende Edelmetallgeld die ganze Volkswirtschaft zersetzt.

In den alten Zeiten waren die Menschen wirtschaftlich stark abhängig von den Gewalten der Natur: von Sonne, Regen, Trockenheit und Frost. Der wirtschaftende Mensch der Gegenwart jedoch fühlt sich von diesen Mächten viel unabhängiger. Statt der Ungunst der Natur fürchtet er aber heute das Auf und Ab der Konjunkturen, die ihn, wie Gustav Schmoller schreibt, bald heben und bald unverschuldet ins tiefste Elend stoßen können. Und da es der Mensch fühlt, daß hinter diesem Wechsel das Geld als treibende Kraft steht, so entsteht für ihn auch daraus das Doppelgesicht des Geldes: es wird ihm Gott und Teufel zugleich, Segen und Fluch, liebens- und hassenswert. Fehlte den Menschen in der geldlosen Wirtschaft noch die Möglichkeit, durch den Verkehr über die ganze Erde weg die Erzeugnisse der Arbeit auszutauschen und in Fehljahren die Ersparnisse früherer, besserer Zeiten anzugreifen und zu verzehren, was damals mit zur Verehrung und gleichzeitig zur Furcht vor den Göttern der Natur führte, so fehlt dem heutigen Menschen noch die Ruhe und das Vertrauen in den geregelten Gang der Wirtschaft, die ja durch das heutige Geld immer wieder neu gestört wird, und es bildet sich

die Verehrung und die Furcht vor Gott Mammon aus; erst eine geregelte Geldausgabe, die alle Krisen ausschließt, wird den Mammonismus der Gegenwart beseitigen und die äußeren Bedingungen für eine wahre und tiefe Religion schaffen, die auch im Wirtschaftsleben in Geltung bleiben kann.

Die Forderung der heutigen Zeit ist ein Geld, dessen Kaufkraft durch eine vernünftig geregelte Ausgabe dauernd auf gleicher Höhe gehalten wird. Dadurch werden Krisen, Arbeitslosigkeit, Absatzstockung und Verarmung der Völker vermieden. An ihre Stelle treten ein gesunder Geschäftsgang, die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit, ungehemmter Austausch der Erzeugnisse und damit rasch zunehmender Reichtum. Der Zins und damit die Ausbeutung der Arbeitenden durch das arbeitslose Einkommen sowie, was besonders wichtig ist und fast immer übersehen wird: die Verhinderung vieler Arbeiten, die einen hohen Zins nicht einbringen können, nimmt auf der ganzen Linie ab. Damit gehen auch die Gegensätze zwischen Reich und Arm zurück auf die natürlichen Unterschiede in den Arbeitsleistungen.

Damit fällt aber auch die Ursache zu den Klassenkämpfen und zu den Kriegen, die wenig anderes sind als Empörungsversuche der durch die verfehlte Geldwirtschaft beengten Bürger. Diese Aufstände werden durch die Staatsgewalt nach außen gewendet.

Was wir heute als „politische Geschichte" bezeichnen, würde durch eine vernünftige Geldwirtschaft beendet, sobald sich diese auch auf eine bessere Bodenpolitik ausgewirkt hat. Was bleibt, ist „Kulturgeschichte". Der Weg zur Kultur geht auch heute über ein besseres Tauschmittel, über ein Tauschmittel, das dient und nicht herrscht, das umläuft und nicht mit Vorteil für seinen Besitzer streikt, das die Bürger und die Völker nicht trennt, sondern einigt.

Ende.

Einige der bekanntesten Geldsorten.

Angster: Kupfer $^5/_8$ Rp. = 2 Denier = ¼ Kreuzer.
As: Kupfer = 0,058 gr.
Batzen: 14,4 Rp. = 2⅔ Schilling = $2^1/_{10}$ Plappart = 4 Kreuzer = $^4/_{10}$ Fr. a. W. = 32 Pfennig.
Dareikos: 8,45 gr Gold = 29,14 Fr. oder 5,6 gr Silber = 1,12 Fr., auch Stater genannt, in Medien Siglos.
Denar: röm. 4,37 gr = 4 Sesterze = 70 Pfennige. 84 Denar = röm. Pfund Silber, 1000 bis 1333 Denar = 1 röm. Pfund Gold = 327,45 gr. Karl der Große: 1,09—1,7 gr = $^1/_{240}$ des karolingischen Pfundes von 367,2 gr = 1 Pfennig (d). 40 alte Denar = 30 karoling. Denar = 1 konstantinischer Goldsolidus.
Denier (d) = 1 Pfennig = 1,09—1,7 gr = $^4/_{240}$ des karol. Pfundes.
Dicker oder Dickpfennig: 72 Rp. = ⅓ Goldgulden = 5 Batzen.
Drachmen (alte) 6,2 gr Silber, solon. Dr. = 4,366 gr. 100 Dr. = 1 Mine. 6000 Dr. = 1 attisches Pfund.
Dublone = 16 Franken a. W. oder 22,80 Fr. neuer Währung.
Dukaten = 1,40 Fr.
Florin = Gulden, s. d.
Franken: a. W. = 10 Batzen = $144^{93}/_{100}$ Rp. n. W.
Franken: n. W. = 100 Rp. = 5 gr Silber $^9/_{10}$ fein, 290,3 Milligramm Feingold.
Goldsolidus: 3,74 gr Gold 9,28 Fr.
Goldstater: 8,73 gr Gold, ca. 30 Fr.
Groschen: $^4/_{24}$ Taler zu 12 Pfennig.
Gulden: (fl. F.) = 60 Kreuzer = 15 Batzen = 40 Schilling = 2,56 Fr.
Guldengroschen = 2 Lot (16,16 gr) schwere Silbermünze des 15. Jahrhunderts, der den Wert des Guldens in Silber darstellen sollte, Vorläufer des Talers.
Hohlpfennig: Nach dem Gewicht berechnete Münze (im Gegensatz dazu: Dickpfennig als Rechnungsmünze).
Kreuzer = 2½ Rp., urspr. Denar mit aufgeprägtem Kreuz.
Krone = bloß Rechnungsmünze 362. $^{82}/_{1000}$ Fr. = 25 Batzen = 2½ Fr. a. W. = 3½ Pfund = $1^3/_5$ Gulden.
Lot: $^1/_{32}$ Pfund = 16,66 gr.
Mark, Kölner = 243,87 gr preuß. M. = 233,855 gr.

Mark, deutsche = $^{1}/_{10}$ der Reichsgoldmünze, von der 139½ Stück auf 1 Pfund Gold gehen = 358,9 Milligramm Gold.

Mine, aeginetische = 617 gr Silber = 123,40 Fr. euböische M. = 436 gr Silber = 87,2 Fr. 60 Min = 1 Talent. 1 Mine = 100 Drachmen.

Obolus: 1,03 gr Silber.

Pfund bern. Rechnungsmünze = 20 Schilling = 7½ Batzen. 1,08615 Fr. röm. Pf. = 327,45 gr = 72 Goldstücke zu 4,55 gr (Solidus, d. h. Ganzstücke) = 1000 Denare = 4000 Sesterze. Pfd. Karls des Großen = 367,2 gr zu 12 Unzen. Kölner Pfd. 233 gr in 2 Mark zu je 16 Lot zu je 18 gr Silber. Troyes' Pfd. = 373,25 gr.

Plappart: 15 Denier (s. d.).

Scheckel: (Seckel) schwerer, altbab.: 16, rg., leichter: 8,4 gr Silber. Hebr. Sch. oder Silberling 14,5 gr.

Schilling: 3,75 Batzen, $^{1}/_{20}$ bern. Pfund = 59,7 Rp.

Silberling: 1 hebr. Scheckel 14,5 gr Silber.

Silbergulden: Taler, s. d.

Silberdareikos: 5,56 gr Silber.

Silbertaler bab.: 9,5 bis 11,5 gr Silber.

Silbertalent: aegin. 37,2 kg = 7440 Fr.

Solidus = Ganzstück 4,55 gr Gold = $^{1}/_{72}$ röm. Pfund.

Stater, aeg. = 2 Drachmen = 12,4 gr Silber.

Talent aeginetisches, Silber 37,2 kg (7440 Fr.), solonisches: 26,1962 kg = (5239,24 Fr.) = 60 Mine zu 436,6 gr. 1 Mine zu 100 Drachmen von 4,36 gr römische Talent = 6000 Denare = 33,42 kg (6684 Fr.) attisches Talent = 26,2 kg = 5240 Fr.

Taler = 1,071 gr Gold = 3,70 Fr. = $^{1}/_{30}$ Pfund Silber = $^{1}/_{139,5}$ Pfund Gold.

Ausdrücke aus der Münzkunde.

Kippen: beschneiden, am Rande der Münzen.

Korn: Feinheit des Metalles.

Passiergewicht: Die unterste Grenze für das noch zulässige Gewicht.

Prägegebühr: Die Kosten für das Prägenlassen von Edelmetall. (In England 1666 abgeschafft.)

Schlagschatz: Der Unterschied zwischen dem Ankaufspreis des Edelmetalls und dem aufgeprägten Wert der Münzen. Die Banque de France kauft z. B. das kg Feingold zu 3437 Fr., prägt jedoch daraus 3444,44 Fr. Der Schlagschatz beträgt hier somit 2,2 ‰, die wirklichen Prägekosten, während ein Schlagschatz von 2%, ja von 5—10% vorkam und in Frankreich zeitweilig bis auf 50% stieg. 10—15% war im Mittelalter das Uebliche.

Wippen: wiegen, bedeutet, aus den vorhandenen Münzen die schwersten heraussuchen.

Indexzahlen seit 1850.

	England Index Sauerbeck (45 Art. engros)	Frankreich Index March (43 Artikel)	Deutschland Hamburg Importpreise	Ver. Staaten (223, später 260 Artikel)
1850	77	—	120	125
1851	75	—	112	129
1852	78	—	118	125
1853	95	—	134	133
1854	102	—	153	138
1855	101	—	161	138
1856	101	—	147	138
1857	105	169	150	137
1858	91	152	130	124
1859	94	152	136	122
1860	99	160	141	122
1861	98	157	139	123
1862	101	158	141	144
1863	103	159	136	181
1864	105	157	140	232
1865	101	147	139	264
1866	102	149	142	240
1867	100	146	143	210
1868	99	147	139	196
1869	98	144	139	187
1870	96	148	135	174
1871	100	153	140	166
1872	109	159	155	169
1873	111	159	160	168
1874	102	147	147	162
1875	96	143	138	155
1876	95	144	134	144
1877	94	135	132	132
1878	87	133	124	124
1879	83	130	123	118
1880	88	133	128	130

	England Index Sauerbeck (45 Art. engros)	Frankreich Index March (43 Artikel)	Deutschland Hamburg Importpreise	Ver. Staaten (223, später 260 Artikel)
1881	85	130	127	129
1882	84	127	127	123
1883	82	122	121	129
1884	76	112	114	121
1885	72	110	108	113
1886	69	106	101	112
1887	68	102	103	113
1888	70	107	105	115
1889	72	111	113	115
1890	72	111	111	113
1891	72	109	113	112
1892	68	106	105	106
1893	68	104	103	106
1894	63	96	96	96
1895	62	94	94	94
1896	61	91	93	90
1897	62	92	91	90
1898	64	95	93	93
1899	68	103	99	102
1900	75	110	113	111
1901	70	105	115	109
1902	69	103	103	113
1903	69	104	103	114
1904	70	103	102	113
1905	72	109	106	116
1906	77	116	112	123
1907	80	119	119	130
1908	73	114	112	123

Gold- und Silbergewinnung.

Perioden	Jährliche Gewinnungen an Gold in Kg. F.	Gold in 1000 Mark	Silber in Kg.	Silber in 1000 Mark (Markwert)	Gesamtwert in 1000 Mark
1493—1520	5 800	16 182	47 000	12 220	28 402
1521—1544	7 160	19 916	90 200	22 370	42 346
1545—1560	8 510	23 742	311 600	76 965	100 707
1561—1580	6 840	19 083	299 500	72 779	91 862
1581—1600	7 380	20 590	418 900	98 860	119 450
1601—1620	8 520	23 771	422 900	96 412	120 192
1621—1640	8 300	23 157	393 600	78 326	101 483
1641—1660	8 770	24 469	366 300	70 330	94 798
1661—1680	9 260	25 835	337 000	62 682	88 617
1681—1700	10 765	30 434	341 900	63 593	93 623
1701—1720	12 820	35 768	355 600	65 075	100 843

Perioden	Jährliche Gewinnungen an Gold in Kg. F.	1000 Mark	Silber in Kg.	1000 Mark (Markwert)	Gesamtwert in 1000 Mark
1721—1740	19 080	53 233	431 200	79 772	133 005
1741—1760	24 610	68 662	533 145	100 764	169 426
1761—1780	20 705	57 767	632 740	124 021	181 788
1781—1800	17 790	49 634	879 060	162 626	212 260
1801—1810	17 778	49 600	894 150	160 053	209 653
1811—1820	11 445	31 932	540 770	97 339	129 271
1821—1830	14 216	39 663	460 560	81 519	121 182
1831—1840	20 289	56 606	596 450	105 572	162 178
1841—1850	54 759	152 777	780 415	137 353	290 130
1851—1855	199 388	556 308	886 115	160 387	716 695
1856—1860	201 750	562 899	904 990	164 709	727 608
1861—1865	185 057	516 326	1 101 150	199 308	715 634
1866—1870	195 026	844 139	1 339 085	239 696	783 835
1871—1875	173 904	485 207	1 969 425	344 649	829 856
1876—1880	172 414	481 045	2 450 252	382 062	863 107
1881—1885	154 959	432 300	2 808 400	424 800	858 100
1886—1890	169 869	473 934	3 387 532	448 000	921 930
1891—1895	245 170	684 031	4 901 333	554 200	1 238 231
1896—1900	387 157	1 080 447	5 154 551	428 806	1 508 253
1901—1905	485 434	1 354 359	5 226 121	404 015	1 758 374
1906—1910	652 302	1 819 922	6 135 348	480 518	2 300 440
1911—1920	647 936	1 807 741	5 906 681	594 060	2 401 801

Lebensmittelpreise in Luzern von 1500—1900 in Rp.

(nach Haas-Zumbühl, in der Zeitschrift für Schweizerische Statistik und Volkswirtschaft. 1902. Mit einer Kurve.)

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1501—10	3	2					
1511—20	3	2					
1521—30	4	2					
1531—40	4	3					
1541—50	3	3					
1553—60			0,8				
1551—60	6	4					
1561—70	7	4	1,15				
1571—80	8	7	1,9				
1581—90	9	8	1,9				
1591—1600	9	7	1,9				
1601—10	12	10	2,66	21,56	13,76	13,9	73,88
1601				23,7	10,76	11,3	70,42
1602				27,5	10,98	11,3	74,44
1603				17,9	13,36	14,1	70,12

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1604				19,8	15,0	14,2	73,66
1605				19,8	13,36	14,2	72,02
1606				17,9	16,75	16,1	75,41
1607				19,8	13,0	14,2	71,66
1608				22,8	12,61	11,3	71,37
1609				23,7	15,0	16,1	78,74
1610				22,8	16,75	16,1	80,31
1611—20	13	13	2,66	30,43	12,24	12,5	83,83
1611				22,8	15,0	14,2	80,66
1612				24,6	15,0	14,2	82,46
1613				28,4	10,98	11,3	79,34
1614				31,1	18,25	18,9	96,91
1615				35,5	13,36	14,2	91,72
1616				33	10,0	11,3	82,96
1617				28,4	8,74	8,5	74,30
1618				33	9,0	9,5	80,16
1619				36,9	10,50	11,3	87,36
1620				28,4	11,58	11,3	79,94
1621—30	14	10	3,81	31,86	19,84	12,6	102,11
1621				32,1	16,75	16,1	92,76
1622				31	36,50	57,2	152,51
1623				30,3	20	22,7	100,81
1624				33	16,75	16	93,56
1625				33	16,75	16	93,56
1626				35,5	13,36	14,2	90,87
1627				36,9	18,24	18,9	101,85
1628				33	21,66	24,6	107,07
1629				31	21,66	24,6	105,07
1630				22,8	16,75	16	83,36
1631—40	14	9	4,18	32,8	23,31	28,5	101,79
1631				25,5	16,65	16	85,43
1632				27,5	15	14,2	83,88
1633				30,3	23,25	27,4	108,13
1634				33	28,26	39,5	127,94
1635				35,5	25,01	32,1	119,79
1636				37,8	28,01	39,5	132,49
1637				35,5	25,01	32,1	119,79
1638				35	26,75	32,1	121,03
1639				36,9	23,25	27,4	114,73
1640				31	21,77	24,6	104,55
1641—50	14	11	4,18	28,66	17,84	19,8	95,48
1641				31,1	16,75	16	93,03
1642				26,5	28,76	39,5	123,94
1643				26,5	20	22,7	98,38
1644				28,4	18,75	18,9	95,23
1645				31,1	17	18,9	96,18
1646				28	10,98	11,3	79,46

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbsfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1647				22,8	11,76	11,3	74,04
1648				23,7	13,36	14,2	80,44
1649				33	20,26	22,7	105,14
1650				35,5	20,76	22,7	108,14
1651—60	15	12	4,18	16,26	14,31	14,7	86,45
1651				33,1	21	12,7	107,98
1652				31	18,24	18,9	99,32
1653				23,7	16,75	16,1	87,73
1654				24,6	16,75	16,1	88,63
1655				22,8	8,25	8,5	70,73
1656				19,9	8,25	8,5	67,38
1657				26,5	10	11,3	78,98
1658				28,4	10,98	11,3	81,86
1659				24,6	18,24	18,9	92,92
1660				28	14,64	14,2	88,02
1661—70	15	12	4,18	33,05	17	17,5	98,73
1661				35,5	21	22,7	110,38
1662				35,5	21,26	22,7	110,64
1663				31,1	16,80	16,1	95,18
1664				40,5	17,77	18,9	107,90
1665				35,5	19,50	20,8	106,98
1666				35,5	21	22,7	109,30
1667				35,5	15,30	14,2	96,18
1668				31,1	13,40	14,2	89,88
1669				27,3	12,89	11,3	99,97
1670				22,8	11,10	11,3	76,38
1671—80	16	13	4,18	30,98	17,62	19,2	100,98
1671				22,8	10,98	11,3	78,26
1672				17,9	10,98	11,3	73,36
1673				22,8	16,55	16	88,53
1674				25,5	17	18,9	94,58
1675				22,8	20	22,7	98,68
1676				40,5	17	18,9	109,58
1677				40,5	16,20	16	105,88
1678				40,5	22,51	24,6	120,79
1679				45,4	23,51	27,4	129,49
1680				31,1	21,51	24,6	110,39
1681—90	18	14	4,18	28,98	16,37	18	99,53
1681				27,5	21	23,6	108,28
1682				28,4	19	21,8	105,38
1683				28,4	11,55	11,3	87,43
1684				27,5	10,98	11,3	85,96
1685				28	11,59	11,3	87,07
1686				28,4	13	13,3	90,88
1687				31,1	13	13,3	93,58
1688				28,4	17,56	18,9	101,04
1689				31	20,51	22,7	110,39

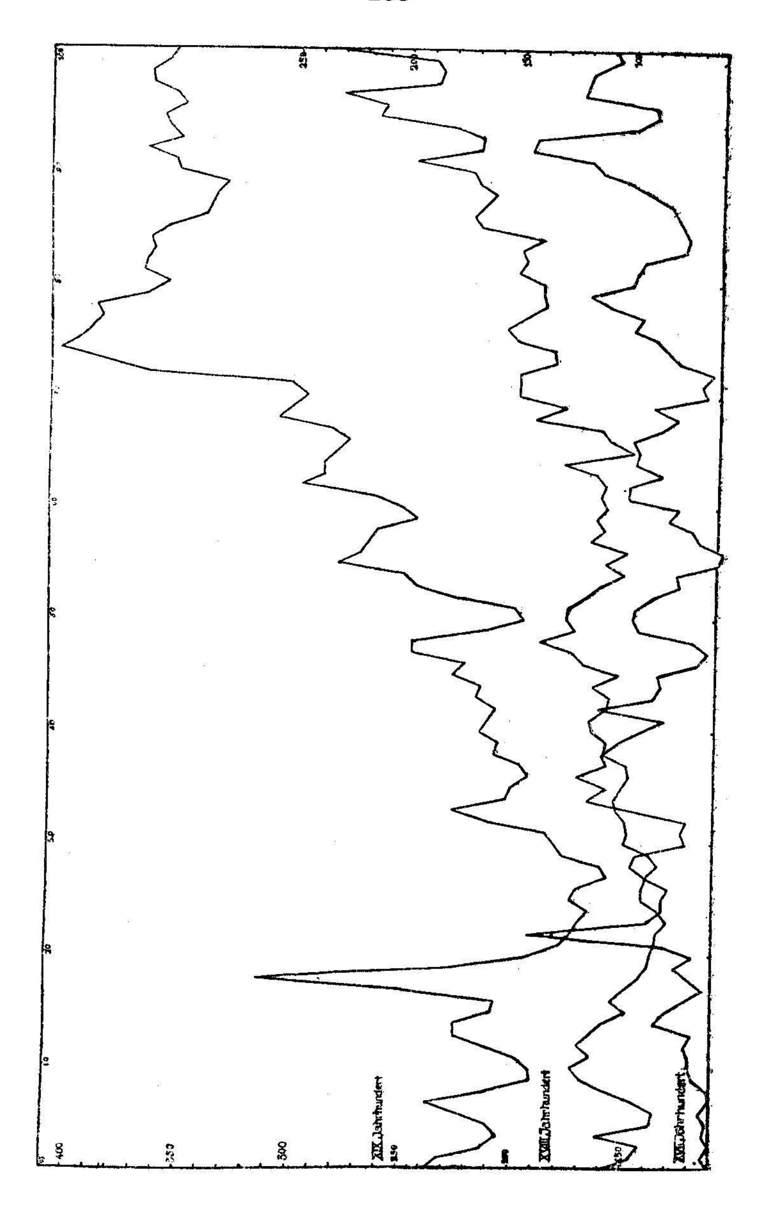
Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1690				31,1	25,51	32,1	124,89
1691—1700	20	14	5,33	36,77	23,21	27	116,31
1691				30,3	26,51	33,1	129,24
1691				42,5	34,91	39,5	156,24
1693				42,5	33,46	39,5	154,79
1694				35	17,20	17,9	109,43
1695				35	13	13,3	100,63
1696				35,5	13	13,3	101,13
1697				37,8	25,01	31,2	133,34
1698				35,5	25,26	31,2	131,29
1699				40,5	23	26,7	129,53
1700				33,1	20,74	24,6	117,77
XVII. Jahrhundert				28,14	17,55	19,37	
1701—10	19	15	5,33	30,47	19,30	24,1	113,20
1701				24,6	24	31,2	119,13
1702				28,4	17,98	20,9	106,61
1703				28,4	16,61	17,9	102,24
1704				33,1	20,98	28,4	121,81
1705				33	12	13,2	97,53
1706				28,4	13,98	15,1	96,81
1707				27,5	17,51	21,7	105,04
1708				31	20,98	28,4	119,71
1709				30,3	25,98	33,1	128,71
1710				40	22,98	31,2	133,51
1711—20	19	15	5,33	30,76	20,23	24,3	114,62
1711				31	22,98	31,2	124,51
1712				33	26,75	31,2	130,28
1713				35	25,76	25,5	125,59
1714				37,8	21,31	20,9	119,34
1715				31,1	17,98	20,9	109,31
1716				33	20	23,6	115,93
1717				31	17,98	20,9	109,21
1718				26,5	17,01	20,9	103,74
1719				24,6	16,51	18,9	99,34
1720				24,6	16	18,9	98,83
1721—30	17	15	5,33	26,8	15,24	18,6	97,97
1721				24,6	15,50	18,9	96,33
1722				24,6	14,98	18,9	95,81
1723				24,6	13,98	16	91,91
1724				24,6	14,98	18,9	95,81
1725				30,3	15,50	18,9	102,03
1726				30,3	15,50	18,9	102,03
1727				28	16	18,9	100,23
1728				24,6	14,98	18,9	95,81
1729				28	15,50	13,9	99,73
1730				28,4	15,50	18,9	110,13
1731—40	19	16	5,33	32,94	19,01	22,4	114,68

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1731				31	17,01	20,9	109,24
1732				31	17,98	20,9	110,21
1733				30,3	20	23,6	114,23
1734				31	20,40	23,6	115,33
1735				33,1	17,98	20,9	112,31
1736				31,1	17,01	20,9	109,34
1737				35	16	18,9	110,23
1738				36,9	20	23,6	120,83
1739				33,1	20,98	25,5	119,91
1740				36,9	22,74	25,5	125,47
1741—1750	20	17	5,33	36,45	23,28	27,4	129,46
1741				37,8	21,74	25,5	127,37
1742				36,9	18,98	21,7	119,91
1743				33	20	23,6	118,93
1744				36,9	21,51	24,6	125,34
1745				33	17,98	20,9	114,21
1746				35	24	29,3	130,63
1747				35,5	26,50	31,2	135,53
1748				38,8	31,38	36,8	149,31
1749				38,8	24,20	29,3	134,63
1750				38,8	26,46	31,2	138,79
1751—1760	20	16	6,09	36,7	20,39	23,9	129,08
1751				37,8	25,98	31,2	137,07
1752				40	21,98	25,5	129,57
1753				35,5	20,98	24,6	123,17
1754				35,5	16	18,9	112,49
1755				37,8	18,98	21,7	120,57
1756				35,5	16	18,9	111,23
1757				37,8	21,98	25,5	127,37
1758				32,1	21,98	25,5	121,67
1759				40	20	23,6	125,69
1760				35	20	23,6	120,69
1761—1770	20	18	6,49	44,13	20,72	24,4	133,74
1761				42,5	17,01	19,8	123,80
1762				36,9	18,30	21,7	121,39
1763				42,5	17,98	20,9	125,87
1764				47,3	21,98	25,5	139,27
1765				41,6	20	23,6	109,69
1766				40,5	16	18,9	119,89
1767				44,4	16	18,9	123,79
1768				43,5	29,98	35,8	153,77
1769				49,2	20,98	24,6	139,27
1770				52,9	29	34	160,39
1771—1780	23	18	8	50,17	25,03	29,8	154,00
1771				52,9	27,49	31,2	160,59
1772				54	26,50	31,2	160,70
1773				42,5	24	29,3	144,80

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbsfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1774				42,5	25	29,3	145,80
1775				49,2	24	29,3	161,50
1776				62,5	25,26	30,2	166,96
1777				54,5	25,26	30,2	158,96
1778				46,3	24,50	29,3	149,10
1779				46,3	25,26	30,2	150,76
1780				51	22,98	27,4	150,38
1781—1790	26	21	9,9	55,29	26,89	31,5	170,58
1781				51	24,25	29,3	161,45
1782				48,2	24,25	29,3	158,65
1783				52,9	23,75	27,4	160,95
1784				52	20,75	22,3	151,95
1785				63,5	26,76	31,2	178,36
1786				63,5	28,30	33,1	181,80
1787				63,5	26,75	30,2	177,35
1788				54,5	28,25	33,1	172,75
1789				48,2	33,86	40,6	179,56
1790				55,6	32	37,8	182,30
1791—1800	29	25	9,9	70,04	33,95	40	207,89
1791				61,5	24,45	29,3	179,15
1792				59,5	24,45	29,3	177,15
1793				59,5	29,95	35,9	189,25
1794				65	44,48	51	224,38
1795				62,5	44,48	51	221,88
1796				73,5	46,89	56,7	240,99
1797				73,5	28	33,1	198,50
1798				78,4	24,80	29,3	196,40
1799				76,5	28	31,1	199,50
1800				79,5	43,96	51	238,36
XVIII. Jahrhundert				41,38	22,40	26,64	90
1801—1810	33	29	10,82	72,6	30,43	36,1	211,95
1801			11,05	85	33,98	40,6	232,63
1802			11,05	71,8	30,96	37,7	213,51
1803			11,05	64,2	32	37,7	206,95
1804			11,05	73,5	29,50	35	211,05
1805			11,05	75,5	33,98	40,6	223,13
1806			11,05	80	39,24	45,3	237,59
1807			11,05	72	30,32	35,9	211,27
1808			11,05	63	25,54	30,2	191,79
1809			9,9	69	23,90	27,9	192,70
1810			9,9	72	24,90	29,8	198,60
1811—1820	34	31	10,32	66,92	37,31	45,1	224,65
1811			9,9	67	31,82	37,9	211,62
1812			9,9	61,5	41,30	48,7	226,40
1813			9,9	70	35,90	42,5	226
1814			9,9	69	30,06	35,4	209,36
1815			9,9	68	29,97	35,9	208,77

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1816			10,28	69	48,52	57,7	250,50
1817			11,43	75,5	71,64	89,8	313,37
1818			11,43	72	36,64	42,5	227,57
1819			10,28	62,5	24,66	33,1	195,54
1820			10,28	54,5	22,62	27,5	179,90
1821—1830	28	26	8,67	56,95	24,09	28,9	172,61
1821			10,28	52,5	26,22	31,2	174,20
1822			9,1	61,5	21,44	25,5	171,54
1823			9,1	54,5	22,74	26,4	166,74
1824			9,1	56,5	25,12	31,2	175,92
1825			9,1	57,5	22,48	29,3	172,38
1826			8	54,5	19,28	22,7	158,48
1827			8	52	21,64	25,5	161,14
1828			8	58,5	26,56	31,2	178,26
1829			8	58,5	27,85	33,1	181,45
1830			8	63,5	27,59	33,1	186,19
1831—1840	34	35	11,12	69,55	26,60	33,9	210,17
1831			9,1	62,5	33,32	38,8	212,72
1832			9,1	72	36,04	42,5	228,64
1833			11,81	69	23,58	31,2	204,59
1834			11,81	70,5	22,85	28,3	202,46
1835			11,81	65	21,11	27,5	194,42
1836			12,6	66	22,64	28,3	198,54
1837			12,6	77,5	22,98	28,4	210,48
1838			11,43	72	24,85	31	208,28
1839			11,05	70	29,56	37	216,61
1840			9,9	71	29,09	36	213,99
1840—1850	35	35	10,02	72,7	31,38	36,3	220,40
1841			9,9	72,9	25,23	31	209,03
1842			9,9	76	28,50	34	218,40
1843			9,9	71	29,32	36	216,22
1844			9,9	76,6	32,92	40	229,42
1845			10,1	76,1	29,85	37	223,05
1846			10,1	76	43,55	48	247,65
1847			9,9	74,1	49,52	44	247,52
1848			9,9	71	28,35	34	213,25
1849			10,1	66	22,83	29	197,93
1850			10,5	67	23,77	30	201,27
1851—1860	45	40	11,98	84,98	33,74	41,4	257,10
1851			12,9	64	28,23	36	226,13
1852			12,9	74	32,97	41	245,87
1853			12	80,5	33,07	40	250,57
1854			12	79,4	46,92	57	280,32
1855			12	79,8	42,95	51	270,75
1856			11,33	89,5	36,62	43	265,45
1857			11,33	93,1	33,37	41	263,80
1858			11,33	94,3	24,05	31	245,68

Jahr	500 Gr. Ochsenfleisch	500 Gr. Kalbfleisch	1 Lt. Milch	500 Gr. Butter	1 Kg. Kernen	1 Kg. Weißbrot	Zusammen
1859			12	98,6	25,07	32	252,67
1860			12	90,6	34,16	42	263,76
1861—1870	51	57	13,08	99,98	30,37	40,9	292,33
1861			12,66	100,9	33,89	42,5	297,95
1862			13,33	95,3	29,98	40,5	287,11
1863			12,66	98,2	29,01	40	287,87
1864			13,33	96,2	27,23	37,5	282,26
1865			12,66	98,1	24,07	33,5	276,33
1866			12,66	95,1	28,30	39	283,06
1867			12,66	100	38,04	50	308,70
1868			13,33	100	34,71	46	302,04
1869			14	108,5	27,41	38	295,91
1870			14	107,5	31,05	42	302,05
1871—1880	76	82	16,89	130	34,55	47,5	386,94
1871			14	112,5	34,95	47	366,45
1872			16,5	124,5	38,23	50,5	387,73
1873			18,7	135,2	41,07	54	406,97
1874			16	133,9	38,43	52	398,33
1875			16,7	140,2	31,73	46	392,63
1876			18	140,7	24	48	388,70
1877			19	136,8	30,25	46	390,05
1878			17	121,4	30,25	40,4	367,05
1879			17	121,3	24	38,6	358,90
1880			16	123	30	42,7	369,70
1881—1890	75	87	15,65	115,88	22,95	36,1	352,58
1881			17	115	31,50	42,5	368
1882			15	123	24	41,7	365,70
1883			16	126	24	38,1	366,10
1884			17	120,5	21,50	37,1	358,10
1885			16	109,3	21,25	34,2	342,75
1886			14	110	21,25	33	340,25
1887			14,5	107,5	20,50	33,3	337,80
1888			15	100,7	21,50	33,4	332,60
1889			15,5	120,1	21,50	34	353,10
1890			16,5	120,5	22,50	34,1	355,60
1891—1900	80	96	15,95	113,15	20,22	33,2	358,62
1891			16	115	26,20	35,6	368,80
1892			15	107	20,70	34,6	353,30
1893			15	115	19,30	33	358,30
1894			17	120,5	15,80	31,5	360,80
1895			15	113,5	16,60	30,3	351,40
1896			16	114	19	30,5	355,50
1897			16	117	22,70	33,6	365,30
1898			17	114	21,30	37,8	366,10
1899			16,5	111,5	20,60	33,7	358,30
1900			16	111,5	20	31,5	355
XIX. Jahrhundert				88,27	29,16	37,9	


XIX. Jahrhundert
XVIII. Jahrhundert
XVII. Jahrhundert

Namenverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

II. Ein Gang durch die Geschichte.

III. Anhang.

100 Einwände u. Bedenken gegen Freiland-Freigeld.

Zusammengestellt und beantwortet von **Fritz Schwarz.**

Fr. 1.50.

Redaktor Keller im **„Landschäftler“:**

„Diese Schrift ist allen jenen selbstbewußten Kritikern zu empfehlen, besonders denen mit akademischen Titeln, die sich himmelhoch über die weltfremden Apostel erhaben fühlen, sie belächeln und bekritteln ohne überhaupt zu wissen worum es geht. Schwarz ist ein so schlagfertiger Polemiker, daß vor ihm gewöhnlich alle Kritiker verstummen. So geht es: wenn man am Ende seiner Weisheit angelangt ist, so hüllt man sich in vornehmes Schweigen und hält es unter seiner Würde, sich auf eine Diskussion einzulassen. Der Verfasser wird daher wohl umsonst auf eine Entgegnung warten.“

„Das Ziel“, Erfurt:

„Eine treffliche Hilfe im Kampf für die Verwirklichung der ausbeutungslosen Freiwirtschaft. Da ich selber an der Herausgabe eines ähnlichen Buches gearbeitet habe, weiß ich die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten abzuschätzen. Die Anlage des Büchleins ist gut; die Einwände sind klar ausgesprochen, die Antworten deutlich und bestimmt.“ (Otto Maaß.)

Die „Berner Woche“, Bern:

„Wer sich über die heute so viel genannte und umstrittene Freiwirtschaftslehre von Silvio Gesell rasch und anstrengungslos orientieren will, greife zu diesem Büchlein. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff ganz unbedingt. Viele studierte Volkswirtschafter können von ihm lernen und sie tun es auch, ohne dies indessen zu bekennen. Schwarz ist der geborne Polemiker, schlagfertig, klar im Ausdruck, belesen, ganz von seiner Sache überzeugt. Es ist ein wahrer Genuß, seiner Kontroverse zu folgen.“ (Dr. H. B.)

Die Mitschuld der Nationalbank an der Wirtschaftskrise.

Von **Fritz Schwarz.** 32 S. 50 Rp.

„Berner Schulblatt“:

„Kurz, klar, treffend und interessant!“ Dr. R.

„Der Organisator“:

„Ich möchte diese Broschüre geradezu als eine Einführung in die Oekonomie des Geldes bezeichnen.“

Rücksichtnahme auf den Index, wie es der Schweizer Freiwirtschaftsbund seit seinem Bestehen verlangt. Bei allgemeinem Anziehen der Preise, das heißt also bei einer drohenden Geldentwertung soll die umlaufende Geldmenge vermindert, bei einem drohenden Sinken des Indexes soll sie vermehrt werden."

„Neue Glarner Zeitung":

Die Freiwirtschafter wurden bisher oft angegriffen und lächerlich gemacht; aber diese Stimmen berufener Männer werden doch manche Spötter zum Nachdenken bringen müssen, dies umsomehr, als die drei Meinungsäußerungen so klar und allgemein verständlich sind, daß eine Nachprüfung der Theorien und der Tatsachen für jedermann leicht möglich ist. Die Schrift, die übrigens sehr billig ist, sei bestens empfohlen.

* * *

Der Unterzeichnete empfiehlt auf das Wärmste diese lehrreiche, billige Broschüre jeder Person, die sich für die Wohlfahrt der Schweiz und aller deutsch sprechenden Länder interessiert. Sie behandelt einen Gegenstand, der heute brennend ist und zwar in knapper, leicht verständlicher, klarer, beispielreicher Weise. Sie zeigt wie wir, heute mehr denn je, die blinden Sklaven einer wechselnden Geld-, Gold- und Banknotenwährung sind, die entschieden d a u e r n d und f e s t überall stabilisiert werden muß, wenn wir endlich und zwar ein jeder von uns, aufhören wollen als Spielbälle einiger internationaler Welttrusts zu dienen, die Milliarden aus der Geistes- und Körperarbeit von uns allen mühelos verdienen, ohne daß wir wissen oder ahnen wie und warum. Es ist wahrhaftig besser, einige Centimes, Pfennige oder Groschen zu opfern für das Lesen und Kapieren eines so wichtigen Gegenstandes, als für eine Zigarre, ein Glas Wein oder eine Cinemavorstellung.

Dr. A. Forel in Yvorne
vormals Professor in Zürich.

„Berner Volkszeitung", Herzogenbuchsee.

„Die Verfasser zeigen uns an Hand von alltäglichen Beispielen, wie die Menschheit durch die fehlende Wertbeständigkeit des Geldes betrogen wird, nicht im strafrechtlichen Sinne, sondern durch die überlebte Eigenart unserer Währungen. Wer sich um die Frage der „Wertbeständigkeit unseres Geldes" interessiert, der schaffe sich diese kleine Broschüre an. Sie wird ihn sicher zu einem Anhänger der internationalen Bewegung machen, die sich die Schaffung wertbeständigen Geldes zum Ziele gesetzt hat." B.

Buchdruckerei H. Gerber
Schwarzenburg

